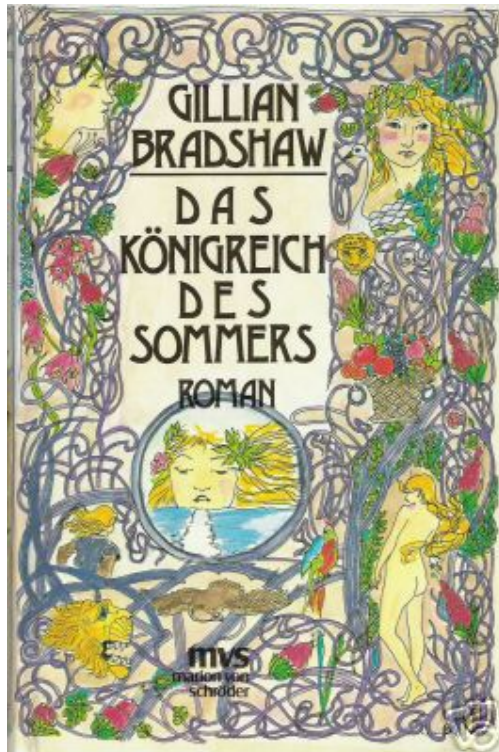


Gillian Bradshaw

DAS KÖNIGREICH DES SOMMERS

Roman
Deutsch von Ilka Paradis



mvs • Marion von Schröder Verlag

Der Titel der 1981 bei Simon & Schuster, New York,
erschienenen Originalausgabe lautet: KINGDOM OF SUMMER
© 1981 by Gillian Bradshaw
Sonderausgabe 1993
Copyright © der deutschen Ausgabe 1983
by Marion von Schröder Verlag GmbH, Düsseldorf
Deutsch von Ilka Paradis
Alle Rechte der Verbreitung in deutscher Sprache,
auch durch Film, Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art,
auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherung
und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.
Gesetzt aus der Garamond der Fa. Hell
Satz: Bauer & Bökeler
Filmsatz GmbH, Denkendorf
Gesamtherstellung: Bercker Grafischer Betrieb GmbH, Kevelaer
Printed in Germany ISBN 3-547-71.497-4

1

Dumnonia ist das zivilisierteste Königreich in Britannien, aber im Januar sieht es im Nordosten nicht zahmer aus als die Wildnis von Kaledonien. Die Felder liegen unter Schnee begraben, und nur die Stoppelspitzen zeigen sich bleich über den Schneewehen. Vom Himmel ist alle Farbe verschwunden, und er scheint auf dem Land zu lasten. Jenseits des bebauten Landes – im Fall meiner Familie jenseits des Flusses Fromm – liegt der Wald. Dunkle Äste und weißer Schnee mischen sich und bilden eine bleigraue Wolke am Horizont, und Meile für Meile herrscht nur Stille, und man hört das Keuchen der Wölfe. Im Sommer tun die Männer und Frauen so, als ob es den Wald nicht gäbe. Man bestellt die Felder und bringt die Ernte zum Markt, die Ochsen ziehen den Pflug, die Pferde den Karren. Aber im Winter steigt die Wildnis, die hinter dem Fluß liegt, groß und drohend in den Gedanken auf. Das Leben ist stiller, und eine Geistergeschichte, über die ein Mann zur Erntezeit noch lachte, kommt ihm plötzlich schrecklich wahrscheinlich vor, denn vor diesem Ozean aus Kälte wirken die Menschen und die Zivilisation sehr klein und unbedeutend.

Mein Vetter Goronwy und ich, wir rissen uns nicht darum, im Januar hinaus in den Wald zu gehen. Aber zufällig brauchte unser Haushalt mehr Holz. Das bedeutete, daß wir mit dem Karren die Furt überqueren mußten, und dazu waren zwei erwachsene Männer nötig. Also waren wir losgezogen und verbrachten die ganze Mittagszeit damit, im lockeren Niederwald Holz zu schlagen. Nur gelegentlich hielten wir inne und warfen einen Blick über die Schultern. Wir waren froh, als der Karren endlich hoch beladen war und wir zurückfahren konnten. Wir überquerten wieder den Fluß und hielten auf dem Heimatufer an, um die Ochsen saufen zu lassen. Goronwy saß da und hielt den Treibstock. Er betrachtete die glatten Rücken der Tiere, die ihre Zeit zum Saufen brauchten, auch wenn wir ungeduldig waren.

Ich schaute über den Fluß zurück. Das Wasser war dunkel vom Winter, und die Nachmittagssonne glitzerte darauf und auf den angehäuften Schneebänken. Die schrägen Strahlen leuchteten wie warme Bronze, aber sie brachten keine Wärme. Das einzige Geräusch auf der ganzen Welt war das Flüstern des Wassers an den Ufern und das Grunzen unserer Ochsen. Es waren drei Meilen bis

nach Hause, bis zu unserem Dorf. Drei Meilen bis zu den Kuhställen und den Herdfeuern und den Gesichtern der Menschen. Bei diesem Gedanken hungerte mein Herz danach, aber ich ließ meine Blicke langsam über den schwarzen Fluß gleiten und über die Bäume, die auf dem anderen Ufer standen. Darum sah ich den Reiter, der dort herankam, ehe er mich sah. Ein rotes Leuchten lenkte meinen Blick vom Wasser ab, und dann ritt ein Krieger offen auf das Ufer hinaus und war im hellen Sonnenlicht zu sehen.

Er hatte seinen roten Umhang fest um sich gewickelt; eine Hand streckte sich halb durch die Falten und hielt die Zügel. Gold glänzte von dieser Hand, von der Fibel an seinem Umhang und vom Rand des Schildes, den er über den Rücken gehängt trug. Die Speere, die am Sattel angebunden waren, und das Zaumzeug seines riesigen weißen Hengstes fingen das Licht ein wie Sterne. Er zugehe sein Pferd am Fluß, und einen Augenblick stand das Tier so still wie die Bäume hinter ihm. Es war ein Bild aus Weiß und Feuerrot und Gold. Ich hatte das Gefühl, als ob ich gerade die Augen geöffnet hätte und jetzt ein Wesen aus einem Lied sah, das ich mein ganzes Leben lang geliebt hatte. Eine Gestalt aus einem Traum. Dann wandte der Reiter seine Augen vom Fluß ab und begegnete meinem Blick, und ich kam wieder zu mir. Ich wußte genug, um Angst zu kriegen.

»Goronwy!« Ich packte meinen Vetter am Arm.

»Na, was ist denn jetzt schon wieder...« Er folgte meinem Blick und gefror.

Der Reiter wendete sein Pferd und kam am anderen Ufer auf uns zu. Der Hengst trat vorsichtig auf, leicht und graziös wie eine Katze.

»Hü.« Goronwy stieß die Ochsen mit dem Leitstock an und sprang aus dem Karren. Die Tiere schnauften und gingen rückwärts. Ihr Atem dampfte.

»Glaubst du wirklich, wir können weglaufen?« fragte ich, verärgert über Goronwy, während ich versuchte, das Holz am Herunterrutschen zu hindern, weil der Karren so holperte. »Ochsen – gegen solch ein Pferd?«

»Vielleicht kann er das Wasser nicht überqueren.« Goronwys Stimme war leise.

»Früher hast du immer über die Geschichten von den Unterirdischen gelacht.«

»Ja, zu Hause. Süßer Jesus, schütze uns jetzt!«

»Ach, komm! Es muß ein Reisender sein. Wenn er kein Räuber ist, dann fragt er wahrscheinlich nur nach dem Weg. Und wenn er

doch ein Räuber ist, dann sind wir zu zweit. Mehr als den Tod haben wir auch nicht zu fürchten.«

»Den fürchte ich schon genug, auch ohne das andere.« Die Ochsen schwankten vom Ufer fort, und Goronwy sprang wieder in den Karren. »Aber wer reist wohl im Winter? Und so weit von einer Straße entfernt?«

Der Reiter kam an die Furt und wandte sein Pferd zum Wasser. Der Fluß war nicht tief, und das Wasser reichte nicht höher als bis zu den Knien des Tieres. Aber das Pferd warf den Kopf hoch bei der Kälte. Goronwy zischte leise und saß wieder still. Wenn der Reiter das Wasser überqueren konnte, dann war er vielleicht kein Geist. Oder vielleicht doch. Wie auch immer, weglaufen konnten wir nicht.

Er erreichte unser Ufer und ritt hinter uns heran. Und dann sank die Sonne zwischen den Ästen der Bäume und bedeckte uns mit kreuz und quer übereinanderlaufenden Schatten. Ich konnte jetzt besser sehen, als das blendende Glitzern verschwand, und nach der leuchtenden Vision, die der Reiter am Anfang geboten hatte, hätte ich jetzt vor Enttäuschung aufschreien können. Das Pferd hatte einen langen, ausgezackten Riß auf der Brust, seine Knochen waren durch das Fell zu sehen, und seine Beine und Schultern waren schlammverschmiert. Die Kleidung des Reiters war sehr abgetragen. Der rote Umhang war zerrissen und schmutzig, und die Hand an den Zügeln war violett vor Kälte. Sein schwarzes Haar und sein Bart waren verfilzt und ungepflegt, und er hatte sich offenbar seit langer Zeit nicht mehr gewaschen.

Ich begegnete seinem Blick, und wieder war ich aufgerüttelt. Diese Augen waren dunkel wie die See um Mitternacht, und irgend etwas lag in ihrem Blick, bei dem sich mir die Haare im Nacken aufstellten. Ich bekreuzigte mich, und ich fragte mich, ob Goronwy wohl recht hatte. Mein Vater sagte immer, daß die Geschichten von den Unterirdischen lauter Lügen wären, aber ich – ich hatte noch nie solch einen Blick in einem menschlichen Gesicht gesehen.

Der Reiter lächelte über meine Geste. Es war ein bitteres Lächeln. Er beugte sich nach vorn, um mit uns zu sprechen. Er hatte sein Schwert gezogen, und es über seine Knie gelegt, so daß wir es anschauen konnten, während er sprach. Es war ein schönes, scharfes Schwert.

»Ich biete euch meinen Gruß«, sagte der Reiter. Seine Stimme war rauh, kaum mehr als ein Flüstern. »Was ist dies für ein Land?«

Ich sah, wie Goronwys Hand sich am Treibstock ein bißchen

entspannte, und dann bekreuzigte sich auch er, ehe er antwortete. »Dumnonia, Herr. Nicht weit von Mor Hafren. Fragst du, weil du dich verirrt hast?« Er war bereit, ihm den Weg zu weisen.

Der Fremde sagte nichts auf die Frage. Er schaute nur zu den Feldern hinüber, die vor uns lagen. »Dumnonia. Und was ist das für ein Fluß?«

»Der Fromm. Ein bißchen weiter als zwei Meilen von hier mündet er in den Mor Hafren. Herr, so zwölf Meilen östlich von hier gibt es eine römische Straße...«

»Ich kenne euren Fluß nicht. Ist das Land dahinter dicht besiedelt?«

»Dicht genug.« Goronwy machte eine Pause. »Baddon liegt nicht weit von hier. Dort sitzt ein starker Herr, und er hat einen Heerbann.«

Der Reiter lächelte wieder bitter. »Ich bin kein Räuber, daß ihr mir mit Königen und Heeren drohen müßt.« Er schaute uns nachdenklich an. »Wie ist dein Name, Mann?«

Goronwy rieb sich das Handgelenk, schaute die Ochsen an, warf dann einen Blick auf das Schwert. »Goronwy ap Cynedd.«

»Aha. Und deiner?«

»Rhys ap Sion«, antwortete ich. Es war vielleicht unklug, Namen zu nennen, aber wir konnten es kaum vermeiden. Ich begegnete wieder dem Blick dieses Mannes, und wieder wurde mir kalt. Ich fragte mich, ob wir wohl unsere Seelen in Gefahr brachten. Aber ich hielt den Reiter für menschlich. Er mußte es sein.

»Also, Goronwy ap Cynedd und Rhys ap Sion, ich brauche für diese Nacht eine Unterkunft, für mich und für mein Pferd. Wie weit ist es bis zu eurem Hof?«

»Herr, unser Hof ist arm...«, begann Goronwy ein bißchen unwahrheitsgemäß, denn wir sind einer der wichtigsten Clans in der Gegend von Mor Hafren.

»Ich kann bezahlen. Wie weit ist es?«

»Drei Meilen«, sagte ich. Goronwy starrte mich an. »Wir sind nicht so arm, daß wir die Gastfreundschaft nicht beachten könnten, Fürst.« Goronwy trat mir auf den Fuß, als ob ich zu blöde wäre, zu begreifen, was ich sagte. Aber er trieb die Ochsen weiter und leitete sie auf den rauhen Feldweg, der nach Hause führte. Der Fremde drängte sein Pferd in langsamem Schritt neben uns, und sein Schwert war noch immer gezogen und bereit. Das Heft glänzte golden, und ein rotes Juwel glühte daran.

Ich schaute den Stein an und fragte mich, was wohl als nächstes käme. Der Mann konnte noch immer ein Räuber sein, aber hatte ein Räuber wohl so ein herrliches Pferd und ein juwelenbesetztes Schwert? Er mußte Mitglied irgendeines Heeres sein, der Diener eines Königs, entweder unseres eigenen Königs Constantius oder eines der anderen Könige und großen Herren von Britannien. Wenn er Constantius' Mann war, dann würde er uns wahrscheinlich in Frieden lassen. Aber wenn er einem anderen diente, dann war er schlimmer als ein Räuber. Er hatte gesagt: »Ich kann bezahlen«, aber das hieß nicht, daß er auch bezahlen würde. Nun, wenn er gewalttätig wurde, dann gab es genug Männer in unserem Clan, die mit ihm fertigwerden konnten, selbst wenn er bewaffnet und die meisten von ihnen unbewaffnet waren. Und wenn er menschlich war. Nein, er mußte menschlich sein. Und er hatte ja auch nicht versucht, uns um die Karre und die Ochsen umzubringen. Vielleicht wollte er wirklich nur einen Ruheplatz für die Nacht. Vielleicht war er ein Bote auf der Reise für seinen eigenen Clan und hatte in seiner Hast die Hauptstraße verlassen und sich verirrt. Oder vielleicht war er in letzter Zeit verbannt worden. Wenn er ein Krieger war... Ich fragte mich, ob ich ihn wohl dazu bringen konnte, darüber zu sprechen. Eine alte Sehnsucht stieg wieder in mir auf, eine Sehnsucht, die die meisten Clansmänner mit der Kindheit hinter sich zurücklassen. Ich hatte das auch versucht, aber es war mir nicht gelungen. Diese Sehnsucht hatte etwas zu tun mit Gold und Rot und dem Glänzen von Waffen.

»Herr«, sagte ich nach langem Schweigen, »welche Straße wünscht ihr denn morgen einzuschlagen?« Diese Frage war genauso gut wie jede andere, um herauszufinden, woher er kam und wohin er ging.

Er beäugte mich mißtrauisch, aber ich weigerte mich, mir angst machen zu lassen. »Das spielt keine Rolle«, sagte er.

»Nun, Herr, wenn du eine Unterkunft brauchst, dann könnten wir dir etwas von den Straßen erzählen, die aus dieser Gegend herausführen.« Goronwy trat mich wieder leise, denn er wagte es nicht, mir offen zu sagen, ich solle den Mund halten und den Mann in Ruhe lassen.

»Straßen spielen für mich keine Rolle.«

»Aber für dein Pferd vielleicht.« Goronwys Tritt hatte mich nur wütend gemacht. »Ich will dir nur zu Diensten sein, Herr. Aber es scheint, dein Pferd würde auch leichter laufen, wenn es gut gefüttert

würde.«

Er schaute kalt und stolz auf mich hinab. Dann betrachtete er den geschwungenen weißen Hals seines Hengstes. Mit der Hand, die die Zügel hielt, streichelte er langsam über den Widerrist des Pferdes, und das Tier zuckte mit den Ohren. »Mein Roß hat noch Kraft genug für einen Angriff«, sagte der Reiter bedeutungsvoll und schaute mich wieder an. Aber ich dachte doch, er machte sich ein bißchen Sorgen um das Tier. »Sag mir, Rhys ap Sion, der mir nur zu Diensten sein will, welchen Weg hältst du denn für ein Pferd am besten?«

Einen Augenblick lang war ich unsicher. Aber ich fing mich wieder. »Es gibt die römische Straße, die von Baddon nach Ynys Witrin führt, an Camlann vorbei – und dann die nach Osten, in das Land der Westsachsen, wenn die Straße keine Rolle spielt. Sie mündet im Süden in die erste Straße ein. Hast du keinen Herrn, Fürst, zu dem du reist?«

Er lächelte wieder sein bitteres Lächeln. »Ich bin ein Mann des Pendragon.«

Goronwy blickte scharf zu ihm auf und hielt den Atem an. Der Pendragon, das war Artus ap Uther, ›Imperator Britanniae‹, nach dem alten Titel. Von seinem Heerbann sagte man, er sei der beste westlich von Konstantinopel. Noch nicht zwei Jahre war es her, seit die sächsischen Eindringlinge in der großen Schlacht von Baddon aufgehalten worden waren, und ihre Streitkraft war für viele Generationen zerschlagen. Das hatte der Pendragon mit seinem Heerbann fertiggebracht, damals und in den Jahren davor. Seit jener Zeit waren einzelne Streiter seiner großen Truppe zurück in ihre eigenen Länder gegangen, manche waren von ihrem König auch dazu eingesetzt worden, die Horden von Räufern im Westen des Landes zu bekämpfen, und manche waren hinüber nach Gallien gegangen, um dort Artus' Verbündeten zu helfen. Viele blieben auch beim Kaiser auf seiner Festung Camlann. Alle Mitglieder seines Heerbanns waren von edler Abkunft und konnten jedem König auf der Insel die Meinung sagen. Sie konnten einen Anteil von dem Tribut verlangen, der Artus von den anderen Herrschern in Britannien gezahlt wurde. Manche von ihnen waren selbst Herrscher. Es konnte kaum erwartet werden, daß einer dieser Männer in unserem Land auftauchte, und das mitten im Winter. Ich dachte an das Gefühl, das ich gehabt hatte, als ich ihn zum erstenmal sah. Er hätte aus einem Lieblingslied stammen können. Wenn er von Artus' Truppe war, dann stimmte das wahrscheinlich auch.

»Dann biete ich dir alle Ehren, Herr«, sagte ich, »ich bin nicht der Mann, der sie dir vorenthält.«

Er schaute mich scharf an. »Du verspürst also keinen Zorn gegenüber dem Pendragon, der deine Steuern erhöht hat?«

»Keine, Herr, für den Kaiser, der die Macht der Sachsen gebrochen hat.«

Er lächelte mit etwas weniger Bitterkeit.

»Wenn du wirklich ein Mann des Pendragon bist, was führt dich dann hierher?« wollte Goronwy wissen, während er mich und den anderen anstarrte.

Der Reiter starrte zurück. Sein Blick war wieder kalt und stolz. »Es geziemt dir nicht, mir Fragen zu stellen, Mann. Kümmere dich um deine Ochsen.« Er wandte den Blick zu dem Weg, der vor uns lag. Innerlich verfluchte ich Goronwy, und ich trat ihn mehrmals für seine Unverschämtheit. Er hatte es geschafft, daß der Reiter wieder verschlossen wurde, als er gerade ein bißchen offener geworden war. Die Anweisung wegen der Ochsen war nicht nur für Goronwy gemeint, das wußte ich. Dennoch hatte Goronwy sicher nicht mehr zu sagen als ich. Mein Vater, und nicht Goronwys Vater, war der Führer unseres Hofes, und mein Vater neigte im allgemeinen dazu, den Kaiser zu unterstützen, wenn auch mit einigen Bedenken. Wenn wir dem Fremden Gastfreundschaft boten, dann fühlte er sich vielleicht unter Freunden und sprach freier. Ich sehnte mich danach, ihn reden zu hören. Wie ein kleiner Junge wollte ich von Artus' Truppe hören, von der Familie, von Schlachten und Königen und dem Kampf gegen die barbarische Finsternis. Ich sehnte mich danach wie ein Kind oder wie ein Mann, der zu dumm ist, um den Unterschied zwischen einer hübschen Geschichte und den Tatsachen zu erkennen. Denn Könige und Krieger waren in aller Wahrscheinlichkeit gewalttätige Männer. Ich hatte solche Dinge schon immer hören wollen, selbst nachdem ich wußte, daß es dumm war, sich so etwas zu wünschen. Selbst, nachdem ich alles gut konnte, was ein Bauer und Clansmann können sollte. Selbst nachdem ich zu alt war, um mir solche Dinge zu wünschen, und obwohl ich gar keinen Grund hatte, sie mir zu wünschen. Ich wollte sogar früher einmal Krieger werden. Aber in diesem Handwerk muß ein Mann seit seiner frühen Knabenzeit ausgebildet werden, und gewöhnlich beginnen Krieger schon mit dem Kämpfen, wenn sie nicht mehr sind als Kinder von vierzehn Jahren. Ja, und sie sterben, bevor sie zwanzig sind. Aber früher einmal hatte ich gedacht, der

Tod könnte es vielleicht wert sein, und dieser Mann hier, der brauchte nur einen Fluß zu überqueren, und ich wünschte mir das alles wieder.

Wahrscheinlich war es besser, wenn dieser Fremde nichts erzählte. Ich hatte schon früher mit meinen Sehnsüchten Ärger genug gehabt, und mit der Zeit würde ich sicher auch ruhiger werden. Es gab keinen Grund, den alten Dämon wieder aufzuwecken. Ich war einundzwanzig, nicht alt, aber zu erwachsen, um mich von Kinderträumen verrückt machen zu lassen.

Den Rest unserer drei Meilen legten wir schweigend zurück. Die Sonne ging in den Wolken unter, und die Sterne überzogen sich mit Dunst. Der Wind stand kalt auf unseren Gesichtern, stach uns in die Augen und ließ sie tränen. Der Krieger hüllte sich in seinen Umhang, steckte endlich das Schwert in die Scheide, aber ich bemerkte, daß er die Hand darauf liegen ließ. Meine Zähne klapperten, als wir die langen, niedrigen Gebäude unseres Hofes erreichten und die warmen Feuer und das Essen rochen.

Bei unserem Haus sprang ich aus dem Karren und sagte Goronwy, er solle warten. Er stimmte mit einem Grunzen zu, obwohl er unseren Gast nervös anschaute. Der Fremde verhielt nur ruhig sein Pferd und schaute Goronwy und die Tür an.

Meine Mutter und die ältere meiner Schwestern saßen beim Feuer und kochten. Mein jüngerer Bruder Dafydd saß da und spielte mit dem Hund, während mein Großvater ihm etwas erzählte. Sie schauten alle auf, als ich die Tür öffnete.

Meine Mutter lächelte. »Na, Rhys. Wir hatten schon gedacht, der Wald hätte euch geschluckt. Aber wir haben euch das Essen trotz allem warmgehalten. Habt ihr gutes Holz gefunden?«

»Es ist gut genug. Aber wir haben mehr als Holz gefunden, Mutter. Wo ist mein Vater?«

»In der Scheune. Aber was gibt's denn?«

»Das erfahrt ihr früh genug. Bleibt drinnen.« Bei dieser vielsagenden Bemerkung sprang mein Bruder auf und begann mit Fragen zu bohren. Zwei Vettern kamen aus irgendeiner Ecke herbeigerannt, um herauszufinden, was denn los wäre. Aber ich grinste und drückte mich wieder nach draußen.

Als ich in die Scheune kam, bürstete mein Vater gerade unsere kleine braune Stute, die immer den Karren im Sommer zieht. Er summte leise vor sich hin, und seine dicken Hände waren schnell und sicher und sanft. Ich blieb einen Augenblick stehen, die Hand an

der Tür, schaute mir seine vierschrötige Gestalt an und fragte mich, was er wohl tun würde. Mein Vater ist der Oberste unseres Haushalts, unserer Familie. Alle sind Abkömmlinge von Huw ap Celyn, bis in die vierte Generation. Wir zählen alles in allem siebenunddreißig Leute. Unser Clan hat keinen hohen Rang, aber wir sind wohlhabend genug, und überall im Land südlich des Mor Hafren in Dumnonia werden wir anerkannt. Mein Vater könnte bei jedem Streit sprechen und würde gehört werden, und Männer aus anderen Clans und von anderen Höfen kamen und holten sich seinen Rat ein, wenn es um Ernten und Steuern ging und darum, was man gegen die schlechten Angewohnheiten der Nachbarn tun konnte. Er hatte die Politik des Pendragon immer unterstützt, und wenn andere davon redeten, die höheren Tributzahlungen zu verweigern, die für Artus' Heer gebraucht wurden, dann verteidigte er das Reich. Aber das war natürlich ganz etwas anderes, als ein Mitglied dieses Heeres unter Zwang als Gast aufzunehmen. Mein Vater hatte es nie gemocht, irgend etwas unter Zwang zu tun, und wir waren stark genug, um uns eines einzelnen Kriegers zu entledigen. Aber wir waren auch ein christlicher Haushalt, und mein Vater war Christ. Er glaubte an die Gastfreundschaft – innerhalb gewisser Grenzen – und an die Höflichkeit. Ich schloß leise die Tür und ging über den gestampften Lehm Boden zu ihm hinüber.

»Na, Rhys, habt ihr das Holz schon eingelagert?« fragte mein Vater, ohne sich umzudrehen.

»Laß einmal das Holz, Vater. Goronwy und ich, wir haben einen Krieger getroffen. Er sagt, er gehört zu Artus' Familie, und er will eine Unterkunft für die Nacht. Für sich und für sein Schlachtroß.«

Mein Vater legte das Stroh hin, das er als Bürste benutzte, richtete sich auf und drehte sich energisch um. Er schaute mir in die Augen. »Soso. Wo habt ihr ihn denn getroffen?«

»An der Furt. Er hat den Fluß direkt nach uns überquert.«

»Und er kam aus dem Wald? Ganz allein?«

»Ja. Aber er ist nicht ausgerüstet wie ein Räuber.«

»Ist er bewaffnet?«

»Gut bewaffnet, glaube ich. Und ich habe noch nie ein Pferd gesehen, das so schön ist wie seins.«

»Wo ist er denn?«

»Vor dem Haus, bei Goronwy und dem Karren.«

Mein Vater nahm seine Laterne auf und verließ die Scheune. Ich folgte ihm.

Der Krieger saß noch immer auf seinem Hengst und wartete. Und Goronwy sah noch immer unruhig aus. Als wir herankamen, bemerkte ich, daß die Tür einen Spalt offenstand, und das Feuerlicht blitzte hindurch. Meine Familie beobachtete uns.

Mein Vater hob die Laterne hoch und versuchte, das Gesicht der dunklen, berittenen Gestalt zu sehen. Er war angespannt, das fühlte ich, aber sein Gesicht sah im Lampenlicht ruhig und fest aus. Das Licht ließ sein rotes Haar, das schon graue Strähnen hatte, dunkel aussehen, und seine hellblauen Augen lagen im Schatten. Er sah jung und stark aus, fest und voller Autorität.

Der Krieger starrte ihn an. Die Augen glitzerten durch sein struppiges, schwarzes Haar. Dann, ganz langsam, saß er ab und stützte sich mit einer Hand auf den Widerrist seines Pferdes. Die andere hob er halb.

»Sion ap Rhys.« Mit rauher Stimme sagte er den Namen meines Vaters.

»Gawain ap Lot«, sagte mein Vater. »Ach, ich hätte nie gedacht, daß du dich an mich erinnerst.«

»Ich hab' dir doch gesagt, ich würde dich nicht vergessen. Dies hier ist also dein Hof?«

»Ja. Ich bin der Oberste meiner Familie.« Langsam ging mein Vater dichter an den anderen heran. Dann blieb er stehen. »Und wie die Dinge stehen, Herr Gawain, so bist du willkommen und darfst dich wie zu Hause fühlen. Wirklich, meine Familie ist geehrt. Rhys!« Er drehte sich halb zu mir um. »Du und Goronwy, ihr ladet das Holz aus und stellt die Ochsen ein. Herr Gawain« – er wandte sich wieder an den anderen –, »komm ins Haus und ruh dich aus.«

»Mein Pferd«, sagte der andere. »Ich muß mich zuerst um mein Pferd kümmern.«

»Rhys kann...«

»Ich Sorge selbst für ihn.«

»Na gut. Die Scheune liegt dahinten, Herr. Rhys, als erstes sagst du deiner Mutter, sie soll etwas Besonderes auf den Tisch bringen – ein bißchen von dem Schinken, ja, das zum mindesten. Und Eier – mit Sicherheit Eier. Und auch ein paar von den Äpfeln – ach, sie weiß das sicher besser als ich. Wie ist es mit heißem Wasser? Ja, heißes Wasser. Nun, so geh doch schon!« Er machte sich wieder auf den Weg zurück zur Scheune, und der andere folgte ihm. Er führte sein Pferd, das ein bißchen hinkte.

Ich zögerte. Dann rannte ich zum Haus, keuchte die

Anweisungen meines Vaters heraus – unnötigerweise, denn die Lauscher hatten es schon selbst gehört –, rannte zurück zum Karren, sprang hinein und sagte Goronwy, er solle sich beeilen.

»Aber ich verstehe das nicht«, beklagte sich Goronwy, während er die Ochsen antrieb und sie mit schwankenden Schritten zum Holzstoß liefen. »Mein Onkel Sion kennt diesen Krieger?«

Ich schüttelte den Kopf, eher erstaunt als verneinend. Mein Vater hatte viele Dinge über den Pendragon gesagt, über seine Krieger und seine Politik. Aber die seltsamste Geschichte, die er erzählte, handelte davon, daß er einmal, als er Weizen zum Verkauf nach Camlann fuhr, einen jungen Mann im Karren mitgenommen habe, der sich später als Gawain, Sohn des Lot, des Königs von den Ynysoedd Erch, diesen Inseln nördlich von Kaledonien, herausstellte. Die beiden hatten auf dem Weg miteinander geredet, und mein Vater hatte dem anderen für eine Nacht die Unterkunft bezahlt, in Unkenntnis dessen, wer er war. Danach entdeckte mein Vater dann, daß der Junge gerade den Sachsen entkommen war und daß er nach Camlann wollte, um sich der Familie anzuschließen. »Ich wußte, als ich mit ihm redete, daß er einmal ein großer Krieger werden würde«, sagte mein Vater immer, wenn er die Geschichte erzählte. »Und ich habe ihn darum gebeten, mich im Gedächtnis zu behalten, aber das ist der reine Stolz, wenn man von einem berühmten, ruhmreichen Herrn gekannt sein will. Seht ihr, er ist ein großer Krieger. Er war ein guter Junge, als ich ihn kennenlernte. Ruhig, höflich, großzügig – vielleicht ein bißchen unheimlich, aber... Ich frage mich, ob er sich wohl noch an mich erinnert. Ich möchte es bezweifeln.«

Es war jetzt neun Jahre her, seit mein Vater zum erstenmal diese Geschichte erzählt hatte. Damals war er gerade von der Reise zurückgekehrt, und Gawain ap Lot war noch immer unbekannt. Aber am Ende des gleichen Sommers sprach und sang man in ganz Britannien von ihm. Viele Geschichten von unterschiedlicher Wahrscheinlichkeit wurden von ihm erzählt. Man sagte, er hätte ein Pferd der Überirdischen gezähmt, ein unsterbliches Tier, schneller als der Wind, und niemand könne es reiten außer ihm allein. Man sagte, er hätte ein verzaubertes Schwert, und seine Kraft verdreifachte sich in der Schlacht. Er könne, so sagte man, drei Männer mit einem einzigen Schlag niederstrecken, und nichts könne ihm widerstehen. Der Kaiser schickte ihn mit Vorliebe als Botschafter aus, wegen seiner Höflichkeit und Redegewandtheit.

Man sagte, er könne den Bienen durch Höflichkeit den Honig entlocken, und er könne Wasser aus einem Felsen hervorreden. Was immer man auch glauben wollte, er war einer der Besten, wahrscheinlich der Beste, aus Artus' Familie, und das hieß, er war der beste Krieger in Britannien. Und wenn man sich auch allgemein darüber im klaren war, daß er etwas ›Unheimliches‹ hätte, so wurde er doch von Kaledonien bis Gallien bewundert. Und er hatte sich an meinen Vater Sion erinnert, und er würde als Gast in unserem Haushalt bleiben.

»Du hast doch die Geschichte meines Vaters gehört«, sagte ich Goronwy. »Das ist der Herr Gawain ap Lot.«

Goronwy beäugte mich und murmelte irgend etwas. Ich fragte ihn nicht, was er gesagt hatte. Ich wußte genau, daß er mich für ein bißchen verrückt hielt, und vielleicht hatte er auch recht, aber ich war zu aufgeregt, um mich darum zu kümmern. Ich glaube, noch nie ist Holz schneller ausgeladen worden, als ich es damals ausgeladen habe, und als die Karre leer war, überließ ich sie und die Ochsen Goronwy. Es waren schließlich die Ochsen seines Vaters, uns gehörten sie nicht. Ich rannte zurück zum Haus, und als ich feststellte, daß mein Vater und Gawain noch immer in der Scheune waren, rannte ich dorthin. Ich tat so, als ob ich nachsehen wolle, ob sie Hilfe brauchten.

Unsere braune Stute war ausquartiert worden, und der weiße Hengst stand jetzt an ihrem Platz. Mein Vater hatte ein wenig Korn ausgeschüttet, und das Tier fraß, während sein Herr es abtrieb. Er tat das langsam und steif, als ob er sehr, sehr müde wäre. Als ich herankam, hielt er inne und fragte mich ruhig, ob ich ihm ein bißchen heißes Wasser aus dem Haus holen könne.

»Du brauchst das Tier nicht zu waschen«, bemerkte mein Vater.

»Er ist verletzt. Ich muß die Wunde sauberhalten«, erwiderte Gawain. »Ruhig, Ceincealed, mein Herz...« Er sprach beruhigend mit dem Pferd, in einer Sprache, die ich für Irisch hielt. Die Männer von den Ynysoedd Erch waren ja vor einer Generation oder so aus Irland gekommen.

Ich brachte das heiße Wasser aus dem Haus herbei, und er säuberte damit den Riß an der Brust des Pferdes. Er sprach noch immer irisch mit dem Tier. Ich fragte mich, ob es ihn wohl verstand. Es mochte schon sein, wenn es wirklich eins von den Pferden der Überirdischen war. Groß und stark und schnell genug sah es ja aus.

»Der Riß ist ganz neu«, beobachtete mein Vater.

»Wir haben erst gestern nachmittag gekämpft.« Herr Gawain war mit der Wunde des Tieres fertig und begann, die Hufe zu untersuchen und zu reinigen.

Mein Vater trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. »Das Pferd hattest du noch nicht, als ich dich kennenlernte.«

Der Krieger blickte auf, und plötzlich sah er weniger unheimlich aus. Er lächelte fast. »Das hatte ich ganz vergessen. Ja, ich habe ihn freigelassen, nachdem ich auf ihm den Sachsen entkommen war. Aber er war ein Narr und ist auf Camlann wieder zu mir zurückgekommen.«

»Ein Narr?«

»Nun, er ist ja kein Pferd von dieser Erde. Er ist ein Narr, hierzubleiben und sich um meinetwillen von Speeren durchbohren zu lassen.« Er hob einen der Hinterhufe des Hengstes auf und schaute das Eisen finster an. Selbst ich konnte sehen, daß das Metall abgenutzt war. Das Pferd hob den Kopf von der Krippe, warf einen Blick zurück und fraß dann weiter. Gawain seufzte, stellte den Huf hin und stand auf. »Er ist übermüdet.« Er tätschelte die Kruppe des Hengstes. »Vielleicht sollte ich heute nacht hier draußen bei ihm bleiben.«

Mein Vater war beleidigt. »Das wirst du nicht. Habe ich nicht gerade erst meiner Frau gesagt, sie soll ein besonderes Essen kochen? Und alles nur, weil wir dich als Gast haben. Dem Pferd wird's schon gutgehen. Ich glaube, Gawain, du bist viel müder als er.«

Der Herr Gawain starrte ihn an.

»Bei allen Heiligen im Himmel!« sagte mein Vater. »Bist du zu stolz geworden, um meine Gastfreundschaft anzunehmen?«

Gawain warf ihm einen abwehrenden Blick zu. »Nein, Sion ap Rhys, wirklich nicht! Nur...« Er hielt abrupt inne und fuhr dann fort: »Nun, ich glaube, das Pferd ist wirklich sicher. Ich danke dir für deine Gastfreundschaft.« Er tätschelte das Tier noch einmal, sagte ihm etwas anderes auf irisch, nahm einige von den Satteltaschen auf. Zu dritt gingen wir den Hügel zum Haus hinauf.

Meine Mutter hatte das Mahl fast fertig: Es gab frisches Brot mit süßer Butter; Äpfel, Käse und starkes dunkles Ale standen schon auf dem Tisch. Ein Topf voll Schinken und Gerstengrütze kochte über dem Feuer, und ich konnte die frischgebackenen Honigkuchen riechen. Alle im Haus umstanden den Herd. Meine Tante mit ihren drei Kindern – ihr Mann war vor ungefähr sechs Jahren gestorben –

meine beiden Schwestern, mein Bruder, mein Großvater und meine Mutter. Die anderen Clansleute, die in den beiden anderen Häusern unseres Hofes wohnten, würden ohne Schinken und Gerste auskommen müssen, und sie würden am nächsten Morgen kommen, um den Gast zu sehen.

Mein Vater stellte alle vor. Der Herr Gawain verbeugte sich höflich. Ein Schweigen entstand, und man trat verlegen von einem Fuß auf den anderen, und dann fragte meine Mutter Gawain, ob er nicht seinen Mantel ablegen und sich vor dem Essen waschen wolle. Es sei noch Zeit, sagte sie, ehe die Suppe gar war. Gawain trat einen Schritt zurück und schüttelte steif den Kopf. Also brachte meine Schwester Morfudd ihm etwas Ale, und man machte ihm Platz am Feuer. Mein Vater packte ein Stück Brot, beschmierte es mit Butter, setzte sich und aß begeistert.

»Es ist am besten, wenn es noch warm ist«, sagte er zu Gawain. Der Krieger nickte und lehnte sich seitwärts gegen den Dachpfosten. Nach einer Weile löste er die Fibel, die seinen Mantel hielt, als ob es ihm warm würde. »Müder als das Pferd«, hatte mein Vater gesagt. Es stimmte. Der Mann sah aus, als ob er jeden Augenblick umfallen könnte. »Wir haben erst gestern nachmittag gekämpft« – es war kein gutes Wetter zum Kämpfen, und auch nicht zum Reisen, wenn es darum ging. Ich fragte mich, mit wem er wohl gekämpft hatte. Im Nordwesten gab es jede Menge Räuber. Selbst im Sommer nahm ich immer einen Speer mit, wenn ich eine Strecke die Straße hinauf mußte.

Die dicke Suppe war gut, und als mein Vater den Segen gesprochen hatte, bekreuzigten wir uns und langten zu. Die Suppe war köstlich, die Honigkuchen schmeckten genauso gut, wie sie rochen, und alle außer dem Gast aßen eifrig. Gawain aß sehr wenig und sehr langsam, obwohl er meiner Mutter sehr schöne Komplimente machte und höfliche Fragen über den Haushalt an sie stellte.

Als wir fertig waren und das Geschirr weggeräumt war, schaute meine Mutter Gawain an und schüttelte den Kopf. »Herr, gib mir doch einen Augenblick diesen Umhang«, bat sie. »Das ist ja ein gewaltiger Reiß, den du darin hast. Ich will ihn für dich ausbessern.«

Als er den Kopf schüttelte und protestieren wollte, rümpfte sie die Nase und fügte hinzu: »Der Rest deiner Kleidung könnte auch ein bißchen Flickarbeit und eine gute Wäsche vertragen, Herr. Rhys, warum holst du nicht ein paar von deinen anderen Sachen, so daß ich

die des Herrn Gawain waschen kann?«

Ich war ein bißchen schockiert über die Direktheit meiner Mutter, aber der Herr Gawain sagte nur: »Es wäre keine Zeit, sie zu trocknen. Morgen früh muß ich weg.«

»Morgen früh? Na, wenn ich sie ans Feuer hänge, dann können sie am Vormittag trocken sein, und mit Sicherheit kannst du bis dahin bleiben. Aber du mußt länger bleiben, wirklich. Es geht dir nicht gut genug, um in solchem Wetter zu reisen.«

»Es geht mir gut genug. Ich muß früh weg. Zeig mir nur, wo ich schlafen kann.«

»Dann laß mich zumindest den Riß in deinem Umhang flicken. Komm, der Wind pfeift ja durch und kühlt dich aus, und das Schneewasser durchweicht dich. Ich brauche fast überhaupt keine Zeit, um ihn zu flicken.«

Als Gawain sich wieder höflich weigern wollte, packte meine Mutter voller Ärger den Mantel am Vorderteil, löste die Nadel und nahm ihn Gawain einfach ab. Der trat zurück, seine Hand fiel auf das goldene Heft seines Schwertes. Ich bemerkte, daß ein Kettenhemd unter der wollenen Übertunika glitzerte – und dann fiel mir auf, daß die Tunika zerschnitten war und über den Rippen aufriffelte. Die Kanten des Risses waren mit einem dunkleren Rot befleckt. Mein Vater bemerkte es auch.

»Aha«, sagte er überrascht. »Dein Hengst war nicht der einzige, der von einem Speer getroffen worden ist.«

Gawain ging schnell rückwärts zum Dachträger und zog sein Schwert halb aus der Scheide. Die Klinge glänzte mit unnatürlicher Helligkeit im flackernden Licht.

Mein Vater blieb stehen, wo er war. Langsam stieg ihm das Blut ins Gesicht, es wurde dunkel vor Zorn. Meine Mutter schaute ihn an, nicht Gawain. Der Mantel war noch immer in ihren Händen. Ich schaute mich nach einer Waffe um.

»Du hast die Hand auf deinem Schwert«, bemerkte mein Vater mit gleichmütiger Stimme. Ich kannte diese Stimme: Als ich noch ein Junge war, hatte mein Vater so geredet, bevor er mich verdrosch.

Gawain antwortete nicht, nur seine Augen bewegten sich schnell, überflogen den Raum, fixierten sich auf meinen Vater.

»Du kannst das Ding wegstecken«, sagte mein Vater. »Vor neun Jahren habe ich dich zwei Tage lang kennengelernt, aber ich glaube, daß du damals das Ding in Ynys Witrin geweiht hast. Du solltest nicht allzu bereitwillig mit einer geheiligten Waffe Blut vergießen.

Besonders, wenn es sich um das Blut deines Gastgebers handelt.«

Gawain wurde ein bißchen rot. Einen langen Augenblick starrte er meinen Vater an. Dann steckte er abrupt das Schwert in die Scheide. Seine Hand glitt vom Heft und hing locker an seiner Seite.

Mein Vater ging hastig zu ihm hinüber. »Laß mich deine Wunde mal sehen.«

Der Krieger schaute ihn einen Augenblick an, machte dann eine hilflose Geste und begann, die Tunika aufzuknöpfen. Meine Mutter preßte mißbilligend die Lippen fest zusammen und stellte Wasser aufs Feuer.

Es war eine Wunde, die schmerzhaft aussah. Ein Riß quer über die Rippen, auf der rechten Seite. Gawain zog seine Untertunika vorsichtig darüber weg und legte das Kleidungsstück auf sein Kettenhemd. Sein Oberkörper war schon jetzt kreuz und quer mit alten Narben bedeckt, viel mehr Narben, als ich mir wünschte. Die meisten waren auf der rechten Seite seines Körpers. Meine Mutter schüttelte den Kopf, nahm ein sauberes Tuch und begann, den Schnitt zu reinigen. Sie hielt einen Moment inne, und Gawain setzte sich am Feuer nieder. Er war mager, und er zitterte ein bißchen. Der Ausdruck auf seinem Gesicht war schrecklich: Erschöpfung und Beschämung und fast Verzweiflung.

»Warum hast du versucht, das zu verstecken?« wollte mein Vater wütend wissen. »Damit kannst du doch nicht auf Reisen gehen. Du wirst hierbleiben müssen.«

Gawain zuckte die Achseln, verzog bei der Bewegung schmerzhaft das Gesicht. »Ich bin ja schon damit gereist. Den größten Teil des heutigen Tages. Ich... na, die meisten... Bauern... würden einen Mann aus Artus' Familie umbringen, wenn sie das für sicher hielten. Ach, fast jeder auf dieser Seite von Britannien haßt den Hohen König.«

Das Gesicht meines Vaters wurde wieder dunkel vor Zorn. »Ich würde einen Gast nicht umbringen, selbst wenn er mein schlimmster Feind wäre. Selbst wenn er gesund und stark und bereit wäre, mir was anzutun. Ich bin nicht der Mann, einen umzubringen, den ich als Freund kennengelernt habe, gleichgültig, wer sein Herr ist. Und außerdem unterstütze ich den Kaiser.«

Gawain blickte fest zu ihm auf. Dann, ganz langsam, lächelte er. »Verzeih mir. Ich habe nicht nachgedacht, und ich habe mir auch keine Zeit genommen, dich anzuschauen. Du würdest es wirklich nicht tun.« Er holte tief, schluchzend Atem. »Es ist lange, lange her.«

»Seit wir uns kennengelernt haben?«

»Ich war damals noch nicht einmal Krieger. Man vergißt, wie die Menschen sich benehmen. O, Sion, ich bin müde.«

»Dann bleib hier, bis du wieder ausgeruht bist.«

»Ich zahle dir was dafür.«

»Süßer Jesus, hab Erbarmen! Wenn der Tag kommt, daß einer meiner Gäste mich bezahlt, dann will ich meine Felder mit Salz besäen, so wahr mir Gott helfe. Alle Heiligen und Engel sollen meine Zeugen sein.«

Gawain lächelte wieder, und ein Licht schien in seinen dunklen Augen zu glühen. »Ich hatte vergessen, daß es solche Menschen gibt«, sagte er sehr leise, mehr zu sich selbst als zu uns. »Und ich verdiene es nicht. Gott ist wirklich gnädig.«

Ich saß da und schaute ihn an, während er mit gekreuzten Beinen im roten Feuerlicht saß, und meine Mutter verband die Wunde. Er war nicht das, was ich bei einem so ruhmreichen Krieger erwartet hätte. Als ich hinschaute, wurde mir klar, daß er nicht viel älter sein konnte als ich. Sein Gesicht war unter dem Schmutz und dem verfilzten Haar noch immer jung und sehr gutaussehend. Aber es war schon von Schmerz und Enttäuschung gezeichnet. Bis jetzt hatte er soviel älter, so mißtrauisch und so beherrscht ausgesehen. Ich betrachtete meine Familie, den eng geschlossenen Kreis im Halblicht und im warmen Schatten. Ja, hier war es gut. Ich konnte es mir leisten, jung zu sein. Ich hatte eine Heimat, ein schönes Zuhause, einen Ort, der meiner Liebe wert war.

Dennoch, irgend etwas in meinem Herzen bewegte sich wie ein Spatz, der sich in der Scheune gefangen hat und in den Dachbalken herumflattert und nach dem klaren Himmel und dem Wind sucht.

2

Der Herr Gawain schlief sehr lange am nächsten Morgen. Als er aufwachte, nahm er ein Bad, wusch und stutzte sich Haar und Bart, zog ein paar von meinen Sachen an und ging hinaus, um nach seinem Pferd zu sehen. Meine Hosen und meine Tunika hingen locker an ihm, und sie waren auch ein bißchen zu lang. Aber meine Mutter hatte seine eigenen Kleidungsstücke mit Beschlag belegt und arbeitete daran. Sie schüttelte immer wieder den Kopf über ihren schlechten Zustand, während sie nähte.

Der weiße Hengst stand gut untergebracht in unserer Scheune, verzehrte unser Korn und ignorierte all die anderen Tiere, die dort waren, außer unserer braunen Stute. Gawain stritt sich mit meinem Vater wegen des Kornes.

»Die Kosten des Kornes muß ich tragen, Sion. Schlachtrösser sind teuer in der Haltung. Sie sind ein Luxus für ihren Besitzer. Kein Gastgeber ist verpflichtet, seine Gäste mit Luxusgütern zu versorgen.«

»Ein Schlachtroß ist kein Luxus für einen Krieger, der zu Pferde kämpft. Ich habe das Korn; laß es ihn doch fressen.« Und mein Vater gab nicht nach, trotz der einleuchtenden Argumente des anderen.

Der Krieger überprüfte auch noch einmal die Hufe seines Tieres, und wieder schaute er besorgt drein wegen der Eisen. »Gibt es in der Nähe einen Schmied?« fragte er hoffnungsvoll.

»Um diese Jahreszeit gibt es hier keinen gelernten. Manche kommen vorbei, wenn das Wetter wärmer ist, und stellen an Markttagen ihre Schmiede hier auf. Aber wir könnten dir dein Pferd beschlagen. Mein Neffe Goronwy stellt sich ganz gut dabei an.«

»Das wäre schön. Und könnte er vielleicht auch mein Kettenhemd reparieren?«

»O, das ist schon schwerer. Sehr schwierig, würde ich sagen.«

»Es braucht im Augenblick keine komplette Reparatur zu sein. Nur ein paar Ringe, die von der Seite eingeschlagen werden, damit der Rest zusammenhält. Auf der Reihe, wo der Speer durchgedrungen ist.«

»Du kannst Goronwy ja mal sagen, wie du es haben willst, und dann werden wir sehen.«

Gawain nickte, und wir gingen zurück zum Haus. Vor der

Scheune entschuldigte sich mein Vater und ging hinüber zu den Ställen, um sich um das Vieh zu kümmern.

»Wie hat denn der Speer die Eisenringe durchdrungen?« fragte ich neugierig, während wir den Hügel hinauf trotteten. »Ich dachte, ein Kettenhemd schützt einen Mann.«

»Es war ein Wurfspeer.« Ich muß blöde dreingeschaut haben, weil Gawain plötzlich lächelte und erklärte: »Ein Kettenhemd hält auch Wurfspeere ab, vorausgesetzt, du bist nicht zu nah an dem, der sie wirft. Wenn der Schlag flach kommt, hält ein Kettenhemd ebenfalls ein Schwert oder ein Messer ab. Aber eine Lanze oder eine Schwertspitze oder ein harter, gerader Schlag mit einem guten Schwert schneidet durch die Eisenringe wie durch Leder. Man würde mehr von dem Zeug erwarten, wenn man weiß, wie teuer es ist, nicht wahr? Trotzdem, es ist viel besser als das nächstbeste.«

»Wieviel hast du denn für deins bezahlt?« fragte ich neugierig.

»Ich hab' es nicht gekauft. Ich hab' es einem sächsischen Fürsten abgenommen.«

Nachdem er ihn natürlich getötet hatte. Ein harter, gerader Schlag mit einem guten Schwert? Ich schaute mir den juwelenbesetzten Heft von Gawains Schwert an, das auf dem Grau meiner zweitbesten Übertunika glühte. Kriegsausrüstung hat eine Schönheit, die das Glitzern von Stahl und Bronze und das Leuchten bunter Banner mit all meinen Gedanken verwoben hatte, seit damals, als ich zum erstenmal an einem Sommermorgen eine Gruppe von Kriegerern die Straße, die von Caer Legion nach Süden, nach Camlann führt, hatte hinabreiten sehen. Aber letzten Endes waren die Ausrüstung und das Glitzern nur Werkzeug eines Handwerks, und dieses Handwerk bestand darin, zu töten oder getötet zu werden. Warum sollte ich es als wunderbar betrachten? Ich war alt genug, um es besser zu wissen.

Das Schwert war trotzdem wunderschön.

Am Abend aß Gawain etwas mehr als in der vergangenen Nacht. Er dankte meiner Mutter für das Mahl, und zwar in sehr höflichen Worten. Seine Stimme war nicht mehr rau, aber er sprach noch immer leise. Morfudd, die ältere meiner Schwestern, bemerkte auffallend schnell, wenn er irgend etwas brauchte, und sie beobachtete ihn, bescheiden zwar, aber mit einem Glitzern in den Augen. Ich wußte genau: Später würde sie mit meiner anderen Schwester über ihn reden. Ich verstand, warum Frauen das wohl taten. Plötzlich dachte ich an mein eigenes Gesicht, im Vergleich mit seinem. Es gehörte wirklich nicht zu der Art, die diesen

Gesichtsausdruck bei Frauen hervorrief, fürchtete ich. Mein Gesicht erweckte mehr schwesterliche Vertraulichkeit, auch von Frauen, die nicht meine Schwestern waren. Nein, ich war nicht häßlich, aber grobknochig, rothaarig und blauäugig wie mein Vater, und im Sommer hatte ich überall Sommersprossen. Alle behaupteten immer, ich sähe ehrlich aus. Ein ehrlicher Bauer, aus einem einigermaßen wohlhabenden Clan und in einem Alter, in dem man sich mit irgendeiner ehrlichen Ehefrau niederläßt und für den Fortbestand des Clans sorgt. Gawains Gesicht war fein geschnitten. Er hatte hohe Wangenknochen und dunkle Augen, und sein Bart, der jetzt kurz getrimmt war, ließ sein Gesicht noch schmaler erscheinen. Er sah aus wie das, was er war: ein Krieger, und zweimal von königlichem Geblüt. Aber warum sollte ich das Gefühl haben, daß er soviel mehr wert war als ich? Britannien konnte leichter ohne Krieger als ohne Bauern auskommen, und Könige und ihre Clans kommen und gehen, während mein Clan das Land in der Gegend um Mor Hafren schon bebaut hatte, ehe die Römer kamen.

Aber so, wie es in Britannien heute aussah, würden die einzigen Bauern um Mor Hafren Sachsen sein, wenn die Krieger nicht gekämpft hätten. Und ich und mein Clan, wenn wir überlebt hätten und frei geblieben wären, wir würden uns jetzt nach Land in den Bergen von Gwynedd umsehen oder auf der anderen Seite des Meeres, in Kleinbritannien. Der Pendragon hatte uns gerettet, und der Mann, der mir gegenüber auf der anderen Seite des Tisches saß und das Ale ablehnte, das Morfudd ihm anbot, dieser Mann hatte gegen die Finsternis gekämpft...

Ich war derjenige, der heute abend nur wenig aß. Meine Mutter warf mir einen strengen Blick zu, während sie meinen Teller wegnahm, einen ›Erzähl-es-mir-mal-später‹-Blick. Ich fragte mich, ob ich das wohl konnte. »Mutter, wenn dieser Krieger wieder wegretet, dann will ich mit ihm. Ich will Camlann sehen und die Sachsen und den Krieg. Ich will meine Familie verlassen um solcher Dinge willen, die diesen Gawain so verbittert haben.« Nein, es ging nicht. Das war die Bitte eines Kindes, unsinnig und außerdem unmöglich. Daß Gawain gewillt wäre, mich mitzunehmen, war genauso unwahrscheinlich, wie daß meine Mutter mich würde gehen lassen.

Wir setzten uns am Herdfeuer nieder, und Gawain stellte meinem Vater höfliche Fragen über den Hof und den Clan und das Land um Mor Hafren und über die letzte Ernte. Er hörte sehr aufmerksam den

Antworten zu. Mein Vater brauchte eine ganze Weile, um das Gespräch auf seine eigenen Fragen hinzulenken. Aber schließlich hatte er es geschafft.

»... schicken sie auf die Weide, wenn der Schnee nicht zu tief liegt, selbst mitten im Winter. Aber jetzt, jetzt ist es zu kalt, um so was noch zu machen. Sie wollen nicht raus aus dem Stall. Sind in der Hinsicht schlauer als Menschen. Oder wenigstens als manche Menschen.«

»Ich bin dann also nicht schlau?« Gawain sah ernst aus, aber seine Augen strahlten ein bißchen zu hell.

»Du reist zu einer Zeit, wo vernünftige Männer am Feuer sitzenbleiben.«

»Ich sitze ja jetzt an einem Feuer.«

»Aber was mußten wir nicht alles tun, damit du dableibst! Wirklich, Herr Gawain, wann bist du denn losgeritten und warum?«

»Was das Wann angeht: das war Anfang November. Und das Warum – ich bin auf der Suche nach einer bestimmten Frau. Möglicherweise ist sie hier vorbeigekommen, vor acht Jahren im Spätherbst. Eine blonde Frau, die eine braune Stute ritt und der zwei Diener folgten. Einer von ihnen war ein alter Mann, dem ein halbes Ohr fehlte. Die Frau hatte blaue Augen, vielleicht trug sie auch ein blaues Kleid, und sie sprach mit einem nördlichen Akzent.«

»Eine Edelfrau?« fragte mein Vater. »Nein, von so einer Frau habe ich weder etwas gesehen noch etwas gehört. Aber warum suchst du sie denn?«

»Ich... ich schulde ihr etwas. Ich hatte nicht die Gelegenheit, es ihr zurückzuzahlen, solange noch Krieg war, und jetzt, wo wir Frieden in Britannien haben, versuche ich, sie wiederzufinden.«

»Mitten im Winter? Wer ist sie denn?«

Gawain senkte den Blick. »Sion, das ist eine komplizierte Geschichte, und auch eine lange. Außerdem ist sie für mich nicht sehr ehrenhaft.«

Mein Vater zuckte die Achseln, fummelte am Fuß seines Hockers herum und hob ein Stück Holz auf, aus dem er eine Tasse schnitzen wollte. »Wie du meinst. Aber wenn die Geschichte lang ist, dann haben wir heute abend und morgen und so weiter, bis deine Wunde geheilt ist, Herr.« Er hielt inne. Sein Blick begegnete Gawains Augen. »Warum macht dir das alles solchen Kummer?«

Gawain lächelte. »Weil das alles eine bittere Erinnerung enthält.« Wir schwiegen einen Augenblick, und dann fuhr er abrupt fort. »Ich

habe diese Frau einmal geliebt, und ich habe ihr weh getan.«

Mein Vater musterte die angefangene Tasse und begann, am Rand herumzuschneiteln, während er eifrig darum bemüht war, Gawains Blick auszuweichen. »Und du liebst sie noch immer?«

»Gott ist mein Zeuge, ja. Aber ich muß auf jeden Fall ihre Vergebung erlangen. Ich habe nicht darum gebeten, als wir uns trennten, und ich habe ihr großes Leid gebracht.« Wieder entstand ein langes Schweigen. Gawain schaute auf seine Hände. Die langen Finger verflochten sich auf seinen Knien. »Du hast ein Recht, die Geschichte zu hören, Sion ap Rhys, wenn du es wirklich willst. Und ich habe nicht das Recht, die Angelegenheit zu verbergen, um meinen Stolz zu retten oder eine Ehre aufrechtzuerhalten, die ich an sie verloren habe. Außerdem schulde ich auch dir etwas.«

»Mhm. Du schuldest mir Vertrauen«, sagte mein Vater und begann jetzt richtig zu schnitzen. Das Messer machte ein weiches, schabendes Geräusch. »Ich würde die Geschichte gern hören.«

Gawain blickte auf und schaute ins Feuer, wie Männer das tun, wenn sie die Erinnerungen an ein Ereignis zusammensuchen und nicht wissen, wie sie sie in Worte fassen sollen. Er rieb seine Schwerthand auf seinem Knie langsam hin und her, als ob irgend etwas daran klebte.

»Ich glaube, daß es im Frühling begann, vor acht Jahren«, sagte er. Der Wind rauschte im Strohdach, und die Nadel meiner Mutter glitzerte, während sie nähte. Gawain richtete sich auf und saß bewegungslos da, den Blick noch immer auf das Feuer fixiert. »Vor acht Jahren, im Frühling jenes Jahres, schickte mein Herr Artus mich mit einer Botschaft nach Caer Ebrauc. Der alte König, Caradoc, war gestorben, und sein Neffe, Bran ap Caw, der älteste der zwölf Söhne des Caw, trat seine Nachfolge an. Alle Söhne des Caw waren Artus' Feinde, wegen einer Blutfehde, die angefangen hatte, als mein Herr die Hohe Königschaft an sich riß. Deshalb fürchtete mein Herr, daß Bran vielleicht wieder mit der Rebellion beginnen könne. Das war während unserer Kampagne im Norden, gegen die Sachsen von Deira und Bernicia und die anderen nördlichen Königreiche. Bis da war die Kampagne gut gelaufen, und die Sachsen spürten die Kraft unserer Angriffe, aber dadurch wurden sie nur noch entschlossener, Rache an uns zu üben. Sie waren damals so stark, wie sie nie gewesen waren, besonders nachdem sie sich zusammengeschlossen hatten. Aber wir waren umhergezogen und schlugen sie da, wo sie es am wenigsten erwarteten, und führten Raubzüge durch, daß sie in

jenem Winter sogar hungern mußten. Aber wir hätten damals mindestens noch ein weiteres Jahr gebraucht, ehe wir sie dazu zwingen konnten, unsere Bedingungen zu akzeptieren. Die Rebellion eines der britischen Königreiche hätte damals für uns tödlich sein können. Mein Herr mußte also jemanden zu Bran schicken, um herauszufinden, wie es stände, und um sich mit ihm zu versöhnen. Er wählte mich.«

»Du warst damals noch ziemlich jung.« Mein Vater warf ihm einen scharfen Blick zu. »Es war ja erst ein Jahr, nachdem ich dich kennengelernt hatte.«

»Ich war eben achtzehn.« Gawain lächelte. »Aber mein Herr mußte einen seiner besten Krieger schicken, oder Bran hätte sich beleidigt gefühlt. Cei oder Gereint oder meinen Bruder Agravain hätte er nicht schicken können, weil die drei in der Lage gewesen wären, bei dem geringsten Anzeichen einer Beleidigung gegen Artus Bran Wein ins Gesicht zu schütten. Und damit hätte man diesen Mann kaum versöhnt. Bedwyr konnte er auch nicht aussenden, denn der ist Bretone und nur vom niederen Adel – obwohl ein edlerer Mann nie auf der Erde gelebt hat. Aber auch deswegen hätte Bran beleidigt sein können, wenn er es gewollt hätte. Artus sagte mir das, als ich einwandte, daß ich zu jung sei. Er hat mich geschickt.«

»Gawain von der goldenen Zunge«, murmelte Morfudd kokett.

Gawain lachte und warf ihr einen Blick zu. »Als Cei mich zum erstenmal so genannt hat, meinte er das als Witz. Nun, ich zog von König Uriens Festung in Rheged nach Caer Ebrauc, ich und zwei andere aus Artus' Familie. Die Straßen waren schlecht, und wir brauchten ungefähr sieben Tage, obwohl wir alle gute Pferde hatten. Aber die Apfelbäume standen gerade in Blüte, und die Wälder wurden grün. Mein Hengst Ceincaled lief wie die Sonne auf den Wellen. Ich dachte damals, wie schön es war, lebendig zu sein und jung und einer von Artus' Kriegern – das letztere war noch immer neu für mich. Um Bran und Llys Ebrauc machte ich mir keine großen Gedanken. Im Herzen konnte ich einfach nicht einsehen, wie irgendein Mann in Britannien ein Gegner von Artus und seiner Familie sein konnte. Es gibt niemanden wie meinen Herrn Artus, den Hohen König, und kein Feldherr ist so groß in ganz Britannien.

Aber als wir Caer Ebrauc erreichten, begann ich einzusehen, daß Bran am Ende vielleicht doch eine Gefahr darstellen konnte. Seine Stadt gehört zu denen, die die Römer für ihre Legionen erbauten, und sie hat eine gewaltige Mauer, die noch immer stark befestigt ist.

Außerdem gibt es sehr viel Platz für Krieger, und das Land um sie herum ist reich und gut bevölkert. Die Stadt hinter der Mauer ist mehr als halb verlassen, wie jede andere Stadt in unserer Zeit, aber sie ist reich genug. Das Heer des Königs wohnt in einer der alten römischen Kasernen, und nicht in einer Festhalle oder in eigenen Häusern. Es ist eine große Gruppe. Die meisten sind Krieger zu Fuß; seine Reiterei ist nicht so gewaltig. Aber es sind doch so fünfhundert ausgebildete, gutbewaffnete Krieger. Und Ebrauc könnte auch bei den Clans, die ihm unten sind, eine Armee ausheben, während Artus sich dabei auf seine Unterkönige verlassen mußte. Und es ist nicht einfach, sich auf die zu verlassen. Ich ritt also mit größerer Vorsicht in Caer Ebrauc ein, als ich auf dem Weg dorthin gezeigt hatte.

Bran lebte in dem Palast irgendeines längst vergessenen römischen Kommandeurs. Das Gebäude war zum letztenmal vor ungefähr hundert Jahren repariert worden. Ich und die anderen, wir sollten bei Bran wohnen, wie das unserem Rang zukam. Wir hielten vor dem Palast, übergaben unsere Pferde den Stallknechten und versuchten, unser Gepäck irgendwo unterzubringen, ehe wir hineingingen, um mit Bran zu sprechen. Während wir damit beschäftigt waren, uns mit den Dienern zu streiten, kam ein Mädchen aus dem Palast und ging hinüber zu den Pferdeknechten, um dafür zu sorgen, daß die Pferde in die Ställe kamen.«

Er schwieg einen Augenblick und schüttelte dann den Kopf. »Das Sonnenlicht war so klar wie Frühlingswasser über sauberem Sand, und die Tauben gurrten auf den zerbrochenen Ziegeln des Daches. Sie hatte einen Gang wie der Schatten eines Vogels über einem klaren Fluß. Ihr Haar war von der Farbe des Gestirns. Als sie bei den Pferden ankam, spürte sie, daß mein Blick auf ihr lag, und sie drehte sich herum und errötete, als sie sah, daß ich sie betrachtete. Dann packten die Diener sich das Gepäck auf, und man führte uns nach drinnen zum König.

Ich fühlte mich wie eine Harfensaite, die gezupft worden ist. Ich hatte den Wunsch, ein Lied über die Art zu machen, wie sie sich bewegte. Ich glaube, mein Blut sang. Aber ich mußte mich zusammennehmen und mit Bran sprechen.«

»War sie sehr schön?« fragte Morfudd eifrig. Meine Mutter warf ihr einen drohenden Blick zu. Gawain starrte einen Augenblick hin, wandte dann den Blick ab und zuckte die Achseln. »Mir schien sie so. Andere haben mir gesagt, sie sei nicht schön.« Er hielt inne und

fügte dann rauh hinzu: »Ihre Nase war zu lang, ihre Zähne zu groß, und sie war so dünn wie ein Zaunpfahl.«

»Aber du hast doch gesagt...«

»Ich habe es gesagt! Denn da war immer noch die Art, wie sie sich bewegte, wie sie ihre Röcke hob, um ein Stückchen zu rennen, wie sie dann den Kopf umwandte – und wie das Licht über ihr Gesicht glitt, wenn sie lächelte. Wenn sie stillsteht, könnte man sie unscheinbar nennen, aber wenn sie sich bewegte oder sprach, dann war sie wie eine Lerche über den Hügeln. Sie wirkte schön durch sich selbst, nicht durch die Schönheit, die die Natur schenkt.«

Er schaute wieder ins Feuer, ballte die Fäuste und sprach weiter, als ob es ihm weh täte – und bei einem Mann wie ihm stimmte das ohne Zweifel auch. »Das war alles. Ich wollte sie wiedersehen, und ich glaubte, ich begehrte sie, aber ich war nicht besonders wild darauf, ihren Namen zu erfahren. So sprechen wir über solche Dinge. Ich hatte noch nie... Nun, sie gab mir ein großes Gefühl, aber ich hatte nicht daran gedacht, daß auch sie fühlen konnte. Gott verzeih mir, aber ich wollte nur selbst genießen und nichts geben.«

Gawain warf meinem Vater einen geraden, wilden Blick zu, streckte dann seine Hände wieder, rieb sie zusammen und fuhr fort. »Ich ging hinein und redete mit Bran von Llys Ebrauc. Es war ein guter Kampf mit Worten. Immer wieder deutete er tödliche Beleidigungen an, und ich bemühte mich, sie in offene Antworten oder harmlose Kommentare umzudrehen, und wir beide machten pausenlos Andeutungen über gewisse politische Folgen, die das alles haben konnte. Am Ende fragte mich Bran, wie lange ich vorhätte zu bleiben. Mein Herr hatte mir gesagt: »Bleib, solange es die Situation erfordert«, und für mich war es deutlich, daß Bran in dieser Situation unaufhörlich beobachtet werden mußte. Also erwiderte ich: »Mit Eurer Erlaubnis will ich bleiben, bis mein Herr meine Rückkehr befiehlt.« Bran mochte das gar nicht. Er wußte, er konnte keine Rebellion vorbereiten, solange ich noch in Ebrauc weilte, und er wagte es auch nicht, mich töten zu lassen – aus Angst vor der Rache meines Herrn. Ich konnte förmlich sehen, wie er nach einem Grund suchte, so daß er sagen könnte, ich hätte ihn beleidigt. Dann konnte er mir befehlen abzureisen. Aber ich gab ihm keinen Anlaß. Also sagte er mir, er würde in der Nacht ein Fest geben, um mich willkommen zu heißen, und all sein Eigentum stände mir zur Verfügung. Und so weiter. Ich war froh, als ich gehen konnte. Aber als ich mich hinlegte, um mich vor dem Fest auszuruhen, mußte ich

wieder an das Mädchen denken. Es sah so aus, als ob sie eine von Brans Dienerinnen gewesen wäre: Sie war einfach gekleidet, und sie hatte sich um die Pferde gekümmert. Bran hatte mir seine Gastfreundschaft angeboten, und ich dachte: ›Wenn wir schon eine Zeitlang bleiben müssen, dann werde ich sie in Anspruch nehmen.‹ Ich schlief ein, während ich mich fragte, wie sie wohl aussah, während sie lächelte.

Sie war wirklich beim Fest. Sie kam von der linken Seite der Halle herein, um Wein am Hohen Tisch einzuschenken, und sie trug ein Kleid aus blauer Seide, das mit goldenen Spangen gehalten wurde. Mehr Gold war in ihrem Haar. Bran lächelte sie an und sagte halb lachend: ›Der Mond geht auf!‹ Sie lächelte zurück und füllte sein Glas. Der Mann neben mir flüsterte: ›Das ist Elidan, die Tochter des Caw, die Schwester des Königs.‹

Damit hat es sich, sagte ich mir. Ich konnte meine Zeit mit Dienstmädchen verbringen, wenn mir das Spaß machte, aber Elidan, die Tochter des Caw, die Schwester des Königs, die durfte niemand anrühren, besonders nicht der Feind ihres Bruders.

Sie schenkte den Wein ein und setzte sich neben Bran. Sie nahm den Platz der Königin ein, denn Brans Frau war im Kindbett gestorben. Nach einer kleinen Weile erhob sie sich wieder, um die Gläser erneut zu füllen, und als sie kam, um mir einzuschenken, verschüttete sie etwas Wein. Sie hielt den Atem an und ließ fast den Krug fallen. Ich ergriff ihn von der Seite her, und meine Hand berührte ihre. Mein Blick begegnete ihrem Blick, als ich aufschaute. Sie errötete wieder, und ich spürte das Zittern in ihrer Hand. Der Wein zitterte, hell und dunkel bewegte sich seine Oberfläche.

Ich ließ den Krug los. Nach einem Augenblick füllte sie mein Glas, knickste und ging am Tisch weiter. Ich betrachtete sie, während sie ging, und mein Blut sang wieder.

Wir blieben in Ebrauc, und Bran und seine Leute übersahen uns größtenteils. Manche versuchten Streit anzufangen, aber die beiden Männer, die ich zu meiner Begleitung gewählt hatte, wußten, wie man sich anstellt, als ob man nichts gehört hätte. Vielleicht war es ihnen auch gleich. Dennoch, es war kein angenehmer Ort für uns, und ich wünschte mir leidenschaftlich, wieder im Kampf mit meinem Herrn Artus vereint zu sein. Ich wußte, die Krieger der Familie hatten sich versammelt, sie hatten die Standarte aufgerichtet und waren in den Krieg geritten. Sie waren alle dabei, mein Bruder Agravain, meine Freunde Cei, Bedwyr und die anderen. Und ich saß

in Llys Ebrauc herum wie ein Stück Ballast. Ich wußte, Artus wollte, daß ich da war, und es war eine Ehre, daß er mir solch eine Aufgabe anvertraute – aber wir hatten Mai! Ich hätte aus enttäuschem Tatendrang töten können.

Und dann hatte ich Gelegenheit, Elidan zu treffen, und vergaß alles andere.

Ungefähr eine Woche nach meiner Ankunft ging ich zu den Ställen, um nach dem Pferd zu sehen, und sie war da und betrachtete den Hengst. Ich hatte sie seit dem Fest nicht mehr gesehen. Als ich herankam, errötete sie wieder und ging rückwärts vom Stand des Pferdes weg.

›Du brauchst keine Angst zu haben‹, sagte ich ihr, ›er wird dir nicht weh tun.‹ Sie schaute mich an, neigte ein wenig den Kopf und blieb stehen. Ich ging in den Unterstand hinein und packte Ceincaleds Halfter, und er schnaubte und knabberte an meinem Handgelenk. ›Siehst du?‹ sagte ich dem Mädchen. ›Er ist sehr sanft.‹ Noch immer sagte sie nichts. ›Möchtest du gern mal herankommen und ihn dir ansehen?‹

Sie drückte sich langsam näher, trat auf der anderen Seite des Pferdes in den Stand ein. Ganz vorsichtig streckte sie eine Hand aus und tätschelte seinen Nacken. Er bäugte sie und ließ seine Ohren nach vorn zucken, und sie lächelte. Ich glaubte, ich hätte zum erstenmal im Leben die Augen geöffnet, als ich sie lächeln sah.

›Ist das Ceincaled?‹ fragte sie mit einer tiefen Stimme, die wie die dunklen Töne des Dudelsacks klangen. ›Ist es wahr, daß er einer unsterblichen Rasse angehört?‹

Ich sagte ihr, ja, es stimmt, und als sie mich weiter fragte und wieder lächelte, erzählte ich ihr die ganze Geschichte. Es ist nicht meine Gewohnheit, sie zu erzählen, und mit Sicherheit erzähle ich sie nicht, um jemanden zu beeindrucken. Aber sie war sehr angetan davon, und sie hörte mit leuchtenden Augen zu, und ihre Lippen öffneten sich ein wenig.

›Also bin ich mit dem besten aller Pferde gesegnet‹, sagte ich ihr, als ich mit der Geschichte fertig war, und ehe ich wußte, was ich sagte, fuhr ich fort: ›Aber er braucht Auslauf, wie jedes andere Pferd auch. Kennst du einen guten Platz zum Reiten, Herrin?‹

›Herfydds Wald‹, erwiderte sie, ›das ist ein sehr schöner Ort. Es gibt da offene Wiesen, wo Pferde galoppieren können.‹ Und dann hielt sie inne und fügte hinzu: ›Heute nachmittag bringe ich meine Stute dorthin, wenn du willst, daß ich dir den Weg zeige.‹

›In der Tat würde ich mir das wünschen, und ich wäre dir sehr dankbar‹, sagte ich, ›auch, wenn du mir den Wald zeigen würdest‹. Leise stimmte sie zu.

Außer Höflichkeit hatte nichts in ihren Worten gelegen, nichts, wodurch man Verdacht hätte schöpfen können. Die ganze Zeit waren ihre Diener dabei. Aber wir konnten reden. Es war ein herrlicher Ritt. Ich kann mich nicht mehr an das erinnern, worüber wir sprachen, nur, daß ich sehr viel redete und sie zum Lachen brachte. Ihr Lachen war wie das Flattern von Vogelschwingen, und meine Gedanken flogen. Als wir nach Ebrauc zurückkehrten, fragte ich sie, ob sie noch andere gute Plätze zum Reiten kenne, denn obwohl ich Herfydds Wald genossen hätte, sei doch Abwechslung etwas Angenehmes. Sie sagte ja, es gäbe noch Bryn Nerth, ein Gelände, das sie mir auch zeigen könne, wenn ich Lust hätte. So ritten wir am nächsten Tag wieder zusammen, und am nächsten, und am nächsten. Die Welt war für mich wie Lachen und Sonnenlicht in den Bäumen, voller Schimmer und tanzendem Licht.

Aber nachdem wir es fünf Tage so gehalten hatten, erschien sie zur ausgemachten Zeit mit einem ernsten, kühlen Gesicht und sagte mir, sie könne an diesem Tage ihre Stute nicht ausreiten. Ich stritt mich mit ihr, aber sie suchte Entschuldigungen und ging. Am Ende ritt ich allein hinaus, ich war sehr zornig. Ich ritt im vollen Galopp, bis Ceincaled schwitzte und gern anhalten wollte, und das dauert sehr lange. Es war deutlich genug zu sehen, warum sie nicht gekommen war. Bran hatte Verdacht geschöpft – er hatte wohl bemerkt, daß diese gemeinsamen Ausritte nicht nur Höflichkeit waren. Er hatte mit Elidan geredet, hatte sie vor mir gewarnt oder ihr befohlen, nicht mehr mit mir auszureiten. Ich sagte mir, ich hätte sie von Anfang an darum bitten sollen, mit mir zu kommen. Es war Wahnsinn, sie zu begehren oder überhaupt die Hoffnungen zu hegen, die in mir waren. Ihr Bruder mochte sie sehr – und sie mochte Bran, wenn man genau hinsah. Selbst wenn ich an irgend etwas Dauerhaftem interessiert gewesen wäre, was nicht der Fall war, selbst dann wäre es unmöglich gewesen. Man kann nicht den Ehebund mit einer Frau schließen, deren Familie mit dem eigenen Herrn verfeindet ist. Und wenn es keine Ehe war, dann hätte Bran gute Gründe gehabt, eine Rebellion vom Zaun zu brechen. Ich schuldete es meinem Herrn Artus, meiner Ehre als Gast und Botschafter und ihrer Ehre als Edelfrau, sie in Ruhe zu lassen.

Ich entschloß mich, nicht mehr als höflich zu sein, und ich hielt

meine guten Vorsätze auch, wenigstens eine Woche lang. Aber bei Nacht, in meinen Träumen, hielt ich sie in den Armen, und als ich allein die Harfe spielte, stellte ich fest, daß ich von ihr sang, und ich begann mir zu überlegen, wie wir Bran hintergehen konnten. Viele Möglichkeiten fielen mir ein. Und dann, eines Tages, sah ich sie in einem Gang im Palast. Sie war allein. Ohne nachzudenken, packte ich ihr Handgelenk. ›Ich reite morgen nach dem Mittagmahl in Herfydds Wald,‹ flüsterte ich ihr ganz leise ins Ohr. Dann ließ ich sie los und ging weiter, und ich spürte ihre Blicke auf mir, bei jedem Schritt. Nachher habe ich mich dafür verflucht, daß ich das gesagt hatte, und ich entschloß mich, am nächsten Tag nicht in den Wald zu reiten. Aber ich ritt. Eine Stunde oder so verbrachte ich damit, allein umherzureiten, und dann wendete ich verärgert mein Pferd – ich traf sie am Waldrand. Sie hatte nur einen Diener bei sich, einen alten Mann, dem ein halbes Ohr fehlte und dessen Blicke großen Widerwillen ausdrückten.

Ich sprang von meinem Pferd und rannte hinüber, ich ergriff die Zügel ihrer Stute. ›Du bist gekommen,‹ sagte ich, es war alles, was ich sagen konnte. Sie schaute ernst zu mir hinab und nickte, dann ließ sie die Zügel los, löste einen Fuß aus dem Steigbügel und sprang von ihrem Pferd. Ich fing sie mitten im Sprung. Der Wind berührte ihr Haar, aber ihre Augen waren still, stiller als der Himmel und die Tiefe. Ich hatte das Gefühl, als ob die Kraft, die das Leben selbst antreibt, uns berührt hätte, als ob wir zwischen Himmel und Erde ständen. Ich konnte ihren Pulsschlag spüren, als ich sie hielt, er flatterte wie das Herz einer wilden Schwalbe. Das Wunder des Gefühls erfüllte mich, und ein großes Staunen. Wir standen da und schauten einander an, und es war, als ob wir in ein Meer voller Licht hineinschauten, in ein Feuer, das hinter der Tiefe der Welt brennt, oder als ob wir einander durch die verschwommenen Schleier irgendeiner Vision anstarrten. Aber sie war da, in meinen Armen, eine schmale, kräftige Gestalt mit ernsten blauen Augen und glattem, blondem Haar. ›Du bist gekommen,‹ sagte ich noch einmal und küßte sie.

›Ja,‹ sagte sie, ›ich bin gekommen.‹ Sie wandte sich zu dem Diener um und sagte: ›Hywel, könntest du hierbleiben und die Pferde hüten?‹

Der alte Mann nickte unglücklich, und wir gingen zusammen weg, hinein in das grüne Schweigen des Waldes.‹

Gawain verstummte, er saß da und stützte den Kopf auf die

Arme, er beugte sich nach vorn und starrte auf das Feuer im Herd, das schon niedergebrannt war. Mein Vater zeigte keine Bewegung, sein Schnitzmesser war eine ruhige, leuchtende Linie in seiner Hand. Nur der Wind machte noch immer sein hohles Geräusch im Strohdach.

Morfudd rührte sich zuerst. »Ich glaube, so etwas ist wunderschön«, sagte sie träumerisch. »Wunderschön.«

Gawain richtete sich abrupt auf und warf ihr einen wilden, dunklen Blick zu. »Wunderschön! Ach, König des Himmels, ist das schön? Weib, es war etwas sehr Schreckliches.«

»Du hast sie wohl sehr geliebt«, sagte meine Mutter nüchtern und begann wieder zu nähern. »Und es sieht so aus, als ob sie dich auch liebte. Ihr wart beide jung. So etwas ist schon schrecklich genug.«

»Es war schlimm, daß ich sie liebte«, erwiderte Gawain bitter. »Und um so schlimmer, weil sie mich auch liebte. Aber ich, was habe ich denn geliebt? Ein schönes Gefühl! Lieber Gott, es war mir gleichgültig, ob sie dabei zugrunde ging, und wenn es herauskam, dann wäre das der Fall gewesen. Ich nutzte meinen Vorteil als Gast in Brans Haus aus, ich betrog das Vertrauen meines Herrn, ich betrog sie, und ich betrog sogar meine eigene Ehre. Ich habe die Schwester eines Königs wie eine ganz gewöhnliche Hure behandelt, und es war um so schlimmer, weil sie mich liebte. Danach, nach jenem ersten Mal, hat sie geweint. Sie wollte mir nicht sagen, warum. Das tat sie erst sehr viel später, und da sagte sie: ›Ich habe geweint, weil ich wußte, ich liebte dich soviel mehr, als du mich liebtest. Und es war auch wegen meiner Ehre.‹ Sie hat alles für mich riskiert, und ich... Wunderschön – ach! Herr des Himmels, verzeih mir.«

»Du übertreibst«, sagte mein Vater.

»Ich habe ihr großes Unrecht getan.«

»Ja, das hast du wohl. Aber sie brauchte dich ja auch nicht zu treffen. Jedes Mädchen hätte gewußt, was du wolltest, und jedes Mädchen mit einem Funken Vernunft wäre nicht hingegangen.«

Gawain schaute wieder ins Feuer. Er verschränkte die Hände und antwortete nur mit Schweigen.

»Wenn es dir so nahegeht, warum hast du sie nicht geheiratet?« fragte meine Mutter.

Ein Achselzucken. »Später, da wollte ich. Viel später. Zu spät. Nachdem ich ihren Bruder schon umgebracht hatte.«

»Also hat es tatsächlich eine Rebellion gegeben?« fragte mein

Vater.

Gawain blickte zu uns auf. »Ich dachte, die ganze Welt wüßte das. Nun, im Norden muß man es wohl deutlicher gespürt haben als hier in Dumnonia.«

»Ich habe gehört, daß du Bran von Llys Ebrauc getötet hast«, gab ich von mir. Gawain warf mir einen fragenden Blick zu. »Es hat ein Lied darüber gegeben«, erklärte ich.

»Bei Rhys kann man sicher sein, daß er sich Lieder anhört«, murmelte mein Vater. »Nun, Bran hat es also herausgekriegt?«

Gawain beugte sich wieder nach vorn. Er stemmte die Ellbogen auf die Knie. Er sprach noch immer sorgfältig, eifrig darauf bedacht, daß wir alle das Schlimme einsahen. »Nein. Die Rebellion hatte nichts damit zu tun. Wir haben unser Geheimnis gut gehütet. Nach dem ersten Mal sahen wir uns eine Zeitlang nicht mehr. Ich war wütend auf sie, weil sie geweint hatte und weil das, was zwischen uns gewesen war, soviel greifbarer und sterblicher war als die Vision, die mir am Anfang davon im Gehirn gespuht hatte. Aber wenig später, nachdem ich lange Zeit darüber und über sie nachgedacht hatte, schickte ich ihr durch ihren Diener Hywel, den alten Mann, eine Nachricht. Hywel war bei ihr gewesen, seit sie geboren war, und er mochte das Ganze überhaupt nicht. Aber sie sagte ihm, sie würde allein reiten, wenn er nicht mitkäme, und ich nehme an, er wollte ihren Ruf schützen, soweit ihm das möglich war. Sie war daran gewöhnt, in Begleitung von nur einem oder zwei Dienern auszureiten – Ebrauc ist sicher genug, so daß eine Frau das in der Nähe der Festung tun kann –, und wir ritten dann zu verschiedenen Zeiten in verschiedene Richtungen aus. Wir trafen uns bei einem vereinbarten Platz und kehrten danach wieder zu verschiedenen Zeiten zurück. Wir waren sehr vorsichtig. So verbrachten wir den größten Teil des Sommers, ungefähr bis Mitte Juli. Dann schaffte es einer von Brans Männern, mit meinem Begleiter Morfran erfolgreich einen Streit anzufangen. Morfran ist ein tapferer Mann, standfest und schnell mit der Zunge. Aber er sieht miserabel aus und ist auch daran gewöhnt, das dauernd zu hören. Das war der Grund, warum ich ihn auf diese Mission mitgenommen hatte. Ich wußte, er würde sich nicht wegen jeder Kleinigkeit in einen Streit einlassen. Dennoch – irgendeine Beleidigung wurde ihm an den Kopf geschleudert, die kein Edelmann ignorieren konnte, und es gab einen Streit. Brans Mann wurde getötet. Bran ließ mich zu sich kommen, befahl mir, vor ihm zu erscheinen, als ob ich sein

Mann wäre und geschworen hätte, ihm zu gehorchen. Er verlangte eine Entschädigung, und damit meinte er nicht einen Blutpreis, sondern Morfrans Leben. Ich verweigerte ihm das natürlich, und da hatte Bran eine Entschuldigung gefunden, mir zu befehlen, Ebrauc zu verlassen. Er fügte diesem Befehl noch irgendeinen römischen Rechtspruch der Verbannung hinzu, wonach ich mit meinen Begleitern getötet werden konnte, wenn wir zurückkehrten. Ich wußte sehr genau, daß Bran, sobald wir weggeritten wären, seine Truppe versammeln und ausrüsten und eine Armee für eine Rebellion ausheben würde.

Ich verbrachte viel Zeit damit, mir zu überlegen, ob ich das Ganze wohl hätte verhindern können, wenn ich auf Morfran oder den anderen besser aufgepaßt hätte. Ich hatte meine Begleiter zwar nicht außer acht gelassen, aber ich hatte von dem Streit nicht eher etwas erfahren, als bis Brans Mann tot war. Ich konnte jetzt nicht mehr sagen, ich hätte es verhindern können, und dennoch weiß ich nicht, ob ich meine Aufgabe besser hätte erledigen können, wenn Elidan nicht gewesen wäre. Ich war zornig über Brans Befehl, und ich war wütend auf mich selbst, als ich losritt. Ich war auch zornig auf Elidan, und dennoch sehnte ich mich danach, sie wiederzusehen und von ihr Abschied zu nehmen. Aber unsere Abreise geschah in Eile, und obwohl ich nach ihr suchte, bis ich fast alle Diskretion außer acht ließ und herumlief und nach ihr fragte, konnte ich sie nicht finden. Wütend verließ ich Llys Ebrauc. Und so zornig war ich auch, als ich Elidan auf der Straße begegnete.

Sie ritt auf ihrer braunen Stute aus dem Wald jenseits der Mauern, und Hywel war bei ihr. Sie trug Blau, und der Wind faßte in ihr Haar, so daß sie aussah wie eine Feder, die in einer frischen Brise weht. Meine Begleiter starrten sie an. Ich hatte ihnen nicht von Elidan erzählt, weil ich Angst gehabt hatte, sie könnten vielleicht Witze reißen, und das in Gegenwart der falschen Leute.

Auf der Straße zügelte sie ihr Pferd, und die Stute kaute auf dem Gebiß und tänzelte am Straßenrand. Elidan tätschelte ihr die Schulter mit einer schmalen Hand.

›Du gehst also‹, sagte sie.

›Ja, ich gehe‹, erwiderte ich, wütender als je zuvor, weil sie so schön war und so mutig. ›Befehl deines Bruders.‹

Sie senkte den Blick und spielte mit den Zügeln. Dann schaute sie wieder auf. ›Dann geh mit Gott, mein Falke‹, sagte sie.

Es tat mir weh, daß sie mich so nannte. Ich hatte sie einmal

darum gebeten, es nicht zu tun. Meine Mutter pflegte mich immer so zu nennen, und die Erinnerung daran war bitter. Sie ist sehr schrecklich und fürchterlich, meine Mutter Morgas. ›Mag sein, daß Gott mit mir geht‹, sagte ich, ›denn mit Sicherheit bleibt er nicht hier, bei der Ungerechtigkeit, die in Ebrauc herrscht‹. Darüber errötete auch sie vor Zorn. Morfran schaute sie an und meinte, wir sollten sie als Geisel nehmen, und da richtete Elidan sich auf und startete uns alle an. Ich schüttelte den Kopf.

›Ach, wirklich‹, sagte Elidan, ›ich werde keine Geisel sein, mit Verlaub, Herr. Kommt, ich weiß, es wird einen Krieg geben, Gawain ap Lot. Mein Bruder will ihn ja. Es wäre besser, wenn ich als Geisel so etwas verhindern könnte, aber niemand kann einen Krieger daran hindern zu töten. Ihr liebt das Blut zu sehr.‹ Ich wußte nicht, woher sie solche Worte nahm, und ich starrte sie erstaunt an. Sie drängte ihr Pferd dichter an mich heran, und dann beugte sie sich vor, ergriff meine Hand und preßte sie an ihre Stirn. ›Aber ich liebe dich, und ich liebe meinen Bruder, Gawain. Kämpf nicht gegen ihn. Versprich mir, daß du ihm nicht weh tun wirst. Versprich mir, daß du mit deinem Herrn, dem Kaiser, über ihn sprechen wirst. Sag Artus, daß Bran ap Caw, wenn er Frieden schwört, auch Frieden halten wird. Aber versprich mir, daß du Bran nicht umbringen wirst. Das mußt du mir versprechen.‹

Ich riß meine Hand weg. Ich war aufgebracht darüber, daß sie um ihren Bruder so sklavisch bettelte. ›Wenn dein Bruder den verräterischen Narren spielen will, dann ist das seine Sache. Und er muß bereit sein, die Konsequenzen zu ziehen‹, sagte ich. ›Mein Herr weiß viel besser als ich, wie man mit Rebellen fertig wird.‹ Aber als Elidan bleich wurde und mich mit einem seltsamen, kalten Blick anschaute, fügte ich wie zwanghaft hinzu: ›Was mich betrifft, so werde ich ihn nicht umbringen. Ich schwöre bei der Sonne und dem Wind, ich schwöre den Eid meines Volkes, daß ich ihn nicht töten werde. Und... mein Herr Artus ist gnädig.‹

Sie preßte eine Hand auf ihre Stirn, schob das Haar beiseite, als ob sie Kopfschmerzen hätte, und nickte. ›Gott und seine Heiligen mögen dich schützen, Gawain.‹ Wir schauten einander noch einen langen Augenblick an, und ich versuchte, Worte zu finden, die die Trennung leicht machten. Aber mir fielen keine ein. Also nickte ich nur und drängte Ceincaled weiter, und er fiel in einen kurzen Galopp, und wir ließen sie stehen. An der ersten Kurve der Straße schaute ich zu ihr zurück, zu der stillen Gestalt in Blau auf dem

stillen braunen Pferd, und ich dachte daran, was es für eine Frau bedeutete, wenn sie sich so bloßstellte, um Lebewohl zu sagen. Ich wünschte mir, ich wäre freundlicher gewesen.

›Was war denn das für eine Geschichte?‹ fragte Morfran, während er sein Pferd neben mich trieb. Ich schüttelte den Kopf, und er lächelte mich wissend an. ›Ihren Falken nennt sie dich? Die Tochter des Caw, die Schwester des Königs. Sieh mal einer an. Das wäre aber wirklich ein Stein im Schuh unseres Freundes Bran. Du goldenzüngiger Falke, warum hast du uns das nicht gesagt? Das ist so toll, darüber würde ich gern ein Lied machen. Ein Lied über die Gastfreundschaft des Königs Bran von Ebrauc!‹ Und er fing an, Witze über Elidan zu reißen. Mir war das peinlich. Ich war zornig, und nach einer Weile lachte ich auch.«

Gawain hatte mit einem Stück Feuerholz gespielt. Er warf es plötzlich ins Feuer und preßte sich die Handballen auf die Augen. Mein Vater stellte die Tasse hin, legte sein Messer weg und stand auf. Er tat einen Schritt auf unseren Gast zu. »Gawain«, sagte er sanft, »du brauchtest uns diese Geschichte nicht zu erzählen.«

Gawain blickte auf. »Es ist gut, daß ich sie erzählt habe. Es ist richtig, daß meine Schande bekannt wird.«

»Dann erzähl uns heute abend nichts mehr. Es ist spät, und du bist müde.«

»Ja. Und ich danke dir für deine Gastfreundschaft, Sion.«

»Davon haben wir genug. Du kannst gern davon abhaben. Schlaf gut, Herr.«

»Schlaf gut.«

3

Am nächsten Tag schickte mich mein Vater wieder hinaus nach dem Fluß, diesmal sollte ich junge Bäume abhauen, womit wir die Kuhpferche reparieren wollten. Ich glaubte zwar nicht, daß sie repariert werden mußten, aber ich ging. Diesmal mit meinem Bruder Dafydd. Den ganzen Tag dachte ich über unseren Gast und seine Geschichte nach, und ich warf kaum einen Blick auf den Wald. Ich versuchte, mir diese Elidan vorzustellen, die, in blaue Seide gekleidet, aus dem Wald herausritt und aussah wie die Königin der Unterirdischen aus den Liedern. Und dann fiel mir ein, daß sie dünn war und ein bißchen unscheinbar aussah, und es wurde mir unmöglich, an den ganzen Unsinn zu glauben. Nein, das alles mußte ein Unsinn sein, und Gawain machte sich wegen dieser ganzen Angelegenheit viel zuviel Sorgen. Mein Vater hatte immer gesagt, wenn ein Unrecht wieder gutgemacht werden kann, dann sollte man sich sofort damit befassen. Wenn das aber nicht ging, dann sollte man die Geschichte Gott anvertrauen. Gawain ging mir in jeder Hinsicht viel zu weit. Aber Krieger mußten ja so sein. Mir fielen die Geschichten wieder ein, die ich von ihrer Gewalttätigkeit, ihrer Grausamkeit und Oberflächlichkeit gehört hatte, und ich stellte fest, daß die Skrupel unseres Gastes übertrieben und absurd waren. Müde und bis ins Mark durchgefroren kam ich wieder nach Hause.

Ich ging zur Scheune, um mich um die Tiere zu kümmern, und stellte fest, daß Gawain da war. Zu meinem Erstaunen rieb er unsere Stute ab. Ich stand halb erfroren da, die Mistgabel in der Hand, und er drehte sich um und lächelte mich an. Da schloß ich den Mund, der mir offengestanden hatte, lehnte die Mistgabel an die Wand und sagte: »Du solltest das nicht tun, Herr.«

»Ach, ich weiß gut genug, wie man sich um Pferde kümmert. Ich tu' eurem Tier schon nicht weh. Es ist eine nette kleine Stute.«

»Das meinte ich nicht! Du bist... na, du bist nicht ganz gesund, und außerdem bist du ein Gast.«

»Diese Arbeit wäre sogar für ein eben entwöhntes Kind nichts besonderes. Um die Stiere kann ich mich allerdings nicht kümmern. Von Vieh habe ich keine Ahnung. Na, doch ein ganz klein bißchen Ahnung von Schafen.« Er wandte sich wieder der Stute zu. Die schnaufte und schloß die Augen. Sein Schlachthengst warf seinen

stolzen Kopf zurück und wieherte leise, und sein Herr lachte und redete auf irisch mit ihm. Nachdem ich eine Minute zugesehen hatte, nahm ich meine Mistgabel wieder auf und ging hinaus, um das Vieh zu versorgen. Gawains Skrupel kamen mir nicht mehr ganz so absurd vor.

Nach dem Abendessen war ich müde, und meine Mutter schlug vor, daß ich auf der Stelle zu Bett ging. Aber ich hätte sehr viel müder sein müssen, als eine einzige Tagesarbeit mich machen konnte, ehe ich so etwas tat. Ich setzte mich rechts neben dem Herd nieder und kraulte unsere Hündin hinter den Ohren, während die Gespräche begannen. Hin und wieder grunzte das Tier vor Entzücken und leckte mir wild die Hand, wenn ich auch nur einen Augenblick aufhörte, ihm den Kopf zu kraulen.

»Ich habe über das nachgedacht, was du letzte Nacht erzählt hast«, sagte mein Vater zu Gawain. »Und ich sehe ein, warum du diese Geschichte nicht erzählen wolltest und warum du es dann doch getan hast. Hast du also Bran umgebracht?«

»Ja. Mit Absicht. Und ich hätte ihn verschonen können.« Die Stimme des Kriegers klang sehr gleichmütig.

»In der Schlacht?« fragte mein Vater, dessen Stimme genauso gleichmütig klang.

Gawain nickte. »Ja, aber ich hätte ihn trotzdem verschonen können.«

»Ich habe gehört, daß du in der Schlacht verrückt wirst.«

Gawain hielt inne. »Ja. Aber damals war ich nicht verrückt. Wenigstens nicht so, wie das gewöhnlich der Fall ist. Ich will euch den Rest erzählen, wie ich das versprochen habe.

Die Rebellion hat erst im September begonnen. Davor hatten wir auch schon einige harte Kämpfe auszustehen; es waren keine regelrechten Schlachten, aber endlose Scharmützel. Einen Überfall zu reiten, das ist eine böse Angelegenheit, und auch für die Pferde wird es hart – aber die Kriege meines Herrn sind für die Pferde immer hart gewesen, weil wir uns mindestens zweimal so schnell fortbewegen müssen wie unsere Feinde. Mein Herr hat mir Arbeit gegeben, genug Arbeit, so daß ich keine Zeit hatte, an Elidan und Ebrauc zu denken. In der Tat, ich habe eigentlich überhaupt nicht nachgedacht. Ich habe mich nur gefragt, wann ich wohl das nächstemal schlafen konnte.

Und dann, im September, nahm mich mein Herr beiseite zu einer privaten Unterhaltung. Wir waren auf einem Gehöft in der Nähe

Gwyntolants, bei einem Clan, dessen Oberhaupt ein Mann namens Gogyrfan war. Es ist der Vater der Königin Gwynhwyfar. Sein Clan unterstützte uns, und wir hatten den Hof für die Dauer der nördlichen Kampagne als Lazarett benutzt. Die Lady Gwynhwyfar hatte unsere Verletzten besser als ein Arzt gepflegt. Noch ehe die Kampagne zu Ende war, hatte Artus Gwynhwyfar geheiratet. Aber trotzdem ließ er es an Aufmerksamkeit für den Krieg nicht fehlen.

Mein Herr rief mich in das Zimmer, das man ihm zur Verfügung gestellt hatte, und setzte sich an den Tisch. Eine Karte lag dort – bei Artus liegt immer eine –, und er begann, die Straßen zu überprüfen. Ich fragte mich, woher es kam, daß Artus scheinbar immer mehr Energie aufbrachte als ich, und ich wußte, daß er härter arbeitete.

›Bran von Ebrauc hat rebelliert‹, sagte Artus, ›oder er wird es in Kürze tun.‹

Ich ließ mich ihm gegenüber auf den Stuhl sinken und fragte mich wieder, ob ich das wohl hätte verhindern können.

Mein Herr schaute von der Karte auf und sagte mir: ›Genug davon. Deine Schuld war es nicht. Die Frage ist nur, wie man Bran aufhalten kann, ohne daß die Sachsen von seiner Rebellion erfahren. Wir sind gut hundert Meilen von Caer Ebrauc entfernt, aber auf der Straße von Süden können wir es in vier Tagen schaffen, oder in drei Tagen, wenn wir uns genug Mühe geben... obwohl wir dann nicht in der Verfassung wären zu kämpfen. Bran hebt noch immer seine Armee aus. Er hofft, uns zu überraschen, indem er in der Erntesaison rebelliert, aber das hat für ihn den Nachteil, daß er länger braucht, um seine Streitkräfte zu sammeln. Sie verteilen sich auch schneller wieder, wenn der Krieg sich hinzieht. All seine Leute hat er bis jetzt sicher noch nicht zusammen, und ich glaube, wir könnten eine Schlacht riskieren.‹ Ich rutschte hin und her, und Artus grinste mich an. ›Ich wünschte, ich wäre auch so wild darauf. Nun gut. Ich plane, morgen nach Ebrauc zu reiten, eine Schlacht zu erzwingen und in zwei Wochen wieder im Norden zu sein. Dann hätten die Sachsen Zeit genug, um zu begreifen, daß wir weg sind. König Urien können wir es überlassen, ein paar eigene Überfälle zu starten, damit wir sie verwirren – aber nur, wenn Bran nicht zu viele Verbündete gefunden hat. Er hat den ganzen Sommer lang Vorräte gesammelt, aber Verbündete...‹ Artus schaute finster auf die Karte und begann, alle Königreiche durchzusprechen, die an Ebrauc grenzen. Er fragte mich, wie die verschiedenen Könige und Edelherrn Bran und ihm selbst gegenüber eingestellt wären – denn ich war ja bei den meisten

von ihnen schon als Botschafter gewesen. Keiner von ihnen, so schien es mir, würde die Krone in einer unsicheren Rebellion riskieren, obwohl wir Grund zur Sorge haben würden, wenn Bran einigen Erfolg hatte. Natürlich gab es andere Könige, wie Maelgwn Gwynedd, die nur allzu eifrig mitmachen würden, aber die waren fern von Ebrauc, und wenn wir schnell genug ritten, würden sie nicht in der Lage sein zu helfen.

›Dann werden wir eine Schlacht erzwingen‹, schloß Artus. ›Aber zum Teufel! Es sieht Bran ähnlich, diesen Zeitpunkt für seine Rebellion zu wählen. Aldwulf hätte sich vielleicht für eine Schlacht entschieden, und wir brauchen nur noch eine weitere, um ihn zu besiegen und zu brechen. Bran muß sich gedacht haben, daß ich nicht gewillt bin, die Kampagne gerade jetzt ruhen zu lassen.‹ Er seufzte und begann, mit dem Finger eine Linie auf der Karte zu verfolgen. Gedankenverloren, mit einem großäugigen, leeren Blick starrte er ins Nichts. Ich wartete.

›Ich will, daß du heute nachmittag losreitest‹, sagte er endlich. ›Die Familie kann vor morgen mittag nicht aufbruchbereit sein, aber du ziehst jetzt los und bringst Bran meine Bedingungen. Gib ihm den Eindruck, daß wir alle noch nördlich des Walls sind und auf seine Antwort warten, ehe wir handeln. Deute an, daß die Familie verstreut ist und daß wir mindestens eine Woche brauchen, bis wir uns wieder versammeln können. Aber versuch, ob du ihn nicht umstimmen kannst. Das mag unwahrscheinlich sein, aber es ist einen Versuch wert. Bran ist ein ehrenhafter Mann, und es ist unwahrscheinlich, daß er einen Herold mit Gewalt abweist, es sei denn – an dem Gerücht über dich und seine Schwester ist doch nichts Wahres, oder?‹ Er schaute mich für den Bruchteil einer Sekunde an. Ich konnte seinem Blick nicht begegnen. Ich starrte auf meine Hände und dann auf den zerschrammten hölzernen Tisch. Ich hatte Morfran und den anderen gebeten, die Sache zu verschweigen, aber trotzdem war es herausgekommen. Wenn das Thema angeschnitten wurde, dann lachte ich und machte einen Witz darüber, und dann wechselte ich das Thema, als ob es sich nur um eine blöde Geschichte handelte. Aber meinen Herrn konnte ich nicht anlügen. ›Na, wie ist es?‹ wollte Artus ungeduldig wissen. Ich schwieg. Er legte beide Hände flach auf den Tisch und schaute mich an. ›Beim Himmel, es ist wirklich was dran.‹ Da schaute ich ihm in die Augen, denn ich wußte, ich verschlimmerte meine Situation noch, wenn ich es nicht tat. Die Schande ging tiefer als eine Speerspitze. Ich hatte meinen Herrn in

Ebrauc entehrt, denn ich war ja sein Botschafter gewesen, ausgesandt in seinem Namen. Ich hatte sein Vertrauen enttäuscht. ›Ja‹, sagte ich.

›Warum hast du es mir nicht gesagt?‹ fragte mein Herr, und sein Gesicht war sehr ruhig.

Ich zuckte die Achseln, ich wußte nicht, was ich sagen sollte. ›Du hast mich beschäftigt gehalten. Das Thema ist nicht aufgekommen. Aber wenn du willst, dann gehe ich als dein Botschafter zu Bran.‹

›Ich will nicht, daß man dich umbringt‹, schnappte Artus. ›Ich schicke Rhuawn.‹

›Es ist nicht nötig, einen anderen zu schicken. Bran hatte, als ich wegritt, keine Ahnung von der Sache, und so sollte es auch jetzt sein. Das Mädchen ist nicht so dumm, ihm alles zu sagen.‹

Artus studierte mich. Sein Gesicht war noch immer so ruhig. Ich habe ihn so gesehen, wenn sie ihm nach der Schlacht sagen, wer von seinen Männern tot ist. Ich konnte ihn nicht länger anschauen und tat deshalb, als ob ich die Karte studierte. Ich war wütend und schämte mich, weil er enttäuscht war. ›War sie sehr schön?‹ fragte er endlich, und ich blickte auf und sah, daß sein Gesichtsausdruck weicher geworden war. Ich machte den Mund auf, um nein zu sagen, und statt dessen sagte ich: ›Schön wie eine Birke, wenn der Westwind weht – schön wie eine singende Lerche.‹ Und als ich das sagte, da sehnte ich mich danach, sie wiederzusehen. Ich hätte die ganze strahlende Welt dafür gegeben, ich hätte alles gegeben, und der Handel wäre noch nicht einmal ehrlich gewesen.

Artus lächelte, ›tatsächlich?‹ Er faltete die Karte langsam zusammen und dachte an etwas anderes – an Gwynhwyfar? ›Dann bist du ein glücklicher Mensch. Glaubst du, daß Bran es wirklich nicht weiß?‹

›Herr, ich bin dessen ganz sicher. Selbst in der Familie glauben es die meisten nicht, und ich möchte bezweifeln, daß Bran überhaupt etwas davon gehört hat.‹

›Dann werde ich dich schicken‹, sagte Artus und erzählte mir, welche Bedingungen er Bran für den Frieden anbieten wollte. Ich verließ danach den Raum, sattelte Ceincaled und wandte ihn nach Süden. Elidan füllte mein ganzes Herz.

Aber als ich nach Caer Ebrauc kam, sah ich nichts von ihr. Bran ließ mich an den Toren seiner Festung warten, und ich wartete meinerseits, bis er aus seinem Palast herauskam, um mit mir zu reden. Er hörte sich mit kaltem Desinteresse die Bedingungen an, die

Artus vorschlug, und als ich fertig war, sagte er nur: ›Du bist aus diesem Land verbannt worden. Ich könnte dich töten lassen, weil du zurückgekommen bist.‹ Ich griff nach meinem Schwert, aber er fuhr fort: ›Du bist sehr schnell aus dem Norden gekommen. Sieh zu, ob du nicht schneller zurückkommst. Sag Artus ap Uther, dem Bastard, der Anspruch erhebt auf das Imperium von Britannien, daß Ebrauc einen eigenen König hat. Bran ap Caw hat mehr Anspruch auf die Stellung des Pendragon als Artus, und er wird seinen Kopf keinem Joch beugen, am wenigsten aber Artus' Joch. Geh, und sag ihm das!‹ Er schrie es mir mit einer Art Entzücken entgegen, und dann zog er sein Schwert und schlug mein Roß mit der flachen Seite der Klinge. Ceincaled stieg, aber ich beruhigte ihn wieder, zog mein eigenes Schwert und grüßte Bran damit. Das Licht, das in der Klinge wohnt, flammte auf, und es brannte wie ein Blitz – dies ist kein gewöhnliches Schwert. Brans Männer wichen zurück. ›Ich will all diese Dinge meinem Herrn, dem Hohen König, erzählen‹, sagte ich, ›und der Ausgang geht zu deinen Lasten, Bran von Llys Ebrauc.‹ Dann wendete ich Ceincaled und setzte ihm die Fersen in die Flanken, und wir flogen die Straße hinab wie ein Falke, der zustößt. Ich war wütend genug, um zu weinen, und all meine Gedanken waren bei Elidan.

Ich ritt nach Norden, bis ich der Familie begegnete, die auf dem Weg nach Süden war, und ich erzählte Artus, daß Bran mich mit Beleidigungen und Prahlereien von den Toren seiner Stadt zurückgewiesen hatte. Mein Herr war nicht überrascht, er seufzte nur und schüttelte den Kopf. Er sagte mir, ich solle beim Troß mitreiten. Schweigend zogen wir dahin. Niemand mochte den Gedanken, die Kampagne im Norden wegen dieser Rebellion fallenzulassen. Die Kämpfe eines ganzen Sommers hatten uns ermüdet, und wir waren nicht wild auf eine regelrechte Schlacht.

Etwa drei Tage, nachdem ich Caer Ebrauc verlassen hatte, kamen wir dort wieder an. Bran war erst wenige Stunden vor unserer Ankunft gewarnt worden. Aber in der Stadt hatte er Platz genug, um größere Armeen unterzubringen, und ihm blieb auch Zeit, die Tore zu schließen und eine Wache auf den Mauern aufzustellen. Wir verbrachten die Nacht im Lager vor den Mauern und fragten uns, was wir tun sollten. Wir konnten keine Belagerung durchführen, ohne die Kampagne im Norden zu verlieren, aber bei uns wußte auch keiner, wie man die Stadt nehmen konnte. Was immer die Römer auch getan haben mögen, niemand bekämpft heutzutage noch eine

Stadt.

Am Morgen kam Artus in der grauen Dämmerung aus seinem Zelt, ging an den Mauern umher und schaute sie an. Dann, während wir im Lager frühstückten, kehrte er zurück und gab den Befehl, daß wir, sobald wir gegessen hatten, abziehen und das westliche Ebrauc brandschatzen und plündern sollten. Damals stand das Korn hoch und reif zur Ernte auf den Feldern, und alle Männer waren bei Bran, da der ja seine Armee aufgerufen hatte. Niemand konnte uns aufhalten.

Es dauerte knapp zwei Tage, ehe Bran mit seiner Truppe aus dreihundert Reitern und zweihundert Kriegeren zu Fuß und einer Armee von fünfzehnhundert Mann die Stadt verließ. Wie Artus gedacht hatte, konnte er es sich nicht leisten, die Ernte zu verlieren. Damals zählte die Familie unter sechshundert. Einige von uns führten Raubzüge in abgelegenen Gebieten durch, als Artus die Truppe versammelte, und viele waren in der Kampagne des Sommers getötet oder verwundet worden. Fast die Hälfte von uns waren Reiter, die Chancen standen nicht schlecht.

Wir hielten auf einem Feld, das wir verbrannt hatten, und um uns herum lagen unberührte Felder und Weiden, die im Wind schimmerten und Bran an die Kosten eines Krieges erinnerten. Wir saßen nicht ab, und Bran schaute mit heißen, blauen Augen ins Nichts, während Artus redete. Artus' Bedingungen waren großzügig: Er bot Bran an, die Beute zurückzugeben, die wir genommen hatten, und dafür zu sorgen, daß Korn aus anderen Teilen von Ebrauc in die Gegend gefahren wurde, die wir geplündert hatten. Bran sollte ihm dafür Gefolgschaft schwören und den Tribut zahlen. Aber Bran wartete noch nicht einmal, bis Artus fertig war, sondern sagte: ›Du willst mir also die Güter zurückgeben, die du mir gestohlen hast. Wirst du mir auch meine Schwester wiedergeben?‹

Artus schaute mich überhaupt nicht an. ›Sprich deutlich‹.

›Meine Schwester, sage ich, meine Schwester Elidan, die strahlendste, reinste Frau in ganz Britannien, bis dein Hurenbock von einem Zauberer sie verdorben hat. Kannst du dieses Unrecht wiedergutmachen, Imperator Britanniae? Ich will mich mit dir verständigen, wenn du mir den Mann gibst, den du damals geschickt hast, so daß ich ihn...‹

›Genug!‹ sagte Artus. ›Wie früher, als du deine Männer schicktest, damit sie sich mit meinen streiten, suchst du auch jetzt wieder Ausreden und versteifst dich auf einen privaten Ärger als

Vorwand für deine Rebellion.<

›Einen privaten Ärger – einen Vorwand? Wo dein Sendbote aus der Schwester seines Gastgebers eine Hure macht? Ich weiß, daß man dir nicht trauen kann oder irgendeinem aus deiner Truppe. Wahrhaftig! Ich werde meine Frauen schützen müssen, wenn ich mit dir Frieden schließe!<

›Genug!< sagte Artus noch einmal, und Bran hörte auf. ›Du hast diese Rebellion im Sinn, König Bran, seit du an der Macht bist. Und als du meinen Boten vor einer Woche mit Beleidigungen von deinen Toren gewiesen hast, da sagtest du solche Dinge nicht.<

›Hätte ich es damals gewußt!< schrie Bran. ›Dann hätte ich ihn die Spitze meines Schwertes spüren lassen und keine Beleidigungen.< Zum erstenmal schaute er mich direkt an. ›Du Bastard einer Hexe, um dich kümmere ich mich, noch ehe der Tag vorüber ist. Merk dir gut, wo ich in der Schlacht reite.<

Endlich konnte ich ihm antworten. Aber ich gab ihm keine Antwort. Ich fragte nur: ›Wo ist deine Schwester?<

Er starrte mich an und sagte: ›Ich habe sie eingeschlossen, an einem Ort, wo du sie nicht noch einmal beschmutzen kannst. Trotz all deiner Zauberkünste wirst du heute sterben, wenn meine Schwerthand auch nur ein wenig Kraft hat.<

›Es sei, wenn meine Schwerthand keine hat,< sagte ich. Ich fühlte mich völlig ruhig, und ich wußte, ich würde ihn noch an diesem Tag töten. Ich musterte ihn sorgfältig: das braune Haar, der Bart, der von einer alten Narbe gespalten wurde, Augen von der gleichen Farbe wie Elidans Augen. Er ritt einen grauen Hengst, und sein Umhang hatte einen purpurnen Saum. Ich war sicher, ich würde ihn in der Schlacht wiederfinden. Es kam mir völlig vernünftig und notwendig vor, ihn zu töten. Nicht, weil er mich beleidigt hatte, sondern weil er Elidans Bruder war und sich entschlossen hatte, mich von dem abzuhalten, was mein war.

Wir ritten wieder zu unseren Linien zurück. Artus hatte sich seine Befehle schon überlegt. Aber als er Bedwyr – der wie immer die Reiterei leitete – und mich entließ, ergriff er Ceincaleds Zügel und sagte mit leiser Stimme: ›Töte Bran nicht, wenn es nicht sein muß.< Ich sagte nichts. Artus schüttelte die Zügel ein wenig, beugte sich im Sattel herüber und zwang mich, ihm in die Augen zu schauen. Dann ließ er los, wendete sein Pferd und ermutigte mit lauter Stimme seine Männer, gut zu kämpfen.

Es war eine Schlacht wie die meisten unserer Schlachten. Artus

hatte hügeliges Gelände gewählt, denn die Männer zerstreuten sich hier, und Kriegerzahlen haben weniger Gewicht. Unsere Fußtruppe stand Bran im Zentrum gegenüber, wo er die Fußsoldaten seiner Truppe postiert hatte. Auf jedem Flügel waren sie flankiert von den irregulären Truppen seiner Armee und auf der rechten Seite von seiner Reiterei, die der langgezogenen Linie unserer Reiter gegenüberstand. Unsere Krieger zu Fuß griffen an, ehe Bran bereit war, und sie zwangen seine Kerntuppe, sich zurückzuziehen. Die Armee geriet in Verwirrung, manche seiner Männer versuchten, uns zu umzingeln, und die anderen, die sich vor einem Flankenangriff unserer Reiterei fürchteten, versuchten mit der Kerntuppe den Rückzug. Als Brans Truppe es schaffte, den Rückzug zu verlangsamen, geriet die Armee noch mehr in Verwirrung, und unsere Reiterei griff an. Brans Reiter, die versucht hatten, unsere Fußtruppe von der Flanke anzugreifen, wurden überrascht und auf den rechten Flügel hinübergetrieben.

Ich werde in der Schlacht verrückt, und irgendwie ist das eine Gabe. Ich werde nicht wahnsinnig wie die Berserker. Alles sieht für mich dann so klar aus wie Frühlingswasser auf Sand, und die Menschen um mich her wirken, als ob sie sich langsam und ohne Kraft unter Wasser bewegten. Wenn ich verwundet werde, spüre ich es nicht, denn ich fühle nichts außer einer herrlichen, wilden Freude. Niemals kann ich mich daran erinnern, getötet zu haben, obwohl ich weiß, daß ich getötet haben muß. Meine Erinnerungen sind nur Bruchstücke, wenn der Angriff erst einmal begonnen hat, und so kann ich mich auch jetzt nur an den ersten Teil dieser Schlacht erinnern. Von dem Augenblick, an dem ich meinen ersten Speer geworfen habe, ist alles wie die Erinnerung an einen Traum. Dennoch, manche dieser Fragmente wiederholen sich.

Ich erinnere mich daran, daß ich einen braunhaarigen Mann auf einem grauen Pferd gesehen habe, der sich zu mir durchkämpfte, aber in dem Wahnsinn bedeutete mir das nichts, obwohl irgend etwas in mir sich an ihn zu erinnern schien. Und dann stand ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber und kämpfte, noch immer wie in einem Traum. Ich weiß, daß ich auf seine Hand einschlug und daß er aufschrie und sein Schwert fallen ließ, und dann wendete er sein Pferd und ritt im Galopp davon, während er die Hand an die Brust preßte.

Ein Teil des Wahnsinns hatte mich verlassen, und obwohl ich immer noch kaum wußte, was ich tat, trieb ich Ceincaled hinter Bran

her. Andere kreuzten meinen Pfad, und ich hieb sie nieder, aber jedesmal schaute ich wieder nach Bran aus.

Es war Spätnachmittag. Nachher stellte ich fest, daß der Angriff der Reiterei Brans Reiterei und seine Armee zerstreut hatte und daß die Truppe kapitulierte, nachdem ihr König vom Schlachtfeld geflüchtet war. Aber vorher, da sah ich nur den Umhang mit dem Purpurstreifen, der hinter einem Hügel verschwand, und ein finsterer Durst war in mir, diesen Umhang blutdurchtränkt zu sehen. Er hatte einen guten Vorsprung, aber es gibt kein zweites Pferd wie meinen Ceincaled, und ich holte ihn schnell ein.

Die Nachmittagssonne lag üppig über den Herbstbäumen, und die Geräusche der Schlacht verschwammen hinter uns, als wir sie hinter dem Hügel zurückließen. Das lauteste Geräusch kam vom Stampfen der Hufe unserer Pferde und vom Klingeln des Geschirrs und vom Keuchen unseres Atems. Er hatte ein gutes Pferd. Es lief weiter, nachdem die meisten Tiere zusammengebrochen wären, aber es konnte nicht ewig weiterrennen. Es stolperte, stolperte noch einmal, und Bran zügelte es, ehe ich ihn erreichte, und sprang ab. Sein Schild hing an seinem rechten Arm. Er packte einen Speer mit der Schildhand. Er grinste mich an – ich sah seine Zähne leuchten. Sein Gesicht war eine Maske aus Blut und Schweiß und Dreck.

›Na, Zauberer‹, schrie er, ›jetzt brennt dein Schwert aber nicht. Versagt die Zauberei vor menschlichem Mut?‹

Ich verstand kein Wort davon. Ich zügelte Ceincaled und glitt zu Boden, das Schwert in der Hand. Ich wollte nur eins: Bran töten. Ich war wahnsinnig, aber es war nicht der Wahnsinn, an den ich gewöhnt war. Nichts war mehr klar, über meinen Augen lag ein roter Schleier, und in meinem Mund war ein salziger Geschmack. Ich schrie auf, heulte wie ein Hund und stürzte auf ihn los.

Den ersten Schlag wehrte er mit seinem Schild ab. Er drehte sich linkisch um, während ich ihn umkreiste und versuchte, an seine rechte, verwundete Seite zu kommen. Ich schlug wieder auf ihn ein und noch einmal, und ein- oder zweimal trafen auch ein paar flache Schläge. Aber er kämpfte. Beim Himmel, er kämpfte tapfer, und kein einziges Mal verließ das wilde Grinsen sein Gesicht. ›Ich... habe keine Angst... vor deiner Magie‹, sagte er mir und mühte sich schwer, die Worte herauszubringen. Es muß ihm viel bedeutet haben, sie zu sagen. ›Ich bin ein König, ein König... Möge Yffern... dich verschlingen...‹ Sein Schild sackte ein wenig ab, und ich sah meine Chance und stieß zu. Ich trieb mein Schwert durch seine Rippen ins

Herz, so daß er auf mich stürzte und starb. Er war still, seine Worte blieben ungesagt. Ich trat zurück und ließ ihn zur Erde fallen. Das feine Leinen seines Umhangs begann sich vom Blut dunkel zu färben. Ich trat die Leiche zweimal hart, dann überließ ich sie den Plünderern und ritt zurück zu Artus und der Familie. So kam es, daß ich einen Mord beging.«

Gawain schwieg sehr lange und schaute ins Nichts. In seinen Augen lag ein alter, müder Schmerz, über den ich nicht nachdenken wollte, und mit dem Daumen der anderen Hand rieb er die Kante seiner Schwerthand. Er beugte sich nach vorn über das Feuer. Meine Hand war im Nackenfell unserer Hündin erstarrt.

Nach kurzer Zeit winselte der Hund und stupste meine Hand an, und Gawain richtete sich auf und schaute hinauf zum Rauchloch. »Und niemand in der Familie sagte deswegen irgend etwas«, sagte er, als ob er nicht aufgehört hätte zu erzählen. »Artus fragte mich, wo Bran wäre, und ich sagte ihm, der Mann sei tot. Artus antwortete nichts, er schaute mich nur an. Nicht wütend, nur... ich weiß nicht. Er hat mir seit damals nicht weniger vertraut, ich schwöre den Eid meines Volkes, er ist der größte aller Herren auf der grünen Erde, und ich verdiene ihn nicht.

Am Tag nach der Schlacht ritten wir nach Caer Ebrauc. Die Leute dort öffneten uns die Tore. Brans Halbbruder Ergyriad ap Caw war vom königlichen Clan zu seinem Nachfolger gewählt worden. Bran hatte seinen Bruder Hueil für diese Stellung vorgesehen, aber Hueil machte dauernd Ärger, und Ebrauc wollte offensichtlich keine weiteren Kriege mehr mit Artus. Ergyriad war zu froh darüber, daß er König war, um diese Stellung seinem Ehrgeiz zu opfern. Er schwor Artus den Lehnseid ohne Widerrede. Artus gab die Beute, die wir genommen hatten, zurück, ließ alle Gefangenen ohne Lösegeld frei und sorgte dafür, daß die Gegenden, die wir ausgeraubt hatten, mit Lebensmitteln versorgt wurden. Ebrauc versöhnte sich mit uns. So war diese Rebellion zu Ende. Mein Herr plante, am nächsten Tag wieder in den Norden zu reiten und auf dem Weg dorthin das südliche Deira zu überfallen. Ich suchte nach Elidan.

Bran hatte gesagt, er hätte sie irgendwo eingeschlossen, aber ich wußte, sie mußte in der Stadt sein. Ich streifte im ganzen Palast herum und drohte den Dienstboten, bis eine von ihnen, eine alte Frau, mir sagte, wo sie war. Ich rannte verzweifelt dorthin, ich verlief mich zweimal auf dem Weg, durch meinen Übereifer. Seit ich Bran getötet hatte, war es für mich so gewesen, als ob die ganze

Welt krank und blutlos wäre, und ich war gebrochen von meiner Schwäche und meinem kranken Herzen. Ich konnte nur noch an Elidan denken.

Bran hatte sie in einem kleinen Raum über einem der Ställe des Palastes eingeschlossen. Sie wußte nichts von der Schlacht, bis sie mich sah. Die alte Frau im Palast, diejenige, die mir gesagt hatte, wo Elidan war, hatte ihr einmal am Tag Essen gebracht, aber sonst hatte man sie allein gelassen.

Mit einem einzigen Schlag meines Schwertes durchschlug ich den Riegel vor der Tür und brach in das Zimmer ein, ohne erst zu rufen und mich zu versichern, ob sie da wäre.

Sie stand in einer Ecke des kahlen Zimmers, mit dem Rücken gegen die Wand, bereit zu kämpfen. Dann sah sie, daß ich es war. Ihr Gesicht leuchtete auf, als ob das Sonnenlicht durch einen See flutet, und alles wurde zu glänzender Farbe. Sie rief: ›Gawain!‹ und rannte durch den Raum in meine Arme. Ich hielt sie fest, ganz fest, ich küßte ihr Haar und ihren Hals, und etwas von dem schwarzen Schmerz verließ meine Seele.

Aber endlich schob sie sich ein wenig von mir fort und blickte zu mir auf, legte die Hände an meine Schultern und begann, mir Fragen zu stellen. ›Wie kommt es, daß du hier bist?‹ fragte sie. ›Hat es eine Schlacht gegeben? Ist mein Bruder in Sicherheit? Hat er Treue geschworen? Wo ist er, und wo ist der Kaiser?‹

Und ich hatte keine Antworten. Ich versuchte, sie wieder an mich zu ziehen, aber sie stemmte die Hände an meine Schultern und lächelte mich mit leuchtenden Augen an. ›Wann war die Schlacht?‹ fragte sie. ›Mein Bruder hat es herausbekommen, und er war sehr zornig. Deshalb hat er mich hier oben eingeschlossen. Ich bin ohnmächtig geworden, als ich hörte, wie er dich von den Toren abgewiesen hat. Und da hat er es bemerkt... Ist er in Sicherheit?‹

›Was spielt das für eine Rolle?‹ fragte ich.

Sie runzelte die Stirn. ›Er ist mein Bruder. Wie könnte es keine Rolle spielen? Wo ist er?‹

Es gab nichts, was ich sagen konnte. Sie starrte mich an, ihre Augen weiteten sich. ›Er ist doch nicht... verletzt... oder?‹

Ich konnte sie nicht anschauen. ›Er ist tot‹, sagte ich ihr.

›Nein, oh nein! Das kann nicht sein. Du hast es versprochen; er kann nicht tot sein.‹

Da fiel mir ein, daß ich es versprochen hatte, und ich war entsetzt. Ich hatte meinen Schwur gebrochen, und bis zu diesem

Augenblick hatte ich noch nicht einmal daran gedacht. Ich wurde wütend auf sie, weil sie mich mit diesem Eid gebunden hatte, und damit, so dachte ich, hatte sie mich meineidig gemacht. ›Solche Versprechen sind bedeutungslos‹, sagte ich. ›Es ist unmöglich, sie in einer Schlacht zu halten. Dein Bruder ist auf mich losgestürzt, um mich zu töten. Was sollte ich tun? Ihm mein Schwert anbieten?‹

›Gawain‹, sagte sie, und irgend etwas in ihrem Tonfall zwang mich, sie anzusehen. Ihre Augen waren sehr groß und dunkel geworden in ihrem Gesicht, einem Gesicht, das bleich und elend wie die ganze Welt aussah. Irgend etwas in mir wand sich, hing verzweifelt am Rand eines inneren Abgrundes. ›Gawain, *du* hast ihn doch nicht getötet?‹

Eine lange Sekunde blieb ich still. Und dann war ich wütend, verzweifelt. ›Ja, ich habe ihn getötet‹, brüllte ich sie an. ›Und er hat jeden Zoll meines Stahls verdient. Er war ein Verräter und ein Rebell, ein gewalttätiger Mensch, der dich einsperrt, der uns trennt, der mich beleidigt. Ja, und ich habe ihn umgebracht!‹

›Du meineidiger, mörderischer Lügner.‹ Ihre Stimme klang flach und wild und kalt. ›Du... Zauberer. Du bist genau das, was Bran von dir gesagt hat. Oh, mein Bruder. Oh, Bran, Bran...‹ Sie wandte sich von mir ab und ging mit festen Schritten zur Mauer. Sie lehnte ihren Kopf dagegen, preßte eine Hand auf den Mund. Ihre Schultern zuckten unter dem dünnen Kleid. Im Stall unter uns bewegten sich die Pferde in ihren Unterständen, und die Tauben gurrten auf dem Dach. Ich stand in der Mitte des Raumes, und das Licht war schwarz in meinen Augen.

›Elidan‹, sagte ich. Sie bewegte sich nicht. ›Heirate mich.‹ Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht daran gedacht, sie zu fragen, aber während ich es tat, sah ich, daß ich mich mit meinem ganzen Herzblut danach sehnte.

Sie wirbelte zu mir herum, ihr Gesicht war verzerrt, aber ihre Augen waren bitter und kalt wie Brans Augen. ›Dich heiraten‹, sagte sie. ›Den Mann heiraten, der meinen Bruder umgebracht hat, während sein Blut noch heiß ist an seinen Händen. Den Meineidigen heiraten, den Lügner... Ich wünschte, ich wäre gestorben, an jenem Tag, an dem ich dich zum erstenmal gesehen habe! Laß mich allein!‹

Ich durchquerte das Zimmer mit zwei Schritten und packte sie an den Schultern. ›Das befiehlt mir nicht! Alles andere, nur das nicht. Ich schwöre den Eid meines Volkes, Elidan, befiehlt mir irgend etwas anderes, und ich werde es tun.‹

›Geh! Laß mich in Frieden trauern. Geh! Ich will dich nie wieder lebend sehen. Ihr Krieger, ihr seid alle von derselben Art. Ihr denkt an nichts anderes als an euren Ruhm. Es kümmert euch nicht, was für Schmerzen ihr verursacht, wenn ihr nur bekommt, was ihr wollt, und wenn euer Name in einem Lied erwähnt wird. Nun, mich wirst du nicht bekommen. Trotz all deiner Kunstfertigkeit beim Morden, trotz deines guten Aussehens und deinem edlen Blut, du kannst dir eine andere Hure suchen, die dir huldigt. Ich bin Hure genug gewesen...‹

›Nenn dich nicht so!‹

›Geh!‹ schrie sie und riß den Arm los, um mich zu schlagen. Dann holte sie aus, mit der gleichen wilden Entschlossenheit. Ich ließ sie los.

›Geh‹, wiederholte sie. ›Wenn du wieder in meine Nähe kommst, dann bring' ich mich um, das schwöre ich dir. Und ich breche meine Eide nicht.‹

Ich trat zurück und schaute sie an, und sie stand still da, hoch aufgerichtet und stolz, ihre Lippen waren zum Atmen geteilt, ihre Augen strahlten allzusehr, und ihr Gesicht war naß von Tränen. Ich spürte: Wenn meine Augen sich von ihr trennten, dann würde sich auch meine Seele von ihr trennen. Aber wenn ich ehrenhaft bleiben wollte, dann konnte ich nichts anderes tun. Also tat ich das Schwerste von allem, was ich je getan habe, ich durchquerte den Raum und verließ ihn, und ich schloß die Türe ganz still hinter mir. Während ich den Stall verließ, hörte ich, wie sie das Trauerlied für die Toten begann, und ich ging schneller. Von Stund an habe ich sie nicht mehr gesehen.«

Gawain hielt inne. Ich hatte aufgehört, unserem Hund die Ohren zu krabbeln, und das Tier winselte und stupste mich mehrere Male hoffnungsvoll, bis ich ihm einen Klaps gab. Gawain streckte plötzlich die Hand aus und rief die Hündin, und sie kam herüber, schnüffelte höflich an seiner Hand und ließ sich dann zu seinen Füßen nieder, während er begann, sie hinter den Ohren zu kraulen, wie ich das getan hatte.

Mein Vater runzelte die Stirn. »Mehr hast du um das Mädchen nicht unternommen?«

Der Krieger zuckte die Achseln. »Ich habe den alten Mann, Hywel, aufgesucht und ihm alles Geld gegeben, das ich bei mir hatte. Ich habe noch mehr von den anderen Mitgliedern der Familie geborgt und ihm gesagt, er solle es ihr geben, und sie solle es

benutzen, wie sie wollte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er ihr gesagt hat, woher das Geld kam, denn sonst hätte sie es nicht akzeptiert. Aber ich weiß, sie hat es bekommen. Ich bin zu ihrem Halbbruder Ergyriad gegangen, dem neuen König, und ich habe ihn buchstäblich auf den Knien gebeten, ihr völlige Freiheit zu lassen. Ich mußte ihm Geschenke anbieten. Dafür habe ich von Artus geborgt. Als wir abzogen, habe ich sie von jemandem beobachten lassen, der mir dann sagte, was sie tat. Es sieht so aus, als ob sie am gleichen Tag wie wir die Stadt verlassen hat, noch am gleichen Nachmittag. Sie ritt ihre braune Stute, und sie nahm Hywel und noch einen Diener mit und ein Maultier, das mit Gerät beladen war. Niemand weiß, wohin sie ging, es ist nur bekannt, daß sie sich nach Süden wandte. Von der Beute dieser Kampagne hatte ich einen großen Anteil bekommen, so daß sie sich etwas Land hätte kaufen können. Sie hätte auch Männer bezahlen können, die es für sie bearbeiteten. Ich glaube nicht, daß sie zu einem anderen König gegangen wäre, denn sie liebte den Hof und seine Intrigen nicht allzusehr.«

»Warum suchst du dann nach ihr?« fragte mein Vater.
»Wahrscheinlich lebt sie doch bequem und ist glücklich.«

»Ich brauche ihre Vergebung. Ich habe ihr gegenüber ja noch nicht einmal zugegeben, daß ich ihr Unrecht getan habe.«

»Mitten im Winter?« Mein Vater schaute ihn an. »Herr, das Ganze ist ja nobel genug, und ich sehe ein, daß ein Mann wie du so etwas für nötig hält. Aber hättest du sie nicht im Sommer aufsuchen können?«

Gawain lächelte wieder. Er begann, dem Hund mit beiden Händen die Ohren zu rubbeln. »Nie habe ich Zeit gehabt. Vor Baddon lag der Krieg, und seit Baddon habe ich versucht, von meinem Herrn für diese Aufgabe Urlaub zu bekommen. Zuerst hat er mich nach Deira geschickt, dann nach Gwynedd und dann nach Kaledonien. Auf meinem Weg von einem Botenritt zu Aengus MacErc von den Dalriada in Kaledonien, da habe ich eine Nacht in Caer Ebrauc verbracht. Als ich mich um mein Pferd kümmerte, habe ich mit einem der Diener des Hofes geredet, und der Mann sagte, sie sei seiner Meinung nach nach Ost-Gwynedd geritten, abseits der Straße, in den Arfon-Bergen. Ich überlegte mir das, und ich dachte mir, ich hätte wohl Zeit, dort nach ihr zu suchen. Ich schrieb also meinem Herrn einen Brief und schickte ihn nach Camlann, mit dem Mann, der mich begleitete, und ich ritt dann selbst nach Gwynedd,

mit dem Diener, der mir davon erzählt hatte.«

»Ich habe gehört, daß Maelgwn Gwynedd Artus' Feind ist«, stellte mein Vater fest.

»Es stimmt, daß Gwynedd nicht der Freund des Pendragon ist. Aber es gibt keinen Grund, Maelgwn einen Besuch abzustatten, und völlig hilflos bin ich ja auch nicht. Wie auch immer – der Diener von Caer Ebrauc hatte sich geirrt. Sie war nicht da.«

»Mhm. Der Mann wollte wahrscheinlich nur Schutz auf der Reise.«

»Möglich. Er brauchte auch Schutz, denn er stammte aus Gwynedd; aber er hatte vor ein paar Jahren seinen Vetter umgebracht und war dann geflüchtet. Als er allerdings wieder auftauchte, nahm sein Clan ihn zurück. Aber er hatte in Caer Ebrauc im Stall gearbeitet und einen von den Dienern sagen hören, daß sie nach Gwynedd geritten seien. Und Elidan ist durch Caer Legion gekommen, denn ich traf dort einen Mann, der sich an sie erinnerte. Aber in Arfon gab es keine Spur von ihr. Ich habe gesucht, vom Schloß Deggannwy bis zu den Quellen des Saefern, und niemand hatte etwas von solch einer Frau gesehen oder gehört. Also kehrte ich nach Caer Legion zurück und versuchte zu erfahren, wohin sie noch gegangen sein könnte, und... Nun, ich habe seitdem gesucht.«

»Ich sehe nicht ein, warum das alles so wichtig war«, sagte Morfudd. Sie war immer unruhiger geworden, während Gawain erzählte, und jetzt warf sie ihm einen lächelnden, leichtherzigen Blick zu. »Na gut, diese Frau war zornig auf dich. Aber du hast für sie gesorgt. Ich sehe nicht ein, warum du noch länger hinter ihr herrennen solltest, es sei denn, du willst sie noch immer heiraten.«

Gawain wandte sich von ihr ab. »Möglich«, sagte er. »Obwohl ich nicht glaube, daß sie mich wollte. Sie ist keine oberflächliche Frau, sondern sie ist stolz. Sie ist gewillt, für ihre Liebe alles zu tun, aber in ihrem Haß ist sie nicht weniger ernst. Kannst du wirklich nicht einsehen, daß alles schrecklich war?«

»Was war denn so schrecklich daran?« fragte Morfudd und warf die Haare zurück. »Du warst verliebt. Oh, ich wäre auch sehr wütend, wenn jemand Rhys umgebracht hätte, oder sogar Dafydd. Aber du hast ja diesen Bran in der Schlacht getötet, und er war ein Rebell, und er hatte versucht, dich zuerst umzubringen. Wenn Rhys das alles getan hätte, ja, wenn er sogar versucht hätte, mich eine Woche lang in den Stall zu sperren, dann wäre ich mit Sicherheit gewillt, dir zu verzeihen, wenn du ihn getötet hättest.«

»Danke«, sagte ich. »Es würde dir tatsächlich guttun, mal eine Woche im Stall eingesperrt zu verbringen.« Aber das murmelte ich nur.

Gawain lächelte nicht. »Ich war ein Gast. Ich war Botschafter, und ich habe meinen Herrn und meinen Gastgeber betrogen. Ich habe Elidan entehrt, ihr mein Wort gebrochen und ihren Bruder ermordet. Ich habe meinem Herrn nicht gehorcht und meinem Gott den Glauben gebrochen. Bei der Sonne und dem Wind! Ich verdiene es, dafür zu sterben.« Gawains Hand lag hart auf seinem Schwertheft, und seine Knöchel wurden plötzlich weiß. »Ich habe meine eigene Ehre verloren, und ich muß zu ihr, das zugeben. Ich habe nicht für das Licht gekämpft, aber wenigstens muß ich die Finsternis verleugnen, oder ich werde nie mehr davon frei sein. Selbst wenn Elidan mit Recht auf mich zornig ist, ich muß es tun. Und wenn sie zornig ist, dann um so besser, denn ich verdiene ihren Zorn.«

»Du gehst zu scharf mit dir ins Gericht«, sagte mein Vater mit gleichmäßiger Stimme.

»Das kann ich gar nicht.«

Ihre Blicke begegneten sich. Der Hund winselte und kroch zu meinem Vater hinüber, um sich dort anzuschmiegen. »Du gehst zu streng mit dir ins Gericht«, wiederholte mein Vater. »Es liegt in der Natur der Menschen, Sünden zu begehen, und nur durch Gottes Gnade kann ihnen vergeben werden.« Er bekreuzigte sich schnell und fuhr fort: »Du hast in der Schlacht einen Mann getötet, den du nicht hättest töten sollen. Aber es war kein Mord. Du bist nicht an ihn herangeschlichen, sondern du hast ihn im Kampf getötet, in der Hitze der Leidenschaft. Nur sehr wenige Männer hätten anders gehandelt, und sehr viele haben das gleiche getan und lebten anschließend ein friedliches Leben.«

»Das macht die Sache nicht recht.«

»Dein Herr, wie du gesagt hast, hält es auch nicht für richtig, dir die Schuld zu geben.«

»Das liegt daran, daß mein Herr gnädig ist.«

»Die Gnade deines Herrn Artus, soweit ich das gehört habe, erstreckt sich nur so weit, wie es für Britannien sicher ist. Ich glaube nicht, daß er dir so schnell wieder trauen würde, wenn er deine Tat für so tadelnswert halten würde, wie du selbst das glaubst. Ich frage mich, wie ernst sein Befehl wohl gemeint war, Bran ap Caw nicht zu töten. Und ich frage mich, wozu er diesen Befehl wohl

ausgesprochen hat. Du sagtest, du verdienst zu sterben für das, was du getan hast. Du hast doch nicht etwa daran gedacht, dir diese Art von Gerechtigkeit selbst zukommen zu lassen, oder?«

Gawain errötete und hob die Hände in einer Geste der Hilflosigkeit. Plötzlich lächelte er wieder. »Du bist ein gerissener Mann, Sion ap Rhys. Nachdem sie mir gesagt hatte, ich solle gehen, bin ich die ganze Nacht auf den Mauern der Stadt umhergewandert und habe mir gewünscht, daß ich nie mehr den Morgen sehe. Aber ich weiß, und ich wußte damals, daß ich mein Leben meinem Herrn und dem Himmel verdanke, und wenn ich beiden noch nützen konnte, dann stand es mir nicht zu, mich so leicht aus dem Staub zu machen.«

»In der Tat. Das gleiche könntest du vielleicht auch auf deine Schuld anwenden. Tu, was du kannst, um alles wieder gutzumachen, und um Himmels willen, bitte das Mädchen auch um Verzeihung. Aber mach dich nicht krank vor Selbsthaß darüber, und reise nicht im Winter. Das tut weder dir noch ihr noch deinem Herrn in irgendeiner Weise gut.«

Gawain lächelte traurig und rieb die Handflächen zusammen. »Vielleicht.« Er blickte auf; die Linien der Müdigkeit, des Schmerzes und der Anspannung verschwanden einen Augenblick lang aus seinem Gesicht, während seine Augen dem Rauch des Feuers folgten. »Vielleicht.« Abrupt sagte er: »Ich würde mein Schwert dafür geben, wenn ich sie noch einmal wiedersehen könnte, Sion. Sie war wie eine Erle, die im Glanz ihrer Blätter dasteht. Ich habe so oft an sie gedacht, seit wir die Sachsen bei Baddon besiegt haben.«

»Hast du irgendwelche Nachrichten, wo sie jetzt sein könnte?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Es gibt einige Straßen, die ich noch hinabreiten könnte. Aber es sind keine wirklichen Möglichkeiten, ich würde es nur zur Sicherheit tun.« Er schwieg noch eine Minute, dann sagte er leise: »Es wäre besser für mich, wenn ich jetzt zurück nach Camlann ginge. Mein Herr, der Hohe König, hat seit November keine Nachricht mehr von mir, und vielleicht braucht er mich. Ich weiß, ich werde sie auf dieser Reise nicht finden. Ich werde warten müssen und es noch einmal versuchen. Morgen reite ich nach Camlann zurück.«

»Nein, erst in einer Woche«, sagte mein Vater. »Bleib bei uns, solange du willst.«

Gawain schüttelte wieder den Kopf. »Ich bin jetzt fast gut genug ausgeruht, um zu reisen, und es ist nicht weit.«

Mein Vater begann zu streiten, und Gawain wehrte sich mit glatten Worten, gespickt mit Dank an uns alle. Beide, mein Vater und er, standen auf, um sich besser ausdrücken zu können. Mein Vater wirkte fest und solide. Seine vierschrotige Gestalt sah unerschütterlich aus. Gawain war schmal und dunkel und elegant, und gleichermaßen unbeugsam. Plötzlich, während ich den Krieger anschaute, kam mir der Gedanke, daß es nicht unerträglich wäre, sein Diener zu sein.

Als ich noch jünger gewesen war, hatte mich allein der Gedanke, Diener sein zu müssen, davon abgehalten, mich irgendeiner Truppe anzuschließen. Und wenn ich meine Tagträume darüber ausgesponnen hatte, dann mußte ich mir immer eine unwahrscheinliche Möglichkeit ausdenken, wie ich solch einer beschämenden Situation entgehen konnte, die für einen Bauern unumgänglich war.

Aber Gawain besaß eine Art Demut, hatte Ansichten, in denen an einem Bauern nichts Unwürdiges war. Vielleicht hielt er auch Diener nicht für unwürdig. Wenn nur... aber warum nicht? Der Gedanke machte mir kalt. Vielleicht wollte er gar keinen Diener, aber ich konnte ihm meine Dienste ja anbieten. Es war möglich! Es war tatsächlich möglich. Ich mußte nur unter vier Augen ein paar leichte Worte mit ihm sprechen, dann war ich vielleicht schon mit ihm auf und davon. Wollte ich es wirklich? In meinem Alter war das ein absurder Gedanke, aber... würde Gawain mich nehmen?

Selbst wenn er es nicht tat, er kannte vielleicht jemanden in Camlann, der mich nahm... Sollte ich es tun?

Trotz meiner Müdigkeit lag ich in dieser Nacht lange wach.

4

Mein Vater überredete unseren Gast, noch drei weitere Tage zu bleiben, und während der gleichen drei Tage dachte er sich andauernd Arbeiten aus, die mich von unserem Hof fernhielten. Ich war sicher, daß er es mit Absicht tat. Zuerst schickte er mich hinaus, um nach den Schafen zu sehen, und sobald ich damit fertig war, schickte meine Mutter mich hinunter zum Fluß, um Sand für den Ofen zu holen. Nachdem der Sand geholt war, stellte sie fest, daß sie etwas Ton brauchte, und so weiter. Ich war immer aus dem Haus, und ich hatte keine Chance, mit Gawain zu reden. Ich fragte mich, ob meine Eltern wohl die Frage kannten, die ich immer wieder in Gedanken neu formulierte. Vielleicht waren sie auch einfach entschlossen, mich von den Unterhaltungen über den Krieg und den Stand der Dinge in Britannien fernzuhalten. Wie Gawain gesagt hatte: Mein Vater war ein gerissener Mann. Die anderen Familienmitglieder beschäftigten sich mit Gawains Ausrüstung. Meine Mutter flickte seinen Mantel und die anderen Kleidungsstücke, die sie für flickenswert hielt. Einige seiner Sachen riß sie einfach auseinander. Dafür gab sie ihm neue aus unserer Kleiderkiste. Sie versuchte ihn auch zu überreden, noch ein paar zusätzliche Kleidungsstücke anzunehmen und einen neuen Mantel. Aber er weigerte sich mit den wärmsten Dankesworten. Mein Vater und Goronwy stellten eine Schmiedestelle auf, und Goronwy beschlug Gawains Hengst und unsere Stute dazu. Dann flickte er das Kettenhemd mit ein paar flachgeschlagenen Eisenringen. Die anderen aus den Häusern unseres Hofes mochten den Krieger und unterhielten sich mit großer Neugier mit und über ihn und hinterbrachten mir, wie höflich er war. Vom Neffen des Pendragon hatte man das nicht erwartet.

Gawain selbst war auch beschäftigt. Er säuberte und schärfte seine Waffen und bot bei allen Arbeiten seine Hilfe an. Ich selbst drückte mich auf meinen Gängen immer wieder im Haus herum. Aber ich schaffte es kaum, mehr als fünf Worte pro Tag mit ihm zu reden. Und dann kam der Nachmittag des Tages, ehe er abreisen wollte, und ich hatte den Mann kaum kennengelernt. Ich war entsetzt darüber. Fast entschied ich mich, doch nicht mit ihm zu reden – aber ich wußte, ich würde keine zweite Chance mehr bekommen, wenn

ich diese vergehen ließ. Ich konnte ja bei meinem Clan bleiben, und vielleicht wurde ich der Anführer unseres Anwesens, nach meinem Vater. Ich konnte heiraten, und ich würde das ohne Zweifel auch bald genug tun, wenn ich ein Mädchen finden konnte, das mich nahm. Ich konnte das Land in der Nähe des Mor Hafren bebauen, als ob die Welt noch so wäre wie damals, zur Zeit meines Großvaters, und als ob Rom nicht gefallen wäre. Und zur Zeit meiner Enkel würde auch noch alles beim alten sein, als ob diese Dinge das Leben selbst wären und nicht nur eine Lebensart. Ich mußte mit. Ich wußte, ich mußte nach Camlann. Aber warum mein Herz mich so überwältigt hatte, das konnte ich nicht sagen. Und um nach Camlann zu kommen, mußte ich mit Gawain reden. Als ich dann von einer Arbeit wieder zurückkam, ging ich noch nicht einmal ins Haus, sondern direkt hinunter zu den Ställen.

Er war da. Er reinigte das Geschirr seines Pferdes und sang auf irisch. Er hatte eine schöne Singstimme, einen kräftigen, klaren Tenor, und er sang gut. Aber er hielt inne, als ich eintrat, und stand schnell auf. Er nahm einen Lappen und wischte sich die Seife von den Händen. »Meinen Gruß, Rhys ap Sion«, sagte er höflich und wartete darauf, daß ich mir das nahm, was ich aus dem Stall holen wollte. Ich kam ein Stückchen näher an ihn heran, blickte zu ihm auf und spürte, wie mein Herz in sich zusammensackte wie ein Weinschlauch, der ein Loch hat. Ich wußte einfach nicht, wie ich, Rhys ap Sion ap Rhys, ihn darum bitten konnte, mich zu nehmen. Ich trat also auf den Füßen hin und her, schaute das Pferd an, das hinter ihm stand, und sprudelte heraus: »Es gibt etwas, um das ich dich bitten will, Herr.«

Ohne ihn anzuschauen, wußte ich, daß er lächelte. »Das ist gut! Jeden Dienst, den ich deiner Familie erweisen kann, will ich dir gern tun, nach all der Freundlichkeit, die ihr mir gezeigt habt.«

Ich trat wieder verlegen von einem Fuß auf den anderen. Das Pferd sah gut aus, und es war viel leichter, das Tier anzusehen als seinen Fürsten. »Herr«, sagte ich noch einmal, denn es bestand keine Hoffnung mehr, ich mußte weiterreden: »Mein ganzes Leben lang habe ich einen großen Hunger nach... nach der Welt der Könige und Kaiser gehabt« – und endlich mußte ich auch seinem Blick begegnen – »und ich würde gern mit dir nach Camlann reiten.«

Seine schwarzen Augenbrauen zogen sich zusammen. »Du weißt nicht, was du da redest«, sagte er mir. Ich antwortete nicht. »Ach, die meisten Jungen wollen Krieger werden. Aber das Leben der Krieger

ist nicht das, was du vielleicht denkst.«

»Ich bin kein Junge mehr«, deutete ich an. »Bauern altern vielleicht nicht so schnell wie Krieger, aber ich bin einundzwanzig und kein albernes Kind. Und ich glaube, Herr, ich begreife, wie dein Leben aussehen muß, weil ich sehe, welche Spuren es bei dir hinterlassen hat. Ich möchte trotzdem mit.«

Er schaute mich sorgfältig an. Dann lehnte er sich gegen den Unterstand des Pferdes und schüttelte den Kopf. Nach einem Augenblick begann er leise zu lachen.

Darüber wurde ich wütend. »So lächerlich ist das nun auch wieder nicht! Ich weiß, wie man reitet, und ich weiß, wie man sich um Pferde kümmert wie auch um anderes Vieh. Ich kann geradeaus werfen, ich glaube also, daß ich mich schützen könnte, wenn du mir einen Speer gäbst. Ich kann nicht lesen, aber ich kann Latein genauso gut wie Britisch, und auf dem Markt hat mich noch niemand übervorteilt. Ich bin kein dummer Junge, was immer du auch denken magst.«

»Dafür habe ich dich auch nicht gehalten.« Gawain war plötzlich wieder ernst. »Nur... ich bin sicher, daß du ein ausgezeichnete Bauer bist. Aber ein Krieger zu sein, das ist eine schwere Aufgabe, und eine bittere. Ich könnte mir vorstellen, daß das Los, einem Krieger zu dienen, noch härter ist.«

»Aber alle Krieger, besonders solche, die Kurierdienste verrichten, haben Diener.«

»Ich niemals. Ich muß zu oft kämpfen, als daß ich einen Diener mit mir nehmen könnte.«

»Ich kann kämpfen«, sagte ich. »Ich bin zwar nicht darin ausgebildet, aber ich kann mich gegen jeden Clansmann von Baddon bis nach Caer Gloeu verteidigen.«

Gawain schüttelte noch einmal den Kopf. »Kannst du einen Speer werfen?«

Ich schaute auf die Wurfspeere, die mit dem Rest seiner Ausrüstung an der Wand lehnten. Alles war schon für morgen vorbereitet. Die Speere waren aus leichtem, gerade gewachsenem Eschenholz gemacht, und ihre Spitzen bestanden aus blattförmig geformtem Stahl. Die Schaftenden trugen Köpfe aus Bronze. Es kam mir nicht besonders schwierig vor, sie zu werfen, es sei denn, man saß zu Pferde. Ich nahm also einen auf und packte ihn an. Er wog ein bißchen mehr, als ich erwartet hatte, aber er schien gut ausbalanciert zu sein. Gawain betrachtete mich, dann zeigte er auf die Wand der

Scheune.

»Die Planke da, mit dem doppelten Astloch in der Mitte. Wirf einmal dorthin«, sagte er mir.

Ich verlagerte mein Gewicht, nahm den Arm zurück und warf den Speer. Er schlenkerte ungleichmäßig durch die Luft und schlug in der Nähe des Fußes einer anderen Planke ein. Seine Spitze stand seitwärts heraus. Gawain sagte nichts. Ich nahm noch einen Speer auf und warf den auch, aber das Ergebnis war nicht besser. Ich warf den dritten, ging dann hinüber, zog alle drei heraus und versuchte es noch einmal.

»Das Gewicht muß auf deinem linken Bein sein«, sagte Gawain nach einer Weile. »Dann verlagerst du es nach rechts, wenn du wirfst. Genau so. Aber versuch nicht, mit dem Arm zu werfen. Die Kraft kommt aus der Schulter. Beweg dein Handgelenk überhaupt nicht. Dadurch zittert nur der Speer – so!«

Mein Speer flog endlich geradeaus und steckte auch gerade in der Wand. Ich war glücklich, bis ich bemerkte, wie weit er von der richtigen Planke entfernt war. Gawain ging hinüber und zog ihn heraus, kam zurück und warf dann rasch alle drei Speere in die richtige Planke, direkt neben dem Astloch. Er tat das mit wirklich erstaunlicher Geschwindigkeit. Dann sammelte er sie wieder ein und stellte sie an die Wand, ehe er sich mir zuwandte. Ich wußte: Mein Gesicht war rot. Ich sagte nichts.

»Du weißt wirklich, wie man wirft«, sagte der Krieger. »Ich habe Monate gebraucht, ehe ich so gut werfen konnte. Nun, ich habe langsam gelernt – aber ich kann Speere auch vom Pferd aus werfen, genausogut. Das gleicht sich dann aus. Wenn du anständig ausgebildet worden wärst, dann hättest du einen hervorragenden Krieger abgegeben.«

Ich schaute die Planke an, die ich getroffen hatte. »Wieviel Ausbildung braucht man denn?«

Gawain zuckte die Achseln. »Auf den Orcades – bei den Ynyssedd Erch, heißt das – fangen wir an, wenn wir sieben Jahre alt sind. Die Ausbildung dauert, bis wir vierzehn sind, und Knaben von hohem Rang dürfen dann anfangen, Raubüberfälle mitzumachen. Aber sie brauchen noch immer einige Übung für den Rest ihres Lebens. Außerdem ist der Kampf vom Pferd aus eine ganz andere Angelegenheit.«

Das hatte ich natürlich schon gehört. Krieger beginnen ihre Ausbildung mit sieben Jahren, kämpfen mit vierzehn oder fünfzehn

und sterben gewöhnlich, ehe sie fünfundzwanzig sind. Gawain hatte dieses Alter schon überschritten. Und ich war zu alt, um anzufangen. Ich hatte es gewußt, aber ohne diese verfluchte Planke, die mich anstarrte, war mir nie so richtig klargeworden, wieviel diese Ausbildung bedeutete.

»Ich habe nie gesagt, ich wäre ein Krieger«, sagte ich zu Gawain. »Und vielleicht würde ich wirklich in einer Schlacht wie ein Brathähnchen aufgespießt. Aber ich weiß, daß Krieger Diener haben, und Diener kämpfen nicht. Andere Krieger verschonen die Diener.«

»O nein, das tun sie nicht. Diener sind wertvoller Besitz, wenn man sie an den richtigen Mann verkauft«, bemerkte Gawain trocken. Und dann sagte er mit ernster, müder Stimme: »Du bist dein eigener Herr, du stammst aus einem freien, wohlhabenden Clan. Deine Familie kann man nur ein Geschenk des Himmels nennen. Warum, bei allen Heiligen, solltest du den Wunsch haben, das alles beiseite zu schieben, dich dem Willen eines anderen Mannes unterzuordnen und in ganz Britannien herumzuwandern, wo jeder gegen dich ist?«

»Ich weiß, es ist verrückt, ich weiß.« Ich stand da und suchte nach Worten. »Ich weiß. Nur... Herr, Rom ist gefallen, und der Kaiser im Osten hat uns allein gelassen. Wir müssen uns selbst verteidigen. Mein Großvater hat mir davon erzählt, als ich ein Kind war. Ich...« Ich kämpfte mit mir, ich versuchte etwas zu erklären, das ich nicht wirklich verstand. »Und dein Herr verteidigt uns. Ja, und wir sind das letzte christliche Land im Westen, das letzte Stückchen des Reiches – und die Kirche tut nichts, und die Könige von Britannien tun nichts, sondern sie tun nur so, als ob die Welt für immer so weitergeht wie jetzt. Aber in Wirklichkeit hat sie sich schon so verändert, daß die letzten Kaiser sie nicht mehr wiedererkennen würden.« Bei diesem Gedanken zersprang irgend etwas in mir, irgendeine Hemmung. Ich stellte fest, daß ich schneller sprechen konnte. »Herr, der Westen liegt in Finsternis. Der Kaiser Artus hat den Sachsen eine große Niederlage beschert, aber noch immer kämpfen wir einen Krieg, noch immer tobt die Schlacht. Ist das nicht wahr? Ist Britannien im Frieden, Herr? Ist die Welt im Frieden?«

»Die Welt wird den Frieden nie kennenlernen«, murmelte Gawain. Aber er betrachtete mich jetzt mit stiller Intensität.

»Nein, natürlich nicht. Aber jetzt weniger denn je. Jetzt tobt ein Krieg zwischen dem Gesetz und dem Chaos, zwischen dem Licht selbst und der Finsternis. Und vielleicht ist Artus wirklich, wie sie

sagen, ein gewalttätiger Mann. Aber selbst wenn er so korrupt wäre, wie der König von Gwynedd ihn darstellt, es gehört schon viel dazu, auszuziehen und gegen Tod und Elend zu kämpfen. Es ist besser, als oben in Arfon zu sitzen wie ein Geier, der auf das Ende wartet. Es ist auch besser, als auf einem Bauernhof in der Nähe von Mor Hafren zu arbeiten und so zu tun, als ob die Welt im Frieden wäre!«

Gawains Gesicht war ausdruckslos. Ich holte tief Atem, weil ich nicht wirklich wußte, was ich gesagt hatte, und ich fühlte mich schwach und erschöpft. »Nun«, sagte ich, während ich versuchte, mich wieder zu beruhigen, »ist das ein Grund?«

»Ja. Du hast dich genauso angehört wie mein Herr, der Pendragon.« Gawain seufzte und fuhr sich mit einer Hand durchs Haar, während ich den Mund aufriß. »Es ist ein guter Grund. So ähnlich sah mein Grund auch aus.« Er setzte sich auf das Stroh nieder und deutete mir an, mich neben ihn zu setzen. Ich tat es.

»Du hast einen Grund, dich der Familie anzuschließen, Rhys ap Sion.« Gawain legte einen Arm über die Knie und ließ die Hand schlaff herabfallen. Metallringe glitzerten an seinem Handgelenk, wo das Kettenhemd aus seiner Tunika hervorschaute. »Ich nehme an, jedermann hätte es nötig auf irgendeine Weise für meinen Herrn, das Licht, zu kämpfen. Dennoch stimmt es, daß Artus und seine Familie für dieses Zeitalter auf eine ganz besondere Art dafür kämpfen. Wenn du kein Krieger sein kannst, dann mußt du der Diener eines Kriegers werden. Ich selbst habe nie einen Diener gewollt, aber mit Sicherheit gibt es einen, der einen Diener braucht. Jemanden, der weiß, daß er für das Licht des Himmels kämpft. Nur eins steht gegen dich.«

»Meine Familie«, sagte ich. Ich zitterte. Er hatte zugestimmt, er wollte mich mitnehmen.

»Ich schulde deiner Familie sehr viel.« Gawain nahm einen Strohalm auf und begann ihn zu spalten. »Ich schulde deinem Vater mehr als nur die Kosten für ein paar Nächte Unterkunft, glaube ich. Er ist ein weiser Mann, dein Vater. Es wäre nicht recht von mir, ihm seinen Sohn zu stehlen. Und ich glaube, er will nicht, daß du gehst.«

»Das glaube ich auch. Aber wenn er zustimmt, wirst du mich dann mitnehmen?«

»Wenn er zustimmt und dich willig gehen läßt, dann habe ich keine Wahl.«

Ich streckte die Hand aus, und nach einem Augenblick des Zögerns nahm sie Gawain.

Als ich losging, um meinen Vater zu suchen, fühlte ich mich weder überglücklich noch völlig verloren.

Meine ganze Familie saß am Herd zusammen, und das Essen war fast fertig.

»Da bist du ja, Rhys«, sagte meine Mutter. »Hast du das Salz mitgebracht?« – Das war ihr letzter Auftrag gewesen – »Du hast dir diesmal aber wirklich Zeit genommen!«

Ich gab ihr das Salz ohne Kommentar und wandte mich an meinen Vater, der neben dem Feuer saß. »Vater, ich muß mit dir reden.«

Etwas in meiner Stimme ließ meine beiden Eltern still werden, und sie schauten einander an.

»Wenn du mit mir reden mußt, dann muß ich zuhören.« Mein Vater ging zu dem Raum, den er mit meiner Mutter und den jüngsten Kindern teilte, und öffnete die Tür. Ich ging hinein, und er schloß die Tür hinter mir und setzte sich aufs Bett. Er schaute mich erwartungsvoll an. Jetzt fiel es mir noch schwerer zu sprechen als unter Gawains Augen.

»Nun, was gibt's denn?« fragte mein Vater.

Es war am besten, es schnell zu sagen. Wenn ich zögerte, dann wußte ich nicht, ob ich es überhaupt sagen konnte. Es ist schrecklich, sich vom eigenen Clan zu trennen, und es wird noch schlimmer, wenn allen deutlich ist, daß diese Trennung nicht leichtfertig geschieht. »Ich habe den Herrn Gawain gebeten, mich mitzunehmen, wenn er fortzieht. Ich habe ihm gesagt, ich möchte der Diener irgendeines Kriegers des Pendragon werden. Gawain will mich mitnehmen, wenn du mich freiwillig gehen läßt.« Mein Vater hatte die Hände zu Fäusten geballt, und ich fügte hinzu: »Vater, zuerst wollte er nicht, daß ich mitkomme. Er versuchte, es mir auszureden. Er sagte, er wollte dir ›deinen Sohn nicht stehlen‹.«

Die Fäuste entspannten sich. Mein Vater schaute mich einen langen Augenblick an, dann plötzlich legte er die Hände ans Gesicht und wandte den Kopf ab. »Wie konnte er mir etwas stehlen, was ich schon verloren hatte? Du bist doch gegangen und hast ihn gebeten.«

Eine schreckliche Rauheit lag in seiner Stimme, und sie schnitt mir ins Herz wie nichts anderes zuvor.

»Und dich bitte ich«, sagte ich, »mich freiwillig gehen zu lassen.«

»Gibt es noch mehr, was du mich hier fragen wolltest?« wollte er mit einer ruhigen Stimme wissen, die ihm sehr unähnlich war. »Gibt

es irgend etwas, was du hättest haben sollen und was wir dir vorenthalten haben?«

»Vater«, sagte ich, während ich vor innerem Schmerz zitterte, »du hast mir mehr gegeben, als ich brauchte, das weißt du genauso gut wie ich. Nur... ich selbst habe den Wunsch, mehr zu geben.«

»Hier ist das Land und der Clan. Du kannst ihnen viel geben, und sie brauchen noch mehr. Es ist nicht leicht, einen Hof zu leiten, besonders in diesen Zeiten. Und es ist nichts Kleines, eine Hofhaltung gut zu führen.«

»Aber ich will nach Camlann«, sagte ich. »Das ist eine größere Sache. Es ist die größte Sache in ganz Britannien, und ich will Anteil daran haben. Ich will Gott dienen...«

»Das kannst du überall tun.«

»Aber in Camlann auf eine ganz besondere Weise.«

»Sie werden unterliegen«, sagte mein Vater mit zitternder Stimme, aber noch immer ruhig und zornig. »Sie versuchen, die Finsternis zu bekämpfen, obwohl sie zuviel Finsternis in sich selbst tragen. Nicht Gawain, auch nicht der Pendragon. Aber glaubst du, die Familie besteht nur aus solchen Männern? Im großen und ganzen kümmern sich die Krieger nicht um die Zivilisation oder um das Licht – o ja, ich weiß, wohinter du her bist. Ich habe den Drang selbst verspürt – aber Krieger, die wollen Beute und Ruhm. Die Zivilisation ist hier, in der Ordnung und dem Frieden dieses Hofes, und nicht in Camlann. Schau dir Gawain an. Er ist ein guter Mann, empfindsam und ehrenhaft, aber selbst in einer so guten Truppe wie der von Artus ist er in ein Verbrechen hineingezogen worden und quält sich jetzt mit Mißtrauen und Zweifeln. Wenn er sich seinem Land und seinem Clan geschenkt hätte, wenn er dort alles in Ordnung gehalten hätte und wenn der Pendragon das gleiche getan hätte, dann hätten wir einen Ort schaffen können, wo dieses Verbrechen nie geschehen wäre.«

»Aber die Sachsen hätten den Hof zerstört«, sagte ich. »Vater, ich muß weg. Vielleicht hast du recht, aber ich muß trotzdem weg.«

Er sprang auf. Er packte mich an den Schultern und schüttelte mich. »Bedeutet dir so wenig?«

»O nein, nein.« Ich konnte kaum sprechen, und es war mir schrecklich, daß ich trotz allem immer noch so sehr den Drang verspürte zu gehen. »Ihr bedeutet mir soviel. Aber ich muß gehen. Gib mir deinen Segen auf die Reise.«

Er schaute mir ins Gesicht, und ich sah ihn an. Er hatte ein starkes, kraftvolles Gesicht, wie ich es immer gesehen hatte. Aber es waren jetzt Runzeln darin, und die blauen Augen schauten müde. Er wurde älter. Das war mir nicht aufgefallen.

»Wenn ich dich nicht willig gehen ließe, dann würdest du einfach so weglaufen, nicht wahr?« fragte er.

Mir wurde kalt. Daran hatte ich nicht einmal gedacht. Aber ich nickte. Er hatte ganz recht. Nachdem ich erklärt hatte, warum ich weg mußte, war es unmöglich geworden, nicht mehr zu gehen.

»Also gut. Dann geh, mit meinem Segen. Du bist ein guter Mann, Rhys, und dein Wunsch ist letzten Endes ehrenhaft und gerecht. Vielleicht irrst du dich nicht. Vielleicht sind wir hier draußen nicht stark genug. Vielleicht geht die Sonne wirklich in Camlann auf.« Er legte die Arme um mich und schenkte mir eine seiner Bärenumarmungen. »Aber denk daran, daß wir noch hier sind«, flüsterte er, »und wenn du es je kannst, dann komm zurück.«

Er ließ mich los und schritt abrupt zur Tür, um meine Mutter zu rufen.

Meine Familie war erstaunt und verwirrt. Sie riefen mir Fragen zu, auf die ich die Antwort nicht wußte. Gawain kam aus dem Stall mitten in den Wirbel herein, und sie schrien auch ihm Fragen entgegen. Während des ganzen Abendessen, des ganzen Abends war es das gleiche. »Aber warum, Rhys?« und »Was willst du tun, Rhys?« Ich konnte ihnen nicht die feinen Worte sagen, die ich Gawain gesagt hatte, aber sie hätten mich auch so nicht verstanden.

Meine Mutter weinte leise. Ich glaube, auch sie verstand meine Gründe, denn sie stellte mir keine Fragen. Sie ging nur im Haus herum und packte Dinge für mich ein. Sie tat es schnell und energisch, nichts entging ihr, was ich vielleicht brauchen konnte, und sorgfältig bedachte sie Masse und Gewicht. Die ganze Zeit putzte sie sich die Tränen ab. Meine Schwestern waren aufgeregt und klagten dauernd, meine Vettern wurden plötzlich sehr stimmungswaltig und neigten dazu, mich zu beschuldigen, was mein Vater meistens verhinderte. Mein Bruder Dafydd war begeistert, stand jedem im Weg, packte einen Besen und drohte allen, sie damit aufzuspießen.

Ich glaube, niemand schlief gut in dieser Nacht. Ich weiß, daß ich selbst noch lange wach lag, nachdem selbst der allerletzte im Haus eingeschlafen war. Ich horchte auf die Holzscheite, die im Feuer knisterten und zusammenbrachen, ich horchte auf den Wind im Strohdach und auf die gleichmäßigen Atemzüge meines Bruders

neben mir. Ich dachte an mein ganzes Leben und fragte mich, ob ich jemals wieder nach Hause zurückkommen würde. Ich betete ein wenig, wie man das so tut. Aber ich weinte nicht. Wegen dieses Abschieds kamen mir keine Tränen, so weh er mir auch tat. Und vielleicht schmerzte es am meisten, daß ich keine Tränen hatte.

Der nächste Tag war feucht und kalt. Die Wolken hingen tief, blaß und geschwollen, und in der Ferne wirkten die Hügel wie Platten aus grauem Stein. Die Sonne war noch nicht ganz aufgegangen, als wir losritten, und die Erde war still. Alle Bewohner des Hofes kauerten vor der Scheune, um uns Lebewohl zu sagen. Mein Vater sattelte das dreijährige Fohlen unserer Stute, einen kleinen, zottigen grauen Wallach namens Llwyd, und dann reichte er mir die Zügel, ohne eine Bemerkung über sein Geschenk zu machen. Gawain band den größten Teil unseres Gepäcks hinter Ceincaleds Sattel fest, und dann verstellte er den Riemen, der ihm den Schild auf dem Rücken festhielt. Er hatte seinen roten Mantel wieder umgehängt, und im frühen Licht sah er so seltsam und unirdisch aus wie in jenem ersten Augenblick, als er am Fluß erschienen war. Er wandte sich meinem Vater zu.

»Ich stehe tief in deiner Schuld, Sion ap Rhys«, sagte er mit seiner weichen Stimme. »Jeder Dank, den ich dir anbieten kann, klingt seicht und nutzlos.«

Mein Vater zuckte die Achseln und kratzte sich den Bart. »Ich habe nicht mehr getan, als dir die ganz gewöhnliche Gastfreundschaft anzubieten, Herr.«

»Du hast sehr viel mehr getan als das.« Gawain zögerte, zog sein Schwert. Er ließ sich auf ein Knie in den Schnee sinken, so elegant wie ein niederstoßender Habicht. Er hielt das Schwert mit dem Heft meinem Vater entgegen. »Wenn dieses Schwert jemals dir oder den Deinen von Nutzen sein kann, Sion ap Rhys, wenn ich es dir dann verweigern sollte, dann möge der Himmel einstürzen und auf mich fallen, möge die See sich erheben und mich überfluten, möge die Erde sich auftun und mich verschlingen. Sei mein Zeuge.«

Mein Vater starrte ihn an, hob langsam die rechte Hand und legte seine Fingerspitzen auf den Rubin im Knauf des Schwertes. Die Klinge glühte, als ob irgendein strahlendes Licht von ihr reflektiert würde – aber es war kein Licht da. Dieses Bild grub sich in meine Gedanken ein, so daß es manchmal in mir aufsteigt, bei Dingen, die weder mit Gawain noch mit meinem Vater etwas zu tun haben. Der Krieger in Gold und Rot, kniend auf dem Boden, und mein Vater in

seinem grauen, selbstgesponnenen Wollgewand, der den Treueschwur akzeptiert, halb beschämt, halb voller Sicherheit. Eine stolze Demut und ein demütiger Stolz, und das Schwert, in dem das Licht brennt, zwischen ihren Händen.

Dann ließ mein Vater seine Hand sinken, Gawain stand auf und steckte das Schwert in die Scheide. »Benutze es, um meinen Sohn zu schützen«, sagte mein Vater mit etwas rauher Stimme. Gawain nickte und bestieg seinen Hengst. Er richtete die Wurfspere aus, die an der Seite des Tieres angebunden waren, und prüfte, daß sie leicht zu erreichen waren.

Ich schluckte und versuchte, meiner Familie Lebewohl zu sagen. Es kam sehr traurig heraus, und ich war froh, als ich auf mein Pferd klettern konnte. Es hatte alles zu lange gedauert, dieses Lebewohlsagen, so dachte ich. Manche Dinge sollte man so schnell wie möglich erledigen, so schnell man die Worte herausbringen kann.

Gawain verbeugte sich noch ein letztes Mal im Sattel, wendete dann Ceincaleds Kopf und ritt den Hügel hinunter, weg vom Hof. Ich gab Llwyd einen Tritt, und das Pferd fuhr zusammen, scheute und trotete hinter dem Hengst her. Ich schaute nicht zurück zu meiner Familie. Erst als wir den nächsten Hügel hinter uns hatten und das Haus nicht mehr zu sehen war, schaute ich zurück. Ich drehte mich nur lange genug um, daß ich den Anblick in mich aufnehmen konnte. Der Hang des Weidelandes, die blassen Stoppeln auf dem schneebedeckten Feld, das Grau des Waldes hinter dem Fluß, unter dem bleiernen Himmel, und die Strähnen aus Rauch, der bewegungslos in der feuchten Luft hing – Rauch, den ich schon so viele Male gesehen hatte, wenn ich von der Arbeit des Tages heimkam, heim an den Herd. Ich wandte meinen Blick auf den grauen Morgen, der vor mir lag. Gawains Mantel stand wie ein Spritzer aus Rot vor dem schweren Himmel.

»Macht sich verdammt auffällig«, murmelte ich, um die trübe Stimmung aus meinem Herzen zu vertreiben.

Der Krieger blieb stumm. Wir ritten weiter zu der alten Römerstraße, die nach Süden führt, nach Ynys Witrin, und die darüber hinaus weiterführt nach Camlann.

5

Um die Mitte des Morgens erreichten wir die Römerstraße. Gawain zügelte sein Pferd, als wir auf die Straße einbogen, und schaute sich um. Ceincaled warf den Kopf hoch, Atemluft dampfte um ihn herum, und er war still. Ich hielt Llwyd an und blickte auch die Straße hinunter. Ich hatte sie schon gesehen, und sie schien mir jetzt noch weniger sehenswert als gewöhnlich. Sie folgte einer geraden Linie mitten über die Kurve des Hügels, und früher einmal war neben ihr zu beiden Seiten gerodetes Gelände gewesen, das jetzt wieder mit Gebüsch zugewachsen war. Die Straße sah kalt und verlassen aus, und im Schnee, der sie bedeckte, waren keine Spuren. Aber es war eine gute Straße. Gawain allerdings schaute sie weiter an.

Der Wind war kalt, und ich sah keinen Grund, einfach dazusitzen und zu leiden. »Herr«, sagte ich nach kurzer Zeit, »das ist die Straße.«

Er warf mir einen schnellen Blick zu. »Oh, in der Tat, so ist es. Nur... hättest du etwas dagegen, noch eine Tagesreise nach Norden zu reiten, ehe wir uns nach Camlann wenden? Es wäre gut, noch einen Weg zu überprüfen, den sie vielleicht genommen haben könnte.«

Ich schaute nach Süden die Straße hinunter und rieb meine Hände zusammen. Ich verstand, warum niemand im Winter reiste. »Wir reiten dorthin, wo du hinwillst, mein Herr.«

»Ich bin nicht dein Herr. Du bist noch ein freier Mann. Nur...« Er schaute nach Norden.

Er wendete Ceincaled nach Norden und drängte das Tier zu einem Trab. Er ritt eifrig los, und ich folgte ihm mit sehr viel größerem Zögern.

So fünfzehn Meilen ritten wir nach Norden, ohne daß sich irgend etwas ereignete, was bemerkenswert gewesen wäre. Nur, es begann zu schneien. Ich hatte einen guten, warmen Mantel und warme Kleidung, aber meine Ohren und Füße und Finger gefroren langsam. Llwyd, der an bessere Behandlung gewöhnt war, wurde störrisch und zeigte üble Laune. Er scheute wegen nichts und versuchte, sich zur Seite wegzudrücken und nach Hause zu gehen. Ich hatte alle Hände voll zu tun, um nicht die Beherrschung über ihn zu verlieren.

Gawain schien die Kälte nicht zu bemerken und ritt leicht voran. Er gab ein schnelles Tempo vor, trotz des Schnees.

Am frühen Nachmittag erreichten wir Caer Ceri. Das ist eine alte, ummauerte Römerstadt. Ein- oder zweimal war ich schon dort gewesen, als für unseren Haushalt Tauschgeschäfte erledigt werden mußten und der Markt in Baddon wegen der Sachsen geschlossen war.

Caer Ceri lag allerdings verlassen, als wir herankamen, und der Marktplatz war nur von einer Herde Schafe bevölkert. Ich nahm an, wir würden hier halten und uns an irgendeinem warmen Herd ein Essen kaufen. Ich hatte mich seit den letzten fünf Meilen schon darauf gefreut, von dem Pferd abzusetzen, das ich seit dem Herbst nicht mehr geritten hatte, und mich neben einem warmen Feuer niederzuhocken und warmes Essen zu mir zu nehmen und heißes Ale zu trinken. Aber Gawain ritt ohne Pause direkt durch die Stadt und wandte sich dann nach links, auf die westliche Straße nach Powys. Als die Mauern hinter uns versanken und er Ceincaled wieder zum Traben brachte, wurde mir klar, daß er nicht die Absicht hatte, sich irgendwie vernünftig zu verhalten. Ich mußte mich also mit der kalten Wurst zufriedengeben, und mit den Haferkuchen, die mir meine Mutter zum Mittagessen mitgegeben hatte. Beides war steif gefroren. Ich bot Gawain, der das Essen mit Dank und einiger Überraschung annahm, auch etwas an, und wir kauten langsam, während wir ritten.

Llwyd wurde müde, denn er war genauso wenig daran gewöhnt, geritten zu werden, wie ich ans Reiten gewöhnt war. Ich begann mir Sorgen zu machen. Wenn mein Pferd nun lahm wurde oder sich übermüdete, wo konnte ich dann ein anderes bekommen?

»Herr«, sagte ich zu Gawain, »wieviel weiter willst du heute noch kommen?«

»Bis nach Caer Gloeu, oberhalb der Bucht des Safern. Es sind noch zehn Meilen oder so, glaube ich.«

Das war eine ganz schöne Strecke für einen kurzen Wintertag. Es würde fast dunkel sein, wenn wir die Stadt erreichten. Wir hatten jetzt schon zwanzig Meilen hinter uns gebracht, nach meiner Schätzung. Ich erinnerte mich an all die Lieder, die ich über Artus' Kampagnen gehört hatte. Der war auch von einer Küste Britanniens in einem Stück bis zur anderen geritten. Es sei hart für die Pferde gewesen, hatte Gawain gesagt. Sehr hart, dachte ich, und auch hart für die Krieger.

»Herr, mein Pferd ist nicht daran gewöhnt, so weit zu laufen. Llwyd ist diesen Winter, seit es angefangen hat zu schneien, nicht mehr geritten worden.«

Gawain hielt an, saß ab und schaute sich Llwyd an. Er überprüfte die Beine und Hufe des Wallachs, richtete sich dann auf und rieb die Hände zusammen. »Er braucht die Übung, das ist wahr«, meinte er. »Aber er wird nicht lahm werden, und übermüdet sein wird er auch nicht – obwohl er sich vielleicht dafür halten wird. Er hat doch Ponyblut, oder?«

Ich gab das zu, und Gawain nickte und bestieg wieder sein Schlachtroß. Ceincaled wirkte so ausgeruht wie am Morgen. Wir ritten weiter, und ich fühlte mich durch den Krieger so gründlich überstrahlt wie Llwyd durch das Roß des Kriegers. Und dabei hatte ich mich immer für einen guten Reiter gehalten.

Caer Gloeu war eher zwölf Meilen von uns entfernt als zehn, und die Sonne, eine dämmerige Kupferscheibe, die halb in Wolken erstickte, ging unter, als wir ankamen. Es schneite noch immer in Schauern. Ich war durchgefroren, und alles tat mir weh. Llwyd stapfte mit hängendem Kopf voran, ihm war es inzwischen gleich, wo wir waren. Mir war es nicht gleich: Ich wollte das heiße Ale immer noch.

Caer Gloeu war etwas größer als Caer Ceri, aber genauso verlassen. Fast hätte die gleiche Schafherde sich auf dem Marktplatz herumtreiben können. Gawain hielt Ceincaled in einer Straße an, die an einer Seite des Marktplatzes einmündete, und saß bewegungslos, wie wartend, da. Ich zog die Schultern hoch und fühlte mich sehr elend war und wütend. Ich war zu müde, um mir Gedanken darüber zu machen, ob wir aus irgendeinem Grund herumstanden oder nur nach einer weiteren Straße suchten.

Nach ein paar Minuten öffnete sich die Tür eines der alten Häuser, und ein Mann trat heraus. Er hielt einen Speer in der Hand und zog sich einen Umhang um seine Schultern. Auf seiner Schwelle blieb er stehen und warf uns einen starren, feindseligen Blick zu. Das war offenbar genau das, was Gawain erwartet hatte, denn er saß ab und ging zu dem Mann hinüber. Beide Hände hielt er in Schulterhöhe, so daß der Mann sie sehen konnte.

»Ich brauche einen Platz, wo ich die Nacht über bleiben kann. Für mich, meinen Diener und unsere Pferde.« Seine Stimme war ruhig, aber sie war klar genug, so daß man sie auf dem ganzen Platz hören konnte. Der Stadtbewohner starrte uns weiter an und hielt den

Speer wufbereit. Er war ein hochgewachsener, schwammiger Mann mit dünnem, braunen Haar und ohne Bart. Mir warf er aus schmalen Augen einen Blick zu.

»Dein Diener«, sagte er zu Gawain. Plötzlich wurde mir klar, daß es meine Aufgabe gewesen wäre, um Gastfreundschaft zu bitten. Zu spät. Ich sah schon wie ein Trottel aus, und Gawain fuhr fort zu reden.

»Ja, für meinen Diener und unsere Pferde. Die Pferde werden Korn brauchen. Ich kann bezahlen, Mann.«

Daraufhin spuckte der Mann aus, aber er senkte den Speer und nickte. »Nur für eine Nacht?«

»Nur für diese eine Nacht.« Der Mann nickte noch einmal, und Gawain kam zu den Pferden zurück und packte Ceincaleds Zügel. Der Stadtbewohner deutete uns mit einer Handbewegung an, ihm zu folgen, und wir gingen die Straße hinunter. Dann durchschritten wir ein Gäßchen und kamen auf einer schmaleren Straße wieder zurück zu einer Tür, die ich für die Hintertür am Haus dieses Mannes hielt. Wir wurden dann in einen baufälligen Stall geführt, der sehr zugig und schmutzig war. Ein kleiner Esel und eine Kuh standen da, und ein paar Hühner und ein Schwein nahmen den Platz ein, der nicht mit Holz und Gerümpel angefüllt war. Gawain schaute sich um und bat den Mann darum, die Kuh anderswohin zu stellen. Wir brauchten ja Platz für die Pferde. Unser Gastgeber meckerte ein bißchen, fluchte herum und tat dann, was ihm gesagt wurde. Gawain begann schweigend, den Stall aufzuräumen, während der Stadtbewohner herumstand und ihn mißtrauisch beobachtete. Ich war wütend. Jeder anständige Mensch würde seine Gäste nach drinnen bringen, ans Feuer. Er würde ihnen heißes Ale anbieten und sie nicht dazu bringen, seinen dreckigen Stall aufzuräumen.

Nachdem ich mich entschlossen hatte, mich von jetzt an auch wie ein Diener zu benehmen, saß ich steif ab. Meine Beine zitterten, als sie den Boden berührten, und ich mußte mich an Llwyds Schulter stützen, ehe ich in eine Ecke des Stalles gehen konnte, um frisches Stroh und das Korn zu holen. Unser Gastgeber versuchte, uns weniger Korn zu geben, als die Pferde brauchten, und ich mußte mich mit ihm streiten. Er behauptete, wir seien Erpresser und vertrauten auf die Kraft unserer Arme, um damit durchzukommen. »Aber dies ist eine Stadt«, sagte er mir. »Wir haben eine Zivilregierung, eine römische Regierung, und wir sorgen dafür, daß die Gesetze eingehalten werden. Hier könnt ihr keine Bürger

ausrauben.« Ich nahm an, daß seine römische Regierung aus dem Abschaum aller Bürger bestand, die bereit wären, jede Erpressung zu begehen, auf die sie sich einigen konnten. Der Mann ekelte mich an, und dann fragte ich mich, ob er sich wohl auch so benommen hätte, wenn ich als Bauer und nicht als Diener eines Kriegers gekommen wäre.

Wir brachten die Pferde unter und ließen sie im Stall zurück, wo sie hungrig das Korn kauten. Llwyd bekam kaum solches Futter zu Hause, aber wenn er weiter soviel laufen sollte, dann würde er es brauchen.

Das Haus unseres Gastgebers war genauso schmutzig wie sein Stall, und außer seiner Frau und zahlreichen Kindern enthielt es auch noch Hühner. Kein Hofbesitzer meiner Bekanntschaft hätte sich an solch einem Ort wohlgeföhlt oder den Schmutz auch nur geduldet, aber in Städten liegen die Dinge eben anders. Heutzutage leben nur noch wenige Menschen in ihnen, denn nur die sehr Reichen und die Handwerker können es sich erlauben. Das Haus unseres Gastgebers war angefüllt mit trocknender Keramik und nassem Ton, er war also offenbar Töpfer. Ich nahm einen der Teller auf und untersuchte ihn. Er war kein sehr geschickter Töpfer. Trotzdem knurrte er mich an und sagte mir, ich solle seine wertvolle Ware in Ruhe lassen. Nun, sie war wahrscheinlich wertvoll genug. Töpfer können sich gewöhnlich recht gut durchbringen.

Die Frau des Töpfers hatte offenbar angefangen, Grütze zu machen, sobald ihr Mann eingewilligt hatte, uns über Nacht bleiben zu lassen. Jetzt setzte sie uns die Grütze vor. Sie war klumpig und schlecht gekocht, und weder Fleisch noch Eier waren darin. Schon nach dem ersten Löffel stellte ich die Schüssel wieder hin. Das war zuviel für meine schlechte Laune.

»Da wir ja bezahlen, könntest du uns vielleicht ein bißchen Fleisch geben«, schlug ich der Töpfersfrau ruhig vor. Sie schaute mich so überrascht an, als ob eins ihrer Hühner sie angesprochen hätte, als sie feststellte, daß sie gemeint war. »Vielleicht auch ein Ei«, fügte ich hinzu.

Gawain schaute ebenfalls überrascht von seiner Grütze auf. Offenbar war er gewillt gewesen, das klumpige Zeug ohne ein Wort hinunterzuwürgen. Aber ich war nicht in der Stimmung, mich durch irgendeinen um das heißersehnte Mahl betrügen zu lassen. »Bring uns Brot, mit Butter, versteht sich. Und auch Käse!« befahl ich und knallte meine Schüssel auf den Tisch. »Und wenn du Schinken hast,

dann bring den auch. Und Ale. Heißes Ale. Mein Herr und ich, wir sind den ganzen Tag geritten, und wenn du meinst, wir geben uns am Ende dieses Tages mit lausiger Grütze zufrieden, dann irrst du dich aber gewaltig.«

Die Frau warf einen nervösen Blick zu ihrem Mann hinüber. Eins ihrer Kinder kicherte. Gawain hustete hinter der Hand, schaute mich nicht an. Der Töpfer wurde rot im Gesicht. »Ich habe es gar nicht nötig, euch Gastfreundschaft anzubieten!« knurrte er. »Jeder Bastard von einem Krieger glaubt doch, er regiert die Erde. Na, ihr regiert sie nicht, und du, du bist ja noch nicht einmal ein Krieger, du *Domestik*. Ich lasse mir von Lakaien keine dummen Redensarten gefallen. Ich...«

»Mein Herr ist aber ein Krieger, und mit einem Bastard hat er nichts zu tun«, sagte ich, und ich wollte dem Kerl gerade auch noch sagen, daß er Gawain ap Lot, den Neffen des Pendragon, den Sohn des Königs von den Ynyssedd Erch, vor sich hätte, und so weiter und so weiter, als mir auffiel, daß Gawain mich bestürzt anschaute. Mir fiel ein, daß er dem Töpfer gegenüber keinerlei Namen erwähnt hatte. Aber – ich hatte nicht vor, mein heißes Ale und meinen Schinken aufzugeben. »Mein Herr ist zufällig ein sehr guter Krieger, und ich hoffe, du wirst das nicht am eigenen Leibe erfahren«, beendete ich meinen Satz. Es kam mir so leicht vor, diesem Mann zu drohen.

»Wir sind hier in einer Stadt! Wir haben hier eine Regierung!« sagte der Töpfer. Aber er sah unsicher aus.

»Natürlich. Und du bist unser Gastgeber, selbst wenn du dafür bezahlt wirst«, erwiderte ich. »Und da du ein zivilisierter Mensch bist und ein Gastgeber, muß du uns auch zivilisiertes Essen bieten.«

Die Frau rannte plötzlich weg und holte das Essen. Gutes weißes Brot, Butter, Käse und Schinken. Sie begann, das Ale heiß zu machen. Ihr Mann fluchte uns noch eine Zeitlang an, dann murmelte er noch, und dann schwieg er endlich. Gawain warf mir einen Blick zu, den ich nicht deuten konnte – Ironie? Ärger? Belustigung? Aber das Essen war köstlich, die Mühe hatte sich gelohnt, und mir war es egal, wen ich beleidigt hatte.

Als Gawain mit seinem Brot und Schinken fertig war, fragte er, ob der Töpfer und seine Familie schon lange in Caer Gloeu lebten. Ja, gab der Mann mürrisch zu, er lebte hier schon lange. Sei er denn schon seit acht Jahren hier? wollte Gawain wissen.

»Ich habe mein ganzes Leben in Caer Gloeu verbracht«, sagte der

Töpfer. »Was soll die Frage?«

»Ich will nur folgendes wissen: Irgendwann im Spätherbst vor acht Jahren ist möglicherweise eine Frau diesen Weg geritten.

Eine schmale, blonde Frau, wahrscheinlich auf einem braunen Pferd und vielleicht in einem blauen Kleid. Sie hatte zwei Dienstboten bei sich, einer davon war ein alter Mann, dem ein halbes Ohr fehlte.«

Der Töpfer hörte aufmerksam zu. Dann schüttelte er den Kopf. »Hab' nie so 'ne Frau gesehen. Was für 'ne Sorte Hure war sie denn, wenn sie so üppig gereist ist? Muß was ganz Tolles gewesen sein.«

»Sie ist keine Hure.« Gawains Stimme war noch immer ruhig, aber sie klang kalt und schneidend. Der Töpfer schaute ihn an und bekreuzigte sich plötzlich. Der dunkle Krieger sah gefährlich aus und sehr unheimlich, obwohl er ganz still dasaß, den leeren Teller auf dem Knie. »Sie ist eine Dame aus hoher Familie.«

»Na, ich hab' sie jedenfalls nich' gesehen. Hab' auch keinen von ihr reden hören, jemals.«

»Weder hier in der Stadt noch auf der Straße nach Norden noch im Westen, auf der anderen Seite des Safern?«

»Wenn sie da vorbeigekommen ist, dann hab' ich nie von ihr gehört.«

Gawain schaute ihn einen Augenblick ruhig an und seufzte dann. Die ganze Reise kam mir plötzlich unsinnig vor. Caer Gloeu liegt zwischen Powys, Dumnonia und der südlichen Wildnis von Elmet. Jemand, der in irgendeins dieser Länder will, bleibt wahrscheinlich über Nacht in Caer Gloeu, und eine Frau, die allein reist, nur von ein paar Dienern begleitet, wäre wahrscheinlich aufgefallen. Unser Gastgeber schien mir nicht zu lügen, also war es offensichtlich, daß Elidan nicht nach Caer Gloeu gekommen war. Wir konnten uns am Morgen zurück auf den Weg nach Camlann machen. Ich war erleichtert. Aber Gawain war offensichtlich enttäuscht. Er nahm noch einen Schluck von seinem heißen Ale und stellte dann den Becher hin.

»Ich danke dir.« Er sagte das tatsächlich, und ich war verblüfft. Der Töpfer auch, denn er zwinkerte uns verwirrt an, als ob er einen Geist gehört hätte. Gawain fuhr gelassen fort: »Mein Diener und ich, wir werden im Stall schlafen, bei unseren Pferden. Hast du ein paar Decken für uns?«

»Du kannst hier drinnen schlafen, beim Herd«, sagte der Töpfer. »Da brauchst du nich' viele Decken. Da brennt 'n gutes Feuer.«

Der Krieger warf einen Blick auf das qualmende Feuer und sagte:
»Wir werden in den Ställen schlafen.«

Ich wollte wild protestieren. Der Gedanke daran, hinauszugehen in den zugigen, dreckigen Stall – gerade jetzt, wo ich anfang, wieder warm zu werden – weckte in mir den Wunsch, jemanden zu schlagen. Aber das konnte ich nicht, und deshalb bearbeitete ich den Töpfer, damit wir gute Decken bekamen. Am Ende schaffte ich es, ihn dazu zu zwingen, uns einen Teppich zu geben. Aber glücklich war er darüber nicht.

Als Gawain gesagt hatte, wir würden bei unseren Pferden schlafen, da hatte er das auch gemeint. Wir richteten uns für die Nacht tatsächlich im Stall ein, neben der Krippe. Aber es war gar nicht so kalt. Gawain begann sein Schwertgehänge abzuschnallen, und er legte das Schwert so, daß er es in der Nacht erreichen konnte.

»Warum konnten wir denn nicht im Haus bleiben?« fragte ich.

»Ich vertraue ihnen nicht.« Gawain sagte das ganz einfach. Er runzelte die Stirn, löste die Befestigungen an seinem Kettenhemd, zog es aber nicht aus. »Auf diese Weise können wir uns und die Pferde gleichzeitig bewachen.«

Das war vernünftig, wenn man sich vorstellen konnte, daß dieser Töpfer seine Gäste mit einem Messer erstach, um zwei Pferde und ein paar wertvolle Waffen zu bekommen. Aber wer tat so etwas schon? Oder würde der Töpfer das doch tun, wenn er glaubte, daß wir vielleicht loszogen, ohne ihn zu bezahlen? Er haßte uns ja sowieso. Dieser Gedanke machte mir angst. Nicht so sehr wegen der Gefahr, sondern wegen dem großen Mißtrauen, das für einen solchen Gedanken nötig war. Aber der Töpfer...Es konnte ja sein.

»Hätte ich da oben vielleicht nicht so laut schimpfen sollen?« fragte ich Gawain, weil mir plötzlich klar wurde, daß mein Benehmen vielleicht fragwürdig gewesen war.

Der Krieger lachte. »Das weißt du besser als ich.« Wir legten uns nieder und zogen uns Umhänge und Teppich über. »Ich hätte so was jedenfalls nicht gesagt«, fügte mein Begleiter nach einem Augenblick hinzu. »Aber das Ale hat gutgetan in einer solchen Nacht. Schlaf gut.« Das Stroh rauschte, als er nach seinem Schwert tastete, und das Pferd verlagerte in der Dunkelheit über uns sein Gewicht. Ich wußte, Gawain würde augenblicklich aufwachen, wenn jemand in den Stall kam. Hier war es sicher. Allerdings nicht bequem. Der Fußboden war hart und kalt, selbst durch das Stroh, und mir taten sowieso schon alle Knochen weh. Wahrscheinlich, dachte

ich, werde ich schlecht schlafen... und schlief schon bei dem Gedanken ein. Ich schlief die ganze Nacht, ohne einen einzigen Traum. Ein zu langer Ritt bei schlechtem Wetter sorgt für guten Schlaf.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, sickerte dämmeriges Sonnenlicht durch einen Riß im Dach und hinterließ einen Fleck aus Licht auf dem Stroh in der Nähe meines Kopfes. Einen Augenblick lag ich mit offenen Augen da und versuchte herauszukriegen, was ich in einer Scheune machte. Dann fiel mir ein, daß ich ja von zu Hause weggegangen war, und ich setzte mich ruckartig auf. Mein Kopf knallte gegen die Krippe, die über mir war, und die beiden Pferde hörten einen Augenblick lang auf zu fressen und schauten mich an. Dann kauten sie weiter an ihrem Korn.

Ich setzte mich ein zweites Mal auf, diesmal vorsichtiger, und zog Umhang und Tunika gerade. Gawain war nicht da. Ich nahm den Teppich und die Decke auf und faltete sie, um sie unserem Gastgeber zurückzugeben. Gerade als ich aufstand, kam Gawain aus der Hintertür des Hauses.

»Guten Morgen«, sagte er lächelnd. »Du bist ein Langschläfer, Rhys. Unsere Gastgeberin hat schon Frühstück gemacht.«

Ich war bereit fürs Frühstück. Meine Knochen schmerzten von der Feuchtigkeit und Kälte des Stalles und vom Ritt des vergangenen Tages, und warmes Essen am Feuer kam mir wie ein Geschenk des Himmels vor. »Das freut mich«, sagte ich mit Hingabe. Ich nahm den Teppich auf und hängte ihn mir über den Arm.

Gawain fingerte an seinem Umhang herum. »Hast du eine Extrafibel?« fragte er mich.

Ich hatte eine ganz unten in meinem Reisesack. Es war eine einfache, bronzene Spange, identisch mit der, die meinen eigenen Umhang zusammenhielt. Ich wühlte die Spange heraus. Der Krieger dankte mir und steckte sich den Mantel damit fest. Anscheinend hatte er seine eigene Fibel verloren, und ich wunderte mich darüber. Mir war seine Mantelspange aufgefallen. Sie war wertvoll, wenn ich das beurteilen konnte. Es war hart, daß er meine brauchte, die sicher nicht ein Zehntel seiner eigenen wert war, aber für mich war sie wertvoll genug. Dennoch – er tat mir einen großen Gefallen, weil er mich nach Camlann mitnahm. Ich sollte also großzügig mit meinen Besitztümern sein.

Der Morgen hatte offenbar die Laune unseres Töpfers gebessert, denn er war fast freundlich. Seine Frau hatte zum Frühstück Brot mit

Ei und Würstchen bereitgehalten. Gawain hatte schon gegessen, er blieb im Stall, um sich um sein Pferd zu kümmern. Also ließ ich mich allein nieder und aß meine Eier. Das schadete meiner Begeisterung nicht. Der Töpfer lehnte mir gegenüber an der Wand und summt tatsächlich vor sich hin. Er drehte irgend etwas in der Hand. Ich war mit meiner Mahlzeit fast fertig, ehe mir klarwurde, daß das, was er da in den Fingern hielt, Gawains Fibel war.

Ich wußte, der Töpfer hätte die Brosche nicht stehlen können. Das bedeutete, das Gawain sie ihm als Bezahlung überlassen hatte. Aber die Bezahlung lag viel zu hoch, besonders wenn man die mürrische Art des Töpfers berücksichtigte. Kein Wunder, daß der Kerl jetzt fröhlich war. Er hatte in der Tat einen sehr guten Handel abgeschlossen. Mir allerdings gefiel der Gedanke nicht, daß ein schmieriger Städter von Gawains Großzügigkeit profitierte. Gedankenverloren aß ich meine Eier auf und stellte den Teller hin. »Ich sehe, mein Herr hat dir seine Fibel gegeben.«

Der Töpfer grinste.

»Du kannst mir das Wechselgeld geben«, sagte ich. Er bäugte mich und tat so, als ob er nicht verstände, was ich meinte. »Na, du glaubst doch nicht, mein Herr hätte im Sinn, daß du dich von dem mätest, was er auf dem Schlachtfeld gegen die Sachsen gewonnen hat, oder?«

»Er hat sie mir gegeben.« Aber es lag ein Winseln der Verteidigung im Tonfall des Mannes. Er hatte keinen Augenblick geglaubt, daß Gawain ihm tatsächlich die Brosche hatte schenken wollen.

»Natürlich. Er hat sie dir gegeben, und du kannst mir mehr Vorräte geben, damit ihr Wert ausgeglichen wird. Oder, wenn du das vorziehst, kannst du mir auch die Fibel zurückgeben, und ich gebe dir den Gegenwert für deine Gastfreundschaft – na, den Gegenwert für die Gastfreundschaft einer Nacht, denn für deine würde ich kein krankes Huhn geben.«

»Aber dies ist eine kleine Brosche. Die ist keine Henne wert.«

»Keine Henne wert!« Ich frage mich, ob der Mann mich wohl für einen Verrückten hielt. »Mann, damit könntest du einen Ochsen kaufen. Ganz leicht! Das ist irische Goldarbeit! Und das sind Granate, echte Steine, und kein gallisches Email.«

»Na, da war ja auch noch das Korn für die Pferde. Dieses Kriegspferd, das verschleudert Korn regelrecht. Mein teures Korn.«

»So teuer nun auch wieder nicht. Alles, was du uns und den

Pferden gegeben hast, ist zusammen nicht mehr wert als einen mickrigen Kapaun.«

»Es ist mindestens ein Schwein wert!«

»Na, die Brosche ist ja auch einen Ochsen wert. Und du selbst gibst zu, daß deine Güter soviel nicht wert sind. Gib sie her.«

Ein gerissener Blick kam in seine blassen Augen. »Willst du sie deinem Herrn stehlen?«

Ich versuchte, gleichmütig auszusehen, obwohl sich bei den Unterstellungen dieses Mannes mein Magen umdrehte. »Wenn du das meinst, dann ruf ich ihn, und du kannst es ihm ins Gesicht sagen.«

Das Glitzern verschwand wieder aus seinen Augen. Zögernd legte er die Brosche auf den Tisch. »Was willst du mir denn geben?«

Daran hatte ich nicht gedacht. Ich schaute die Fibel einen Augenblick an, nahm dann meine eigene Bronzespange ab und legte sie neben die andere. »Das hier.«

»Das? Dafür würde ich noch nicht einmal ein Dutzend Eier geben.«

Wir handelten eine Weile, und schließlich akzeptierte der Mann meine Bronzefibel und einen Bronzering und gab mir Gawains Fibel zurück, zusammen mit einer Flasche von seinem Ale. Ich sammelte meinen Gewinn ein, und dann befestigte ich meinen Umhang mit Gawains Fibel.

»Möge es dir wohl ergehen«, sagte ich zu dem Töpfer und stand auf.

»Vale«, erwiderte er. Er sprach – wie ein echter Stadtbewohner – Latein. Dann fügte er hinzu: »Du bist ein Bauer, nicht wahr?«

Ich blieb an der Tür stehen. »Das war ich.«

»Ich hab's gewußt. Nur Bauern, und dann auch nur solche, die einen eigenen Hof und einen eigenen Clan haben, feilschen so hart. Gott schütze Britannien vor solchen Kerlen!«

Ich grinste und ging hinaus in den Stall. Der Töpfer wußte, er hatte das schlechtere Ende des Handels erwischt.

Gawain hatte schon beide Pferde gesattelt und wartete. Nach kurzer Zeit waren wir aufgesessen und ritten aus der Stadt. Die Sonne stand noch immer tief und glitzerte mit juwelenhaftem Strahlen auf dem neuen Schnee. Aber im Westen hingen noch Wolken, und ich nahm an, wir würden bald neuen Schnee bekommen. Jeder Schritt, den Llwyd machte, tat mir weh, aber trotz allem war ich fröhlich. Ich wartete darauf, daß Gawain die Früchte

meines Handels bemerkte.

Nach nicht allzu langer Zeit tat er das auch. Kurz nachdem wir die Straße nach Caer Ceri erreicht hatten, direkt außerhalb der Mauern von Caer Gloeu, runzelte er plötzlich die Stirn und zügelte sein Pferd. Sein Blick war auf die Brosche fixiert.

Ich grinste innerlich, aber auf meinem Gesicht war ein ernsthafter Ausdruck. »Hättest du gern deine Fibel zurück, Herr? Ich hab' sie heute morgen für dich wiedergefunden.«

»Wo hast du sie... Ich hatte sie doch dem Töpfer gegeben.«

»Das weiß ich. Ich hab' mich nur gefragt, warum. Der hätte ja einen Ochsen damit kaufen können, und statt dessen verdiente er eine ordentliche Tracht Prügel.«

Gawain rieb sich das Kinn. »Wirklich? Ich wußte nicht, daß die Fibel soviel wert ist. Ach, ich weiß, ich hab' ihn überbezahlt, aber was soll's? Ich stehe im Dienst des Pendragon, und es ist ehrenhaft für mich, frei von dem zu geben, was ich besitze. Sonst habe ich ja auch kein Gold mehr, außer dem Schmuck, der an Ceincaleds Geschirr ist.«

»Du hast nicht gewußt, daß sie soviel wert ist? Wie hast du sie dann bekommen?«

»Von einem Sachsen, den ich vor ein paar Jahren getötet habe. Und jetzt wird dieser Töpfer in seiner schlechten Meinung über die Krieger gefestigt. Hast du ihm gesagt, ich würde ihn umbringen, falls er dir die Fibel nicht zurückgibt? Das war falsch.«

Das war also der Dank dafür, daß ich ihm Geld gespart hatte. »Ob ich ihm gedroht habe? Na, weiß Gott, der Kerl hätte es verdient. Aber nein, ich habe ihm meine Fibel und einen Ring gegeben, und er gab mir diese Nadel und eine Flasche Ale. Ich habe ihn natürlich übervorteilt, und der Mann ist jetzt noch damit beschäftigt, darüber nachzudenken, daß Krieger schlauer sind, als er gedacht hatte. Wenigstens denkt er, daß sie schlaue Diener haben.«

»Du hast mit ihm gehandelt?«

»Wie sonst kann man denn Dinge kaufen?«

Gawain schaute mich an. Nein, er würde nie handeln, das wurde mir jetzt klar. Er würde immer geben, selbst wenn er hungern mußte, und von den Verbündeten oder Feinden seines Herrn würde er nehmen, ohne zu bezahlen.

»Nun«, sagte ich und seufzte ein wenig, weil die Menschen so verschieden sind, »für solche, die nicht Krieger sind, ist das Handeln die einzige Art zu kaufen, und Leute, die nicht handeln, sind dumm.

Ich habe unserem Töpfer gesagt, ich wolle das Wechselgeld von deiner Bezahlung abholen, und dieses« – ich hob die Flasche Ale – »wie auch die Brosche kann ich dafür herzeigen. Unser Gastgeber flucht jetzt auf das Handelsgeschick der Bauern. War das falsch?«

Gawain schüttelte den Kopf. »Du hast ihm nicht gedroht, aber fluchen tut er wohl trotzdem?«

»Ich hab' ihn ausgenommen wie eine Gans. All das Essen, all das Korn für die Pferde gegen eine Bronzefibel und einen Ring, der noch nicht einmal ein halbes Dutzend Eier wert ist!«

Gawain warf mir den gleichen forschenden Blick zu, den ich schon in der vergangenen Nacht bei ihm gesehen hatte, und plötzlich brach er in Gelächter aus. »Ach du lieber Himmel! Es ist wunderbar, es ist ein Wunder! Eine Flasche Ale auch noch? Ich sehe einfach nicht, wie du das geschafft hast, aber, Rhys, du hast es gut gemacht.«

Ich grinste zurück. Ich dachte das auch. »Also«, sagte ich, »hier ist deine Fibel wieder, und du kannst mir meine geben.«

Er schüttelte den Kopf, warf eine schmale Hand hoch. »O nein. Du hast einen wunderbaren Handel abgeschlossen. Deshalb gehört sie dir.«

Ich schaute die Fibel an, die rot und golden auf meinem einfachen wollenen Mantel glänzte. Ein Ochse wäre ein kleiner Preis dafür. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wie ich ganz lässig so etwas Wertvolles trug. Es kam mir skandalös vor. »Das wäre nicht anständig, Herr. Du hast sie in der Schlacht gewonnen, und ich habe sie nur einem Narren abgeschwatzt. Nimm sie zurück.«

Aber Gawain schüttelte wieder den Kopf. »O nein. Deine hält meinen Umhang schon, und wenn sich irgendeiner daran stört, dann kann ich eine bessere in Camlann besorgen.« Er berührte Ceincaleds Flanken mit den Absätzen, und das Pferd brach in einen fließenden Trab. Ich trat Llwyd, bis er in die gleiche Gangart fiel. »Nie im Leben habe ich gesehen, wie ein Städter übervorteilt wurde, außer wenn er mit dem Schwert gezwungen wurde, den Tribut zu zahlen, und das ist keine angenehme Sache. Wenn wir Camlann erreichen, dann gebe ich dir einen Ring, damit du wieder einen hast, und – bei der Sonne! – allein die Geschichte ist viel mehr wert.«

Einen Ring, dachte ich, wollte ich gar nicht. Ich wollte auch nicht die Brosche. Aber ich hatte sie jetzt. Nun, ich konnte sie ja immer noch gegen eine weniger auffällige eintauschen. Oder, wenn ich einen fand, dem ich trauen konnte, dann konnte ich sie ja auch nach Hause schicken. Oder sogar... Manchmal brachte mein Vater selbst

Korn zum Verkauf nach Camlann, und dann konnte ich ihm die Fibel geben, vielleicht mit ein paar Geschenken für die anderen. Das war eine gute Idee.

An diesem Tag ritten wir nicht weniger Meilen als am Tag zuvor. Wir schafften den ganzen Weg nach Maeldyfi zum Kloster. Gawain wäre, glaube ich, nach Baddon geritten, wenn er allein gewesen wäre, aber Llwyd war müde und konnte mit dem Kriegshengst nicht Schritt halten. Heute war es noch kälter als am Tag zuvor, und gegen Mittag begann es zu schneien. Wieder aßen wir im Reiten, und dazu kam noch, daß mir heute die Knochen noch mehr schmerzten. Aber mein Herz war sehr viel leichter. Ich war für meinen Herrn kein Ballast mehr – wenigstens war es mein Herr, bis wir Camlann erreichten. Dort mußte ich dann einen anderen finden. Ich konnte einen Städter beim Handeln übervorteilen, was mein Herr nicht konnte, und Ale und Wurst und Weizenkuchen, die wir zum Mittagessen aßen, hatte ich auch besorgt. Ich konnte nicht nur nach Camlann gehen, ich war dort auch nützlich.

Die Mönche in Maeldyfi, wo wir die Nacht verbrachten, waren daran gewöhnt, Reisenden Unterkunft und Verpflegung zu bieten, aber sie wollten »eine Spende« haben, und das hieß bei ihnen, daß sie soviel wie möglich aus den Reisenden herauspreßten. Allzu viele Klöster in Britannien treiben dieses Spiel. Ich habe gehört, daß die Klöster in Irland anders sind, seit damals Patricius den rechten Glauben dorthin brachte. Einen oder zwei irische Mönche habe ich kennengelernt, die freiwillig nach Britannien ins Exil gekommen waren und in ihrer Liebe zu Christus den Wunsch hatten, sich von allem zu trennen, was ihnen vertraut war, und ihr Leben Gott zu weihen. Die meisten britischen Mönche weihen ihr Leben dem Wohlstand ihrer Gemeinschaft, und sie übersehen Gott soviel wie möglich. Mein Vater pflegte wegen der Mönche immer den Kopf zu schütteln und versuchte doppelt so eifrig, sie zu übervorteilen. Er täte das zu ihrem eigenen Guten, sagte er dann immer – er erleichterte sie um einige überflüssige Besitztümer. Er erklärte mir dann immer, das sei nicht die Schuld der Kirche, sondern die Schuld der Männer, die die Kirche führten. Wo auch immer der Fehler liegen mag, die Mönche versuchen immer mehr, ihren Gästen für die Gastfreundschaft einer einzigen Nacht mehr abzunehmen als Bauern oder Städter. Manche Leute, die durch die Kerzen und den Gesang in ehrfürchtige Stimmung versetzt sind, zahlen das auch. Ich sorgte dafür, daß wir in Maeldyfi nicht zuviel bezahlten. Natürlich zum

eigenen Nutzen der Mönche. Ich mußte ihnen zwar meine zweite Tunika geben, aber dafür bekam ich Brot und Käse für das Mittagessen des nächsten Tages wie auch Unterkunft für die Nacht und Korn für die Pferde. Gawain hatte keine zweite Tunika abzugeben – meine Mutter hatte seine für nicht flickenswert befunden –, und verlegen versprach er mir eine bessere als die alte, wenn wir Camlann erreichten.

Die Mönche waren hungrig nach Neuigkeiten aus der Welt, denn im Winter hatten sie nur wenige Besucher. Sie behandelten uns viel gastfreundlicher als der Töpfer. Aber Gawain war bei den Mönchen genauso mißtrauisch wie bei dem Städter, und wieder bestand er darauf, bei den Pferden zu schlafen. Mir fiel ein, daß der Pendragon im allgemeinen bei den Mönchen nicht beliebt war. Er hatte darauf bestanden, daß sie den Krieg entweder dadurch unterstützten, daß sie Tribut zahlten, oder dadurch, daß sie die Sachsen bekehrten. Da die Mönche wegen des großen Risikos nicht gewillt waren, die Sachsen zu bekehren, zahlten sie. Und sie haßten. Gawain, das bemerkte ich, vermied es wieder, seinen Namen oder seinen Dienstherrn zu erwähnen.

Früh am nächsten Morgen verließen wir Maeldyfi. Wir nahmen die Straße nach Süden Richtung Baddon, das etwa achtzehn Meilen von Maeldyfi entfernt liegt. Die Ländereien meiner Familie liegen so fünfzehn Meilen westlich der Straße und ungefähr genauso weit nördlich von Baddon. Ich begann nach dem wohlbekanntem Feldweg Ausschau zu halten, der nach Hause führte, und ich hatte ein seltsames Gefühl, als wir die gleiche Straße wieder hinabritten, die wir erst vor ein paar Tagen hergekommen waren. Diesmal wußte ich, daß sich alles verändert hatte und daß ich mein Pferd nicht mehr auf den Feldweg lenken würde.

Gawain begann zu singen, nachdem wir Maeldyfi verlassen hatten. Nach einer Weile hielt er mit seinen Versen inne und ließ sein Pferd langsamer gehen, bis es neben meinem war. Er sagte nichts, und ich war genug mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, also stellte ich keine Fragen. Später am Morgen, ungefähr um die Zeit, als ich zum erstenmal an Mittagessen zu denken begann, brachte Gawain plötzlich sein Pferd zum Galoppieren und hielt auf den Wald zu, der neben der Straße lag. Erstaunt zügelte ich Llwyd und schaute hinter Gawain her, und erst jetzt sah ich den Pfeil, der aufrecht im Schnee auf der Straße steckte. Einen Augenblick lang verstand ich nicht, wo er hergekommen war. Dann dachte ich:

»Banditen«, und schaute wieder zu Gawain hinüber.

Das Gebüsch war neben der Straße geschlagen worden, und Gawain war schon halbwegs bis zur Reihe der Bäume gekommen. Sein weißer Hengst sah wie ein Falke aus, der auf eine Schwalbe niederstößt, er brach rechts und links aus, um dem Bogenschützen kein Ziel zu bieten, ein herrliches Bild der Geschwindigkeit. Seine Mähne tanzte wie Licht auf dem Wasser. Jemand schrie, und dann stolperte eine Gestalt aus dem Wald und stürzte. Ein Speer – Gawains Speer – ragte aus ihm hervor. Ich glaube, ich habe geschrien. Ich weiß, ich muß Llwyd die Hacken in die Seiten geschlagen haben, und ich bin auf den Kampf zugeritten, obwohl ich nicht wußte, was ich tun sollte. Aber irgendwie glaubte ich, ich müßte ihm Einhalt gebieten, als ob es sich um einen Streit unter meinen Vettern gehandelt hätte. Aber es rannten jetzt noch andere Männer aus dem Wald. Sie brüllten. Es waren Männer in zeretzten Umhängen, die Wurfspere und Bogen bei sich hatten. Noch ein weiterer torkelte zurück, aufgespießt auf einen Speer. Dann kam etwas wie ein Blitz und fegte über den Horizont. Gawain hatte sein Schwert gezogen, und es flammte von Licht.

Noch mehr Geschrei ertönte. Ich glaube, einige der Räuber haben wohl versucht zu fliehen, aber sie hatten keine Chance. Einzelne versuchten zu kämpfen, aber es war nutzlos.

Llwyd rannte wie ein Pferd in einem Alptraum. Er kroch geradezu über den Schnee. Aber endlich erreichte ich den Rand des Waldes und wußte noch immer nicht, was ich tun sollte. Blut und sterbende Männer waren anscheinend überall. Ihre Augen starrten zu mir auf, reflektierten die Morgensonne. Später begriff ich, daß nur sechs Räuber in der Gruppe gewesen waren, aber in dem Augenblick, als ich am Waldrand ankam, schienen es mir mindestens fünfzig zu sein. Die Schatten, die das brennende Schwert warf, schwangen wild über den Schnee.

Ein Mann drückte sich gegen einen Baum und hielt seinen Speer bereit. Ich hatte Zeit, ihn anzuschauen. Sein Gesicht war weiß über dem braunen Bart, aber seine Augen waren schrecklich dunkel, und er hielt den Blick auf das Schwert geheftet. Gawain schwang sein Pferd herum, und der Hengst kam wieder zurück, so herrlich wie Feuer und Wind. Er stieg und flog auf den Räuber zu.

»Nicht!« schrie ich, denn ich konnte es nicht mehr ertragen. »Herr, nicht!« Und irgendwie trieb ich mein Pferd an Gawain heran und ergriff seine Schwerthand.

Gawains Kopf fuhr herum, als ich schrie, und unsere Blicke begegneten sich, als ich sein Handgelenk packte. Während ich ihn anschaute, wurde mir angst und bange. »Ich werde verrückt in der Schlacht«, hatte er gesagt. Trotz all seiner Worte, die er dazu gesagt hatte, dachte ich an Berserker, an Männer, die aus dem Mund schäumen und wie Hunde toben, wenn sie kämpfen. Ich hatte gedacht, er hätte das mit seinen Worten gemeint. Aber Gawain war kein Berserker. Er lächelte, und sein Lächeln war nicht wild oder ironisch, sondern es drückte eine Art ekstatischer Freude, ja, sogar Liebe aus. Ein Licht, eine Begeisterung lag auf seinem Gesicht, die ich auf einem anderen menschlichen Gesicht noch nie entdeckt hatte. Seine Hand war hoch erhoben, um den Schwertschlag auszuführen, und ich wußte, es bedeutete ihm nichts, ob er tötete oder nicht. Denn in diesem Wahnsinn war der Unterschied zwischen Tod und Leben dünner selbst als die Schneide eines Schwertes. Er konnte mich töten, wo ich stand, und es noch nicht einmal bemerken. Irgendwie war es nicht die Todesgefahr, die mich entsetzte, sondern die völlige Fremdheit in seinen Augen. Ich wußte, als ich diesen Blick sah, warum Menschen, die Engel gesehen haben, sich so sehr fürchten.

»Gawain«, sagte ich. Seine Schwerthand, die ich umfassen hielt, bewegte sich nicht, aber seine Lippen teilten sich, als ob er etwas sagen wollte. »Mein Herr«, wiederholte ich.

Langsam schwand der Glanz aus seinen Augen, und eine Art erstaunter Verwirrung zeigte sich darin. Er senkte den Blick, das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht, und er blickte nach unten. Sein Arm entspannte sich, und ich ließ seine Hand los. Das Licht war aus dem Schwert verschwunden, es war jetzt nur noch ein Stück scharfkantiges Metall, das kalt in der Wintersonne glänzte.

Gawain senkte das Schwert, bis es auf den Boden zeigte. Dann trieb er sein Pferd von dem Räuber weg, ohne mich anzuschauen. Der Bandit starrte ihn an, senkte den Speer. Dann, ganz plötzlich, schleuderte er die Waffe beiseite und warf sich aufs Gesicht in den Schnee. Er begann um Gnade zu betteln und sprudelte seine Bitten heraus. Ich schaute mich um und sah, daß um uns her im Schnee nur Leichen waren. Fünf Leichen.

»Setz dich«, sagte mein Herr mit gleichmäßiger Stimme. Der Räuber rappelte sich auf. »Komm, setz dich.« Der Mann erhob sich auf die Knie und starrte uns an. Seine Lippen zitterten, sie waren blau vor Kälte. »Warum hast du uns eben auf der Straße töten wollen?«

Der Mann leckte sich über die Lippen. »Um Geld«, sagte ich. Der Mann nickte zustimmend mit dem Kopf.

»Großer Fürst«, sagte er, »ich habe kein Land.«

»So, du hast kein Land? Dann solltest du dir ein anderes Handwerk suchen als das Morden. Welches ist dein Clan?«

Er leckte sich die Lippen wieder. »Ich habe keinen.«

»Weil du verbannt worden bist, weil man dich aus deiner Familie ausgestoßen hat, weil du einen Verwandten ermordet hast?«

Er starrte uns an, wackelte dann wieder mit dem Kopf. Die meisten Räuber sind aus ihrer Familie ausgestoßen.

Gawain seufzte. »Gibt es einen Grund, warum ich dich nicht töten sollte?«

»Großer Fürst, ich bin ein armes Schwein. Ich bin hilflos. Und du, du bist der Herr Gawain... Ja, ja, ich habe deinen Diener so sagen hören, und wer sonst hat solch ein Schwert und solch ein Pferd und kämpft *so* gewaltig? Ist es recht, großer Herr und Meister, daß ein Falke eine Schmeißfliege schlägt?«

»Ja, wenn die Schmeißfliege ihn belästigt. Steh auf. Komm, steh jetzt auf. Ich werde dich nicht töten.« Der Räuber stand auf und zitterte. »Deine Begleiter hier, die sind tot. Hast du noch andere in deiner Bande?«

»Nur noch einen, Fürst. Er ist krank.«

»Dann nimm das, was du an Beute hast, und nimm auch diesen Leichen weg, was du willst. Kauf Ochsen damit. Genug Land liegt brach. Und wenn du nicht Bauer werden willst, dann such dir ein Handwerk, du und der andere. Die Sachsen sind besiegt, Mann, und mein Herr, der Pendragon, sendet schon Männer aus, die die Wölfe jagen sollen, Wölfe wie du, die an den Straßen lauern. Hast du mich gehört?«

»Ich höre dich, großer Fürst.«

»Dann danke deinem Gott, daß du noch lebst, und unternimm etwas, damit du nicht noch einmal so in Bedrängnis gerätst, in einem Kampf, wo alle Chancen gegen dich stehen. Noch einmal wird man dir keine Gnade zeigen.« Gawain wendete Ceincaled und ritt im Galopp davon. Ich folgte ihm. Ich schwieg und wunderte mich. Ich hatte schon geglaubt, daß ich Gawain kannte. Ich hatte ihn für einen sanften, übersensiblen Menschen gehalten, der tapfer, ehrenhaft und viel zu verantwortungsbewußt ist. Ich hatte vergessen, was ich als erstes über ihn erfahren hatte: daß er der tödlichste Reiter in ganz Britannien war, Artus' Schwerthand auf fast zahllosen

Schlachtfeldern. Ich sagte mir, während ich hinter ihm herritt und seinen roten Mantel anschaute, daß diese Tödlichkeit seine Sanftheit und Selbstbeherrschung nur um so größer machte. Aber mir war übel. Trotz all der Lieder, die ich gehört hatte, war mir nie klargeworden, was es bedeutet, Männer im Kampf sterben zu sehen, und die Blicke der fünf Leichen brannten noch immer in meinem Gehirn wie glühende Kohlen.

Eine halbe Stunde ritten wir so, und dann ließ Gawain sein Pferd neben mir laufen. Er trug noch immer das nackte Schwert in der Hand, und Blut war an der Klinge. Er hob mir das Heft in einer kleinen Geste entgegen. »Rhys, hast du irgendwas, womit ich mein Schwert säubern könnte?«

Schweigend hielt ich an, saß ab und holte aus meinem Packen ein Tuch, das meine Mutter mir zum Reinigen des Pferdegeschirrs eingepackt hatte. Gawain saß auch ab, rieb sein Schwert mit Schnee und trocknete dann die saubere Klinge mit dem Tuch meiner Mutter. Er ließ das Schwert zurück in die Scheide gleiten. Das Gold und der Rubin des Hefts glitzerten, während er mir das Tuch zurückreichte. Nur ein ganz kleiner Fleck von Menschenblut war auf dem Stoff. Ich schaute den Fleck einen Augenblick an, steckte dann das Tuch wieder in meinen Packen und stieg auf mein Pferd. Ich nahm Llwyds Zügel, und dann bemerkte ich, daß Gawain noch stand und ein wenig die Stirn runzelte.

»Hast du irgend etwas?« fragte er.

Ich umklammerte die Zügel fest, und Llwyd wurde unruhig und scheute ein wenig zur Seite. Gawain ergriff ihn am Zügel, und das Pferd wurde plötzlich sehr nervös und legte die Ohren zurück. Es rollte die Augen und schnaubte. Ich konnte den Grund erkennen.

»An deiner Hand ist auch Blut«, sagte ich zu ihm. Gawain warf einen Blick auf die Hand und ließ sie vom Zügel sinken, so daß der Geruch mein Pferd nicht mehr beängstigte. Er bückte sich, nahm noch etwas Schnee auf und säuberte auch seine Hände.

»War es das?« fragte er, ohne mich anzuschauen.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich schaute auf die Zügel, und Gawain trocknete seine Hände am Umhang ab, rieb sie dann zusammen, um sie zu wärmen, und wickelte sie in den Stoff ein.

»Herr«, sagte ich endlich, »ich habe noch nie gesehen, wie ein Mann getötet wurde. Aber gerade habe ich gesehen, wie du fünf Männer umgebracht hast. Ich bin ein Narr, denn ich weiß, sie hätten uns umgebracht, und ich wußte auch von Anfang an, daß du schon

viele getötet hast. Trotzdem, es macht mich krank, sie tot zu sehen, und du wischst dein Schwert ab und lächelst.«

Gawain schaute mich einen Augenblick gedankenverloren an. Dann ging er hinüber zu seinem Pferd und sprang ganz leicht in den Sattel. »Und es waren auch arme Kerle, nicht?« Er zog sich den Mantel um die Schultern, und das Schwert verschwand unter seinen Falten. Dann nahm er mit festen Händen die Zügel. »Es waren Gesetzlose, aus Elmet, die im Norden gehungert haben. Deshalb kamen sie nach Süden und hofften, es hier besser zu treffen, wo die Straßen besser befahren, aber nicht so befahren sind, daß sie gefährlich wären. Es waren kaum gleichwertige Gegner für mich, es waren Männer, die kaum eine Chance hatten.«

Ich hatte schon von Leuten aus dem Norden gehört, die im Winter nach Süden kamen, um hier zu rauben. Also nickte ich. Wenn mein Vater im Winter reisen mußte, dann mied er fast immer die guten Straßen. Ja, ich hatte sogar gehört, daß Reisende von Räubern auf den südlichen Straßen ermordet worden waren. Leute aus Familien, die ich kannte. »Herr, ich weiß, die Räuber müssen schon oft Unschuldige umgebracht haben. Es war ihnen auch gleichgültig, ob der Kampf fair war oder nicht.«

»Aber uns sollte es nicht gleichgültig sein.« Gawain berührte Ceincaleds Flanken und ritt im Schritt los. Er starrte die Straße hinunter. Er sah müde aus. »Wenn ich für meinen Herrn, den Pendragon, und für Britannien und für das Licht kämpfen soll, dann sollte es mir nicht gleichgültig sein.« Er schaute mich wieder an. Er lächelte ein wenig, er sah fast fragend aus. »Und dennoch: Es ist nicht recht, sie weiterhin morden zu lassen, wenn ich es verhindern kann. Ich habe den Mann heute laufenlassen. Vielleicht tötet er heute nachmittag jemand anderen, weil er heute morgen nicht gestorben ist.«

Ich schaute Llwyds Hals an und verflocht meine Finger mit seiner groben Mähne. Wenn der Bandit heute nachmittag jemanden umbrachte, war ich zum Teil dafür verantwortlich, denn ich war derjenige, der Gawain davon abgehalten hatte, den Räuber zu töten. Was war, wenn jemand, den ich kannte, jemand aus einem Hof in der Gegend, diese Straße benutzen mußte? Was war, wenn jemand aus meiner Familie das sein sollte? »Aber vielleicht kauft der Mann auch ein paar Ochsen. Hier ist Land genug, das bearbeitet werden muß.«

»Vielleicht auch nicht.« Gawain schaute wieder die Straße

hinunter. »Nun, ich habe die anderen fünf getötet, und den letzten habe ich in Schrecken versetzt. Vielleicht reicht das. Ich sehe nicht, wie ich etwas anderes hätte tun können, als sie zu bekämpfen.«

Das stimmte. Er hätte nicht einfach still dasitzen und es den Räubern erlauben können, uns beide umzubringen.

»Ich weiß nicht«, sagte Gawain abrupt. »Ich bin jetzt an das Kämpfen und Töten gewöhnt. Ich denke mir nicht viel dabei, es sei denn, jemand fragt mich. Und ich erinnere mich auch nicht daran, wen ich getötet habe. Nur Bran. An den erinnere ich mich. Aber den habe ich auch aus persönlichen Gründen umgebracht, und die anderen töte ich, weil ich muß. Ein Diener des Lichts gab mir ein Schwert, und es ist dazu da, benutzt zu werden. Wenn die Finsternis zurückgeschlagen werden soll, dann doch sicherlich mit dem Schwert, oder nicht? Ich bin bereit, für meinen Herrn zu töten, zu ordnen und zu verteidigen, und dennoch weiß ich nicht, ob es wirklich recht ist. Aber ein anderer Weg steht mir nicht offen. Deshalb muß ich kämpfen und dem Himmel das andere anvertrauen.«

Aus irgendeinem Grund fühlte ich mich ungeheuer getröstet. »Du bist im Recht. Wenn ich für die Zivilisation kämpfen will, dann sollte ich mich wohl am besten an alles gewöhnen. Verzeih mir, mein Herr.«

Gawain warf mir einen seltsamen Blick zu, dann lächelte er. Ich lächelte zurück. Unter einem klaren Himmel ritten wir weiter. Die Sonne stand in der Mitte des blauen Bogens, und der Schnee glitzerte um uns her. Gawain begann zu singen, ein langsames, melancholisches Lied auf irisch, und seine Stimme klang reich und klar in der Stille, die über dem Wald lastete. Eine seltsame Welt, dachte ich, und die Menschen darin sind das seltsamste. Eine komplizierte Welt, wo Handeln vielleicht falsch handeln bedeutet und wo nicht zu handeln noch schlimmer ist. Es würde dauern, bis ich mich daran gewöhnt hatte.

6

Gawain wollte jetzt nach Camlann, und von Maeldyfi hatte er vor, bis nach Ynys Witrin zu kommen, das gute fünfzig Meilen entfernt lag. In Ynys Witrin konnten wir von dem Herrn des Ortes Gastfreundschaft fordern, und er würde sie dem Neffen des Pendragon auch gezwungenermaßen reichlich anbieten. Aber Llwyd war müde, er konnte nicht mehr so schnell, und die Entfernung war zu groß – so sagte ich wenigstens. Schließlich verbrachten wir die Nacht auf einem Bauernhof, ungefähr zehn Meilen südlich von Baddon. Mit dem Bauern war schlecht handeln. Er war nicht gewillt, auch nur irgendein Teil von unseren Gütern anzunehmen, bis Gawain den goldbesetzten Stirnriemen von Ceincaleds Geschirr abmachte. Da bot der Bauer uns mehr, als wir brauchten, denn er wollte noch mehr Gold. Ich nahm zwei bronzene Armreifen und einen silbernen Ring zum Ausgleich – kein besserer Handel, als der andere sich erhofft hatte – und Gawain knotete ein Stück Seil ein, um den Stirnriemen zu ersetzen. Aber er war nicht erfreut darüber. Lieber hätte er seine ganze eigene Ausrüstung verkauft, als das Geschirr des Pferdes anzurühren.

Am nächsten Tag ritten wir weiter nach Camlann. Kurz nach Mittag erreichten wir die Festung. Am Vormittag bogen wir von der Römerstraße auf die unbefestigte Straße ab, die durch Ynys Witrin führt und durch die Sumpfwiesen. Über die unregelmäßigen Hügel, die den Horizont ausfüllen, kamen wir gut voran. Das Land um uns her war dicht besiedelt. Es gab keinen Wald, und die Felder waren gut bestellt. Es war wieder ein strahlender, klarer Tag, und Schafe und anderes Vieh waren auf den Weiden. Dadurch bekam das Land einen fröhlichen, bewohnten Anblick, der uns nach der langen Straße und dem Wald sehr willkommen war. Während wir nach Westen ritten, nahm Camlann langsam über den Hügeln der Umgebung Form an. Es schien größer zu werden, während wir näher herankamen. Gawain drängte sein Pferd zum Trab, dann zum kurzen Galopp, und das Pferd bewegte sich mit leichtem Schritt und aufgerichteten Ohren. Ceincaled wußte genau, wohin er ging. Llwyd war nicht so begeistert, aber er folgte dem anderen Tier. Er hatte sich daran gewöhnt.

Die Festhalle war deutlich vor dem Himmel zu sehen. Sie

bekrönte den großen Hügel. Erst als ich sie bemerkt hatte, erkannte ich auch die Mauern und die Ringwälle und Grabenbefestigungen der Festung. Aber die Wälle waren gewaltig genug, als wir herankamen, und die Mauern waren in gutem Zustand, anders als die Mauern der Städte, die ich schon gesehen hatte. Auch das Tor war neu, und nur ein einziger Wachturm stand darüber. Es war aus Eiche und Eisen gebaut. Aber es öffnete sich schon, ehe wir herangekommen waren, und Gawain zügelte sein Pferd direkt dahinter, um die Wachen zu begrüßen. Sein Hengst tänzelte, weil er wirklich nach Hause wollte. Ich nahm Llwyd zurück, der von seinem Lauf schwitzte. Beide Wachen, die am Tor postiert waren, kamen vom Wachturm herunter und riefen Gawain zu.

»Hunderttausendmal willkommen zu Hause!« sagte einer von ihnen. »Wir haben uns schon gefragt, wen wir aussenden könnten, um deinen Tod zu rächen. Dein Bruder sagte, nein, es sähe dir ähnlich, im Winter zu reisen. Aber als es um die Rache für dich ging, da war er der Eifrigste von allen.«

Gawain lachte. »Wirklich? Das sieht meinem Bruder ähnlich. Geht's ihm gut? Auch meinem Herrn Artus? Und der Königin?«

Ja, ja, es ging ihnen allen gut, und es gäbe auch Neuigkeiten. Gewisse Dinge seien passiert, und Ceï hätte zu Agravain gesagt - »aber das hörst du ja alles noch früh genug« - , der Wachposten unterbrach sich selbst - »und der Tag ist zu kalt, um herumzustehen und zu reden. Ich sehe dich heute abend, beim Fest.«

»Gibt es ein Fest heute abend?«

»Jetzt ja. Denn es gibt jetzt keine Ausrede mehr wie in den letzten zwei Wochen. Oh, wer ist denn der Kerl, den du da bei dir hast?«

»Mein Diener. Rhys ap Sion.«

Der Wachposten zog eine Augenbraue hoch und schaute mich an, als ob ich ein neuerworbenes Pferd wäre. »Gawain der Goldenzüngige hat einen Diener angenommen? Hast du denn vor, am Ort zu bleiben?«

Gawain lachte einfach. Ich war bereit, dem Wachposten zu sagen, daß das gar nicht stimmte und daß ich in Camlann einen anderen Herrn finden wollte. Aber der Mann fuhr fort: »Gut für dich, Diener. Viel Glück! Ich hoffe, du liebst es zu reisen.«

Gawain lachte noch einmal, wünschte dem Posten eine gute Wache und ließ Ceïcaled den steilen Hügel im kurzen Galopp hinauflaufen.

Camlann ist eine gewaltige Festung. Siebenhundert Männer sind in Artus' Familie, und fast vierhundert davon schlafen in der Festhalle, während die anderen Häuser innerhalb der Festung haben. Einige der Männer sind verheiratet und haben ihre Familien in Camlann. Außer diesen Kriegern haben auch noch die Diener und ihre Familien in der Festung ihr Zuhause und neben ihnen die Ärzte, Schmiede, Zimmerleute und Maurer, die Pferdeknechte, Ausbilder und Pferdezüchter und all die Handwerker, die innerhalb der Festung angesiedelt sind. Es werden auch einige Felder angebaut, und Vieh weidet auf den Feldern ringsumher. Schafherden, ein paar Schweine und Hühner werden in Camlann selbst gehalten, und auch Gemüse wird dort gezogen. Der Rest der Nahrungsmittel – all das Korn und ein großer Teil des Fleisches – muß eingekauft werden. In einer Festung dieser Größe verbraucht man sehr viel Korn, denn Schlachtrösser brauchen mehr Korn als normale Reitpferde. Es verlangt sehr viel Aufmerksamkeit, damit die Vorräte hereinkommen. Reichtum muß dasein und ein sicherer Markt, so daß die Leute ihre Waren antransportieren können. Von den anderen Königen in Britannien muß ständig die Tributzahlung einfließen, und die anderen Könige ihrerseits nehmen Tribut von den Clans, die ihnen Untertan sind. Das bedeutet, daß der Frieden durch die Autorität und Macht des Kaisers gesichert werden muß. Aber diese Macht und Autorität und dieser Frieden existierte, und Camlann war nicht nur riesig, sondern es gedieh. Ich schaute mir die Menschen an, denen wir auf dem Weg den Hügel hinauf begegneten. Ein Mädchen ging vorsichtig durch den Schnee und trug einen Korb voll Eier. Ein paar Jungen rannten vorüber und schleuderten einander mit wildem Kriegsgeschrei Schneebälle zu. Ein Mann hackte Holz. Zwei Frauen standen in einer Tür und tauschten Klatsch aus. Die meisten der Menschen winkten oder riefen uns fröhliche Worte zu, und ich dachte an die Trübseligkeit und Bitterkeit von Caer Ceri und Caer Gloeu. Ich wußte, daß ich doch recht hatte, wenn ich nach Camlann wollte.

Die Ställe in Camlann schließen sich an die Festhalle an, und dorthin ritten wir zuerst. Wieder wurde Gawain mit Freuden begrüßt. Als wir absaßen, wurde ihm sehr viel auf die Schulter geklopft, und Scherze wurden ausgetauscht. Ich kannte keinen, und alle waren zu beschäftigt, um sich um mich zu kümmern. Also lungerte ich herum und lächelte, um anzudeuten, daß mir das alles gefiel.

Gawain reichte Ceincaleds Zügel einem der Pferdeknechte und

sagte: »Du kannst dich nur dieses eine Mal um ihn kümmern, Celli. Ich will meinen Herrn begrüßen und meine Brüder. Ceincaled hatte heute morgen schon ein bißchen Korn, aber in den letzten Monaten habe ich ihn hart rangenommen, und mehr Futter würde ihm nichts schaden. Ach, du weißt das ja selbst. Aber er braucht einen neuen Stirnriemen, einen guten, wenn einer da ist.«

Der Pferdeknecht nahm die Zügel des Tieres, als ob sie mit Diamanten besetzt wären, und grinste. Gawain nahm sich die Satteltaschen und hängte sie über die Schulter. Ich beeilte mich, das gleiche mit meiner Ausrüstung zu machen. Einen Augenblick stand ich da, während ich Llwyd am Zügel hielt, und versuchte mir zu überlegen, was ich mit meinem Pferd machen sollte. Dann erinnerte sich Gawain wieder daran, daß ich da war, und stellte mich noch einmal als »Rhys ap Sion, meinen Diener« vor. Wieder wurden mir neugierige Blicke zugeworfen, aber jemand nahm mein Pferd. Gawain ging mit schnellem, eifrigem Schritt aus dem Stall. Er hinkte nur ein wenig. Ich mußte fast rennen, um mit ihm Schritt zu halten, obwohl er seine Speere und seinen Schild wie auch sein Gepäck trug und das Kettenhemd noch auf dem Leib hatte, das keine leichte Last ist.

Die Halle in Camlann hat ein hohes Dach, und im Sommer nisten unter den Balken die Schwalben. Fackeln, die in Haltern an den Wänden stecken, brennen selbst bei Tag, und im Winter halten die Feuer in den Herdgruben, die in der Mitte der Halle liegen, den Ort warm. Es ist immer dämmerig darin, und gewöhnlich glitzert es, denn es ist voller weißgekalkter Schilde, die an den Wänden hängen, und es sind Speere da und Krieger, die Schmuck tragen. Als wir eintraten, war der riesige Raum halb voller Männer, die irgendein Brettspiel oder Würfel spielten, sich unterhielten oder einem Harfner zuhörten. Die schläfrige, bequeme Atmosphäre herrschte dort, die Winternachmittagen eigentümlich ist. Niemand bemerkte uns eigentlich, als wir hereinkamen. Gawain stellte seine Satteltaschen neben der Tür ab und lehnte seine Speere sorgfältig daneben. Während er seinen Schild abschnallte, schaute jemand herüber, sprang dann auf und rief: »Gawain!« Sofort waren alle auf und umringten uns.

Die Begeisterung des Willkommens, den uns die Wachen am Tor geboten hatten, wirkte hier auf einmal ziemlich mäßig. Ein paar Begrüßungen allerdings waren auch hier besonders heftig. Ein hochgewachsener Mann mit leuchtendem goldenen Haar und Bart

und brennenden blauen Augen schob sich zwischen den anderen Kriegern durch und warf die Arme um Gawain. Er rief etwas auf irisch. Mein Herr umarmte ihn auch und begann mit ihm in der gleichen Sprache zu sprechen. Das einzige Wort, das ich verstand, war der Name »Agravain«, und mir wurde klar, daß dies sein Bruder sein mußte. Die beiden sahen sich nicht sehr ähnlich. Nach dem, was ich gehört hatte, benahmen sie sich auch nicht ähnlich, und Agravain war bekannt und berühmt als Fußkämpfer.

Während Gawain hastig auf seinen Bruder einredete, lungerte ich an der Tür herum und lächelte, um anzudeuten, daß mir alles noch immer gefiel, obwohl ich so langsam die Begrüßungen satt hatte. Ich fragte mich, ob uns wohl jemand Essen anbieten würde, denn seit der Morgendämmerung hatten wir keins mehr gesehen. Nach kurzer Zeit bemerkte ich einen leichtgebauten, dunkelhaarigen, ernst aussehenden Mann, der uns beobachtete. Er war unauffällig gekleidet. Nur eine silberne Kette um seinen Hals zeigte seinen hohen Rang an. Ich lächelte, und er lächelte zurück und kam herüber zu mir.

»Meinen Gruß«, sagte er höflich. »Suchst du jemanden, Mann?«

»Noch nicht, Herr. Ich bin Gawain ap Lots neuer Diener, und ich warte darauf, daß er alle endlich begrüßt hat.«

Der Mann schaute mich mit Interesse an. »Gawains Diener. Das ist bei Gawain sehr unerwartet.«

»Das habe ich auch schon gehört. Eigentlich, Herr, bin ich nur zeitweise sein Diener. Er hat mir gesagt, er würde mir in Camlann eine Stellung besorgen, als ich ihn darum bat, mich hierherzubringen.«

»Du hast ihn drum gebeten?«

Ich stellte fest, daß ich grinste. »Nun, Herr, er hat bei meiner Familie gewohnt, also habe ich die Chance genutzt. Ich wollte schon immer hierherkommen.«

»In der Tat«, begann der andere, und er hätte mich noch mehr gefragt, aber Gawain riß sich von der Menge los und umklammerte den Arm meines Gegenübers.

»Bedwyr«, sagte er. »Hier bist du also. Wie geht es dir?«

Ich starrte den Mann an und versuchte zu glauben, daß er der war, der er sein mußte. Allerdings fehlte ihm die Schildhand. Bedwyr, der Mann, den der Kaiser zu seinem Feldherrn gemacht hatte, nachdem er schon jahrelang Führer der Reiterei gewesen war. Bedwyr, der engste Ratgeber des Pendragon. So ruhig, so unauffällig

hatte ich ihn mir nicht vorgestellt.

Er lächelte Gawain an. Es war ein tiefes, frohes Lächeln, das bis zu seinen Augen ging. »Alles ist in Ordnung. Camlann ist noch immer das gleiche. Aber wie geht es dir? Hast du gefunden, was du gesucht hast?«

Mein Herr hörte auf zu lächeln, und er schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Es muß noch einmal versucht werden.«

Bedwyr warf ihm einen bedächtigen Blick zu. »Dann sieh zu, daß es im Sommer versucht wird. Ich glaube, diese Winterreise hat dich erschöpft.«

Gawain lachte. »Das liegt nur daran, daß ich von zu Hause weg war. Wo ist mein Herr Artus?«

»In seinem Zimmer. Er redet mit einem Boten aus Gallien über die hiesige Situation und über Handel. Wenn du ihn sprechen willst – die Unterredung ist nicht dringend.«

»Ich werde auf ihn warten. Wo ist denn Cei?«

»Der jagt. Es war ihm langweilig.«

»Das kann ich mir vorstellen. Es ist ja keiner da, mit dem er kämpfen kann.«

Agravain drängte sich wieder durch die Menge zu Gawain hinüber und packte ihn am Ellbogen. »Da du auf Artus warten willst, mußt du mit mir ein Glas Wein trinken und uns sagen, wo du gewesen bist.« Er zog seinen Bruder zum nächsten Tisch hinüber und rief nach Wein. Bedwyr schaute wieder mich an.

»Warum wolltest du denn hierherkommen, Gawains Diener?« fragte er mich.

Ich schaute ihn an. Er war ruhig und gelassen und widmete mir seine Aufmerksamkeit. Ich sprudelte heraus: »Herr, ich wollte dem Licht dienen.«

Bedwyr nickte gedankenvoll. »Ein sehr guter Grund. Willkommen also in Camlann.« Er drehte sich um und schlenderte hinüber zu dem Tisch, wo Gawain jetzt vor einem Glas Wein saß, umringt von Freunden. Sein Bruder redete auf ihn ein. Ich folgte zögernd. Gawain blickte auf, um Bedwyr willkommen zu heißen, dann bemerkte er mich und stellte eilig sein Glas hin. »Rhys! Dich hatte ich ganz vergessen. Agravain, das ist mein neuer Diener, Rhys ap Sion.«

»Ein Diener?« Agravain schaute mich wild an. »Gut. Ich hab' dir schon vor Jahren gesagt, du brauchst einen. Versteht er was von Pferden?«

»Um Ceincealed soll er sich nicht kümmern«, sagte Gawain lächelnd. »Das tut niemand außer mir selbst. Ob das nun ziemlich ist oder nicht. Aber Rhys ist ein kluger Mann, mein Bruder. Er übervorteilt beim Handeln sogar Städter, daß sie hinterher fluchen und die Klugheit und den Geschäftssinn der Krieger des Pendragon bewundern.«

»In deinem Fall irren sie sich aber.« Dennoch schien der andere erfreut über den Gedanken zu sein, daß Städter übervorteilt wurden. »Na, Diener, dann geh, und hol deinem Herrn was zu essen.«

Ich schaute mich um und fragte mich, wohin ich wohl gehen mußte, um das zu tun. Ich fragte mich auch, warum Agravain mir das aufgetragen hatte, aber Gawain nahm die Füße von der Bank und rief aus: »Aber nein. Komm hierher, Rhys, und trink einen Schluck Wein. Agravain, er ist ein riesiges Stück geritten, und das in schlechtem Wetter, seit er sich mir angeschlossen hat. Und er ist noch nie in Camlann gewesen. Soll er denn jetzt herumrennen?«

Agravain zuckte die Achseln, brüllte nach einem anderen, der das Essen holen sollte, und ich, der ich gezögert und mich nach dem Herrn Bedwyr umgeschaut hatte, kam näher und setzte mich auf die Bank zu Gawains Füßen. Ich fühlte mich sehr fehl am Platze. Ein magerer Krieger mit einem langen Gesicht reichte mir einen Becher Wein, und Agravain begann wieder von all dem zu erzählen, was die Krieger der Familie getan hatten, seit sein Bruder weggeritten war. Ich hielt den Becher vorsichtig und schaute ihn an. Glas, wie Wein, ist ein großer Luxus, und keins von beiden wird heutzutage noch in Britannien hergestellt. Der Becher war blaugrün, und auf seiner Oberfläche lag ein Glanz, und der rote Wein schimmerte purpurn durch das Glas hindurch. Ich nippte das Zeug sehr vorsichtig und versuchte mich zu entscheiden, ob es mir nun schmeckte oder nicht. Ich hatte noch nie Wein getrunken, außer manchmal ein wenig bei der Messe, aber der Maßwein war nicht heiß, und er war auch nicht mit Gewürzen versetzt gewesen.

Agravain und die anderen Krieger redeten weiter, von Gawain durch eifrige Fragen angefeuert. Ein Diener kam und stellte eine Platte voller Fleisch und Brot vor meinen Herrn; der brach sich eine Kante von dem Brot ab, spießte ein Stückchen Fleisch mit dem Messer auf und schob dann die Platte in meine Richtung. Er nickte zu dem, was irgendein anderer sagte. Ich warf einen Blick um mich, sah, daß niemand mich im geringsten beachtete, und begann zu essen. Das Fleisch war geröstetes Wildbret, aufwendigere Nahrung,

als ich gewöhnt war, und es schmeckte sehr gut.

Nach kurzer Zeit erzählte Gawain seinen Freunden ein wenig von seiner eigenen Reise. Der größte Teil seiner Geschichte bestand aus einem Bericht über seine Mission in Kaledonien, und er brachte es fertig, seine Irrfahrt auf der Suche nach Elidan nur sehr kurz anzuschneiden, ohne das Mädchen zu erwähnen. Von meinem Vater allerdings sprach er. Er hätte einen Kampf mit ein paar Räufern gehabt, sagte er, und deshalb wäre er gezwungen gewesen, sich Schutz für die Nacht zu suchen. Davor hatte er offensichtlich unter freiem Himmel geschlafen, und wahrscheinlich hätte er das auch weiterhin getan, wenn ich nicht dagewesen wäre. »Also ritt ich fort, durch den Wald. Ich dachte, es wäre wohl sicherer, wenn ich Dumnonia erreichte, und zufällig traf ich dann an einer Furt auf Rhys. Seinen Vater hatte ich schon kennengelernt und wußte, daß er ein guter Mann war. Also blieb ich fünf Tage auf seinem Hof. Sie sorgten dafür, daß mein Pferd beschlagen wurde, und sie flickten auch meinen Mantel. Sie boten mir eine Gastfreundschaft, um die Reisende nur beten können, und Sion ap Rhys weigerte sich, irgendeine Bezahlung anzunehmen, obwohl ich sie ihm immer und immer wieder angeboten habe.« Erstaunte Blicke wurden auf Gawain geworfen. »Sion ap Rhys, das ist ein Mann, so großzügig wie ein König, ja, großzügiger als ein König wie Maelgwyn.«

Agravain schnaufte. »Also hast du seinen Sohn zum Diener verlangt?«

Gawain schaute mich an und lächelte, wie über einen geheimen Witz. »O nein. Sein Sohn hat mich zum Herrn verlangt.«

»Ja, das sieht dir ähnlich«, kommentierte Agravain und runzelte die Stirn. Aber sein Blick ruhte mit entzücktem Stolz auf seinem Bruder. Ich fragte mich, ob Dafydd mich wohl auch so anschauen würde, wenn ich nach Hause kam, und ich zitterte.

»Und du wirst deinen Diener genauso behandeln, wie du dein Pferd behandelst«, schloß Agravain.

»Das hoffe ich nicht. Rhys mag nicht allzu gerne Hafer, nicht einmal in der Grütze.« Gawain grinste mich an.

Agravain schüttelte den Kopf und fuhr fort, und ich lauerte darauf, die Erklärung für seine Bemerkung zu hören. Aber genau in diesem Augenblick brüllte jemand an der anderen Seite der Halle: »Gawain!« und mein Herr warf fast die Bank um, so hastig stand er auf.

»Mein Herr«, sagte Gawain. Er ging den Mittelgang der Halle

hinauf. Er rannte fast dem Mann entgegen, der gerade eingetreten war. Als die beiden sich gegenüberstanden, umklammerte der andere Gawains Unterarm, und Gawain nahm seine Hand, küßte sie und preßte sie an die Stirn.

»Das freut mich wirklich«, sagte der Neuangekommene. »Endlich! Hunderttausendmal willkommen zu Hause! Wir haben dich schon seit Weihnachten erwartet; wo bist du denn gewesen? Wenn du es den anderen schon erzählt hast, dann wirst du es mir wiederholen müssen. Macsen« – sagte er zu einem Diener gewandt, »heute abend müssen wir ein Fest feiern. Geh, sag der Hohen Frau, daß Gawain zurück ist, und bitte sie, alles vorzubereiten. Sieh zu, ob du Taliesin finden kannst, und frag ihn, ob er das Epos schon fertig hat, an dem er arbeitet. Hast du gefunden, was du suchtest, Gawain?«

Gawain schüttelte den Kopf. »Es war eine kalte Spur, die sich in den Bergen von Arfon verlor. Es war ein Wort, das ich nicht wiederfinden konnte, und die Suche danach war bitter. Mein Herr, es ist gut, wieder zu Hause zu sein.«

»Und dennoch wirst du wieder suchen.« Die Stimme war ruhig, sie verlieh diesem öffentlichen Ort eine private Atmosphäre. Und sie klang überhaupt nicht forschend.

»Mit deiner Erlaubnis, mein Herr.«

»Wenn du mußt. Aber nicht mehr im Winter und allein.«

Darüber lächelte Gawain. »Wenn du besorgt darüber bist, daß ich allein gereist bin, Herr, dann wird es dich freuen zu erfahren, daß ich einen Diener gefunden habe.«

Ich war aufgestanden, sobald ich Gawain den anderen »Herr« hatte nennen hören. Und als der Mann Gawains Geste folgte und mich anschaute, da tat ich mein Bestes, um mich tief zu verbeugen. Es gelang mir nicht besonders gut. Der andere schaute mich abschätzend an, und ich schaute ihn an. Er war hochgewachsen, nicht besonders schwer gebaut, und sein hellblondes Haar begann an den Schläfen zu ergrauen. Er trug den Bart kurz geschnitten, nach alter römischer Art. Er hatte graue Augen, die weit auseinanderstanden, und sein Blick schien weiter zu reichen als bis zu dem, auf das er fixiert war. Um den Hals trug der Mann einen goldenen Halsreifen, und sein Umhang war aus kaiserlichem Purpur. Aber er brauchte den Purpur nicht, um sich als Kaiser und Pendragon von Britannien auszuweisen. Er war ein Mann von der Art, die so daran gewöhnt sind zu befehlen, daß sie es unbewußt tun, er gehörte

zu den Menschen, denen man ohne nachzudenken gehorcht.

»Du bist Gawains Diener?« fragte mich Artus. »Wie ist dein Name, Mann?«

»Rhys ap Sion, großer Herr. Vom Clan des Huw ap Celyn.«

»Vom Clan des Huw ap Celyn. Du lebst in Dumnonia, nicht? Oben, am Mor Hafren?«

»Ich... ja, großer Herr.« Ich war erstaunt darüber, daß er das wußte. Artus lächelte, eine Sekunde der Freude über mein Erstaunen.

»Auch ich bin durch Geburt Dumnonier«, erklärte er, »und jedesmal zur Erntezeit bekommen wir Weizen aus der Nähe von Mor Hafren.«

Das wußte ich, denn mein Vater fuhr jedes Jahr zur Erntezeit mit dem Wagen nach Camlann, und auch ein paar andere Hofbesitzer aus unserem Gebiet taten das. Sie verkauften Weizen, aber ich hatte nicht erwartet, daß der Kaiser das wußte. »Mein Vater, Sion ap Rhys, baut ein bißchen von diesem Weizen an, großer Herr, und er ist froh, wenn er es an den Pendragon verkaufen kann, genauso froh wie ich, weil ich hier bin.«

Artus grinste plötzlich. »Gut gesagt, Mann. Du wirst keine Schwierigkeiten haben, wenn dein Herr dich auf eine Reise mitnimmt.« Er setzte sich an den Tisch, nahm ein Glas Wein und nickte den anderen zu, sich auch zu setzen. »Und, was die Reisen betrifft, da muß ich mit dir sprechen«, sprach er jetzt wieder Gawain an. »Was die Reise nach Kaledonien betrifft, da gibt es noch ein paar Dinge, die du mir weiter erklären sollst. Lieber Gott, du brauchst keine Angst zu haben; ich werde dich noch nicht dahin zurückschicken.«

»Dafür danke ich dir, dieses eine Mal. Mein Pferd braucht eine Ruhepause.«

»Weniger als du. Freu dich. Bis der Frühling kommt, werde ich dir nichts anderes mehr zu tun geben, als Briefe zu schreiben, und außerdem sollst du mit Botschaftern konferieren, Irisch in gutes Latein und gutes Latein in Irisch übersetzen und dich um dein Pferd kümmern. Mein Freund, du warst ein Narr, als du mir den Treueeid geschworen hast.«

»Das sehe ich anders. Soll ich also keine Rechnungen führen, deine Bücher nicht in Ordnung bringen und dir auch bei den neuen Bauplänen keinen Rat geben? Wie verläuft denn die Arbeit?«

»Wenn du willst, dann werde ich dich auch das noch tun lassen, ausgenommen das Führen der Rechnungsbücher. Gwynhwyfar sagt

immer wieder, daß alle die Bücher völlig durcheinanderbrächten, sie macht es jetzt selbst. Aber die Baupläne – nun, nach dem Tauwetter beginnen wir mit dem neuen Lagerhaus. Ich habe mich entschlossen, es nicht neben das alte zu setzen, sondern weiter unten am Hügel zu bauen...«

»In der Nähe von Gereints Haus?«

»Nein, weiter östlich...« Nach ein paar Minuten war Artus es leid, das geplante Gebäude mit weinfeuchtem Finger auf die Tischplatte zu zeichnen, und sprang auf, während er Gawain anbot, ihm zu zeigen, was er meinte. Der Gedanke, in der Festung herumzulaufen, machte mir im Augenblick allerdings keine große Freude, denn meine Beine waren von dem unendlich langen Ritt noch immer schmerzhaft und verkrampft. Ich bot Gawain statt dessen an, unsere Ausrüstung überall dahin zu bringen, wo er es wünschte. Agravain meinte überraschend, er wolle mir das Haus zeigen, das er mit seinem Bruder und einem anderen berühmten Krieger teilte. Während also Artus, Gawain und Bedwyr losgingen, um den Bauplatz zu besichtigen, nahm ich die beiden Satteltaschen auf und begann, die Speere einzusammeln.

Agravain beobachtete mich ungeduldig und rief endlich aus: »Diener meines Bruders, du hast ja überhaupt keine Ahnung, wie man einen Speer trägt! Sieh mal zu.« Er nahm die Speere auf, aber ich konnte nicht den geringsten Unterschied entdecken. Dann ging er energisch weg. Ich fummelte herum, ergriff den Schild und rannte hinter ihm her. Ich ließ fast eine der Satteltaschen fallen, während ich losrannte, um ihn wieder einzuholen.

Das Haus war sehr hübsch. Es war solide aus Lehm und Flechtwerk erbaut, die Wände waren säuberlich gekalkt, und das Strohdach war dick. Es stand östlich von der Halle, und von der Tür aus konnte man die Burg von Ynys Witrin sehen, die wie ein Wachturm über der feuchten Ebene stand, die an die sächsischen Königreiche grenzt. Im Haus allerdings war alles in schrecklicher Unordnung. Bettzeug, Kleidung und Waffen lagen überall verstreut. Später fand ich heraus, daß Agravain bis zum vergangenen Jahr einen Diener gehabt hatte, aber dann war der Mann an einem Fieber gestorben, und niemand hatte seitdem das Haus wieder gereinigt. Ich stellte die Satteltaschen ab und fragte mich, wo ich wohl alles hinräumen sollte. Agravain lehnte mit tiefer Zufriedenheit die Speere an die Wand.

»So«, sagte er. »Und jetzt, Rhys, oder wie immer dein Name

auch ist...«

»Ich heiÙe Rhys.«

»Wie immer du auch heißen magst, du bist der Diener meines Bruders, und es gibt ein oder zwei Dinge, die ich dir sagen werde.«

Das wunderte mich. Er schaute mich an, während er sich die Knöchel der einen Hand rieb.

»Ich nehme an, du hast meinen Bruder dazu überredet, dich als Diener anzunehmen. Gut und schön, er braucht einen Diener. Er tut immer Dinge, die ein Krieger nicht tun sollte, und er kümmert sich gar nicht um sich selbst. Aber was er braucht, das ist ein Diener. Ein Mann, der tut, was ihm gesagt wird, und der keine Allüren hat. Du bist nach Camlann gekommen, als ob du dich für eine Art Gast hältst, und die ganze Zeit hast du am Tisch gesessen wie der edelste Krieger oder ein König selbst. Mein Bruder wird dir solches Benehmen nicht verbieten. Er neigt sogar dazu, dich so gut zu behandeln, wie er sein Pferd behandelt – wenn ich ihn auch nur ein bißchen kenne. Um dich wird er sich besser kümmern als um sich selbst, einfach weil du von ihm abhängst. Es ist eine Ehre, ihm zu dienen, Diener, vergiß das nicht.«

Ich schluckte den Zorn hinunter, der mir in die Kehle gestiegen war, und nickte. Ich versuchte, so dreinzuschauen, als ob die Ehre mich beeindruckt hätte.

»Und hör zu, Diener« – Agravain trat zu mir herüber und packte den Ausschnitt meines Mantels, während er ihn drehte, so daß ich kaum noch Luft bekam. Er drückte mich gegen die Wand. »Mein Bruder wird nichts tun, um dich für Unverschämtheiten zu bestrafen. Aber wenn du ihm schlecht dienst und ihn leer ausgehen läßt, während du im Luxus lebst, wenn du seine Höflichkeit ausnutzt – dann Sorge ich dafür, daß du so oft verprügelt wirst, wie du es verdienst. Hast du mich verstanden?«

»Ich habe dich verstanden«, krächzte ich. Der Wunsch stieg in mir auf, ihm zu sagen, daß ich ein freigebohrer Clansmann war, ein Diener aus freier Wahl. Ich hatte den Drang, ihm zu sagen, daß ich ihm seine Privilegien ins Gesicht werfen und einfach gehen konnte. Aber der Gedanke, daß ich das wirklich konnte, brachte mich dazu, daß ich den Mund hielt. Ich hatte gewählt, und ich hatte nicht erwartet, daß alle Krieger wie Gawain oder Bedwyr waren.

»Gut«, sagte Agravain und schlug mich ins Gesicht, nur um zu unterstreichen, was er meinte. Ich hatte die Faust schon oben und war bereit, ihn zurückzuschlagen, ehe mir einfiel, daß er vielleicht

alles mögliche tun konnte, wenn ich ihn schlug, und daß er ein ausgebildeter Krieger war. Außerdem hatte ich gewählt... Ich zwang meine Hand, sich wieder zu entspannen. Glücklicherweise hatte Agravain nichts bemerkt. Er schlug mich noch einmal, diesmal mit der flachen Hand, und ließ mich dann los. Ich begann, meinen Mantel wieder glattzustreichen.

»Wo hast du diese Brosche her?« wollte Agravain plötzlich wissen.

Meine Hände erstarrten. »Mein Herr hat sie mir gegeben«, sagte ich und versuchte, mit gleichmütiger Stimme zu sprechen. »Er hat sie einem Städter als Bezahlung für Unterkunft überlassen, und ich habe sie durch Feilschen wieder zurückgewonnen. Dein Bruder hat mir gesagt, ich kann sie behalten.«

»Das ist keine Fibel für einen Diener. Gib sie her.«

Ich hatte das Schmuckstück auch nicht für passend gehalten, aber von Agravain ap Lot würde ich mir das nicht sagen lassen. »Herr, mein Herr hat mir gesagt, ich kann sie behalten. Wenn ich sie weggeben würde, dann wäre das ungehorsam.«

»Du kannst sie mir geben. Ich bin sein Bruder.«

»Das tu ich auch – wenn er es mir sagt.«

Agravain packte einen der Speere am Schaft und hielt ihn mit der Spitze nach unten, wie eine Keule. »Bei der Sonne! Du wirst tun, was dir gesagt wird.«

»Ja, Herr. Mir wurde gesagt, ich soll sie behalten.«

»Habgieriger Narr.« Agravain starrte mich noch einen Augenblick länger an, und ich bereitete mich auf eine weitere Tracht Prügel mit dem Speer vor. Aber er senkte die Waffe. »Ich werde mit meinem Bruder darüber reden. Er sollte solche Dinge nicht verschenken.« Agravain schleuderte den Speer beiseite. »Bring dieses Haus in Ordnung«, warf er mir an den Kopf und schritt hinaus. Ich setzte mich auf eins der niedrigen Betten. Ich zitterte vor Wut, und aus reinem Ärger schlug ich immer wieder mit der Faust auf die Matratze.

»Das hättest du erwarten sollen«, sagte ich laut vor mich hin. Aber es nützte alles nichts. Ich hatte es nicht erwartet. Ich war immer in der Lage gewesen, für mich selbst einzustehen. Ja, gewöhnlich war ich immer der Sieger in einem Streit, auf den ich mich einließ. Aber jetzt konnte mich jeder hochgeborene Hund so behandeln, wie er Lust hatte, und ich würde lächeln und »Ja, Herr« sagen müssen. Gawain und, so schien es mir, auch Bedwyr und der Kaiser waren

freundlich genug, mich ehrenhaft zu behandeln. Aber ich hatte das starke Gefühl, daß die Agravains häufiger waren. Ich knallte meine Faust noch einmal auf das Bett und verletzte mir die Hand an dem harten hölzernen Bettrahmen.

Während ich dasaß, meine Handknöchel in den Mund nahm und den Bettrahmen und die zerstampfte Matratze anschaute, mußte ich lachen. Noch immer lachend strich ich das Bettzeug wieder glatt, stand auf und versuchte, irgendeine Ordnung in die Unordnung zu bringen, die im Raum herrschte.

Als Gawain in der Dämmerung ankam, hatte ich es geschafft, alles an seinen Ort zu bringen. Ohne Zweifel an den falschen Ort, aber es war unwahrscheinlich, daß all die Gegenstände einen richtigen Platz hatten. Es war harte Arbeit, denn ich war nicht mehr daran gewöhnt als die Krieger, aber ich bekam langsam das Gefühl, daß ich den Kampf gewann.

Gawain öffnete leise die Tür, schaute sich überrascht im Raum um und warf mir dann einen fragenden Blick zu.

»Dein Bruder hat mir gesagt, ich soll hier Ordnung schaffen«, erklärte ich.

»Aha«, Gawain schloß die Tür, ging hinüber zum Feuer, nahm eine Kerze und zündete eine Hängelampe an. Ein warmer Glanz fiel in das kleine Zimmer, und Gawain blies die Kerze aus. Er hielt das glühende Ende noch immer erhoben, drehte sich um und schaute mich an. Sein Blick war ein bißchen traurig, während er aufmerksam mein Gesicht durchforschte.

»Wie oft hat mein Bruder dich geschlagen?« fragte er ruhig.

Ich starrte ihn an.

»Ach, komm, du willst mir doch nicht sagen, daß du eine Schramme im Gesicht hast, weil du gegen die Tür gelaufen bist, oder?«

Ich zuckte die Achseln. »Er hat mich nur einmal geschlagen, aber sehr fest.«

Gawain seufzte und setzte sich. Er drehte die Kerze in den Fingern. Der Docht beschrieb einen kleinen roten Kreis, während er herumwirbelte. »Agravain ist gekommen und hat mir gesagt, ich soll Dienern keine wertvollen Fibeln schenken. Er hat mich auch vor Unverschämtheit gewarnt. Es tut mir leid, wenn ich dir Ärger gemacht habe.«

Ich schaute Gawain an, während er das Ende seiner Kerze anstarrte, und sein feingeschnittenes, mageres Gesicht sah müde und

besorgt aus. Plötzlich, ohne an seinen Namen und an seine Verdienste zu denken, mochte ich ihn sehr.

»Er hat die Fibel erst bemerkt, nachdem er mich geschlagen hatte«, meinte ich. »Herr, manche Männer reden mit den Fäusten, und ich hatte es erwartet, als ich dich darum gebeten habe, mitzudürfen.«

Gawain schüttelte den Kopf. »Agravain ist ein guter Mann. Er hat nur das Gefühl, daß er... seine Stellung und seinen Stand vertreten muß. Außerdem weiß er nicht, wie man mit Menschen redet.«

Ich dachte, daß Agravain vielleicht für diejenigen ein guter Mann war, die er für »Menschen« hielt, aber ich hatte das Gefühl, daß nur ein winziger Teil der Menschheit dazugehörte. Dennoch nickte ich zur Antwort auf Gawains Bemerkung. »Mein Herr, darüber brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Mit meinen Vettern hatte ich schlimmere Auseinandersetzungen.«

»Aber Agravain schlägt hart zu, und du konntest ihn nicht zurückschlagen.«

»So hart schlägt er nun auch wieder nicht.«

»O doch. Ich kann mich noch an seine Prügel erinnern. Sehr deutlich.«

Auf meinen überraschten Blick fügte Gawain hinzu: »Ich war nicht immer ein guter Krieger, weißt du. Und Agravain ist mehr als drei Jahre älter als ich. Er weiß, wie man beleidigt. Ich hatte nicht daran gedacht, als ich zustimmte, dich mitzunehmen.«

»Herr«, sagte ich verärgert, »die Tatsache, daß ein Mann das Gefühl hat, seinen Stand deutlich zu machen, und zwar auf meine Kosten, ist kein Grund für mich, nicht hierzubleiben.«

»Aber es gibt andere, die sich vielleicht genauso benehmen. Da ist ja noch Cei. Ich weiß, er stößt Diener aus Prinzip herum. Und er lebt hier, in diesem Haus.«

Ich hatte von Cei gehört. Wenn Gawain sich Ruhm als der beste Krieger in Artus' Kavallerie erworben hatte, dann war Cei ap Cynyr der beste in der Infanterie. Über ihn gab es fast so viele Lieder wie über Gawain, und in den meisten wurde erwähnt, daß er eine schwere Hand und ein wildes Temperament besaß. Wenn ich bei Gawain in Camlann blieb, dann würde es vielleicht ein bißchen ermüdend werden, im gleichen Haus mit Cei und Agravain zu leben. Aber andererseits... »Herr, wenn ich gar nicht hier wohne, was spielt es dann für eine Rolle, wo Cei lebt oder Agravain, wenn es darum

geht?«

Gawain blickte schnell von der Kerze auf, deren Docht endlich aufgehört hatte zu glimmen. »Was? Du willst doch nicht zurück nach Hause?«

»Nein. Aber du hast gesagt, du würdest mir in Camlann einen anderen Herrn suchen.« Gawain schwieg. »Du hast mir gesagt, du wolltest keinen Diener.«

»Ach ja. Das hab' ich wohl.« Er warf die Kerze ins Feuer, stand auf, lehnte sich gegen die Wand und sah zu, wie sie brannte. »Das hatte ich ganz vergessen.« Sein Blick wandte sich vom Feuer ab, und er sah mich an. »Wärest du denn gewillt, nicht zu einem anderen Herrn zu gehen? Würdest du bei mir bleiben?«

Ich holte tief Luft und fummelte an der Mantelschließe herum. Ich kannte meine eigenen Wünsche gut genug. Dafür, daß ich diesen Mann erst seit einer Woche oder so kannte, wußte ich genau, daß ich ihm mein Leben und meine Ehre anvertrauen konnte. Ich wußte, daß es nicht abwürdigend oder unehrenhaft war, ihm dienen zu müssen, daß ich mit Sicherheit in der Lage sein würde, viel für das Licht zu tun. Und es würde harte Arbeit werden, mit noch mehr langen Reisen und noch mehr kalten Nächten in Ställen – wahrscheinlich auch unter freiem Himmel. Ich würde wenig Essen bekommen und lange Stunden arbeiten müssen und reichlich Feinde haben. Aber ich wünschte es mir, weiß Gott. Und außerdem mochte ich den Mann.

»Mein Herr«, sagte ich, »ich wäre gewillt, es zu tun. Ich habe nicht vor, etwas zu tun, wofür dein Bruder mir Prügel angedroht hat, und ich habe auch nicht vor, deine Höflichkeit auszunutzen. Du bist nicht für mich verantwortlich, nur weil du mir versprochen hast, mich hierherzubringen.«

»Meine Höflichkeit! Mann, das ist wohl kaum eine Höflichkeit. Ich biete dir ein hartes Leben. Wenn du irgendeinem anderen Herrn dienstest, dann hättest du es leichter. Nein, ich tue es nur, weil du ein guter Diener und ein guter Mann bist und weil ich dich gern im Rücken hätte.«

Ich fragte mich, was ich wohl getan hatte, um diese Beschreibung zu verdienen, abgesehen davon, daß ich einen Städter übervorteilt hatte. Aber ich grinste. »Soweit ich das sehe, Herr, ist es eine Höflichkeit. Es ist also abgemacht? Ich bleibe bei dir?«

»Es ist abgemacht.« Er kam schnell vom Kamin herüber und streckte seine Hand aus, und ich ergriff sie. Er lächelte, und ich grinste zurück. Agravain hin oder her, ich hatte meinen Platz

gefunden.

7

Wir blieben ungefähr anderthalb Monate in Camlann, ehe wir wieder losritten. Ich glaube, es war wahrscheinlich die längste Zeit, die Gawain auf einmal dageblieben war. Der Krieg und Artus' Missionen hatten ihn früher beschäftigt gehalten. Und, wie Artus versprochen hatte, war in diesen anderthalb Monaten viel Arbeit zu tun. Anders als die meisten der anderen Krieger konnte Gawain lesen und schreiben, sein Latein war ausgezeichnet, und er konnte Sächsisch und Irisch genauso gut wie Britisch und war mit dem Spinnweben der britischen Angelegenheiten vertraut genug, so daß er sich, ohne verbündete oder feindliche Parteien zu verletzen, in jedes Gewirr von Pakten und Feindschaften hineinarbeiten konnte. All das war Artus sehr nützlich, und Artus, so entdeckte ich, sparte nicht an dem, was seinen Zielen nützte. Sich selbst schonte er am wenigsten. Andererseits verlangte er nie mehr von seinen Gefolgsleuten, als diese ihm geben wollten. Artus war ein Mann, der einem Traum folgte, der Vision, daß das Kaiserreich in Britannien wieder aufgerichtet wurde. Das Reich sollte all die Barbaren in sich aufnehmen, und er wollte eine neue Ordnung schaffen in Gerechtigkeit und Frieden. Um das zu vollbringen, warf Artus sein ganzes Leben in den Kampf und das Leben der Menschen, die ihn umgaben. Er hatte die Gabe, anderen Männern deutlich zu machen, was er meinte, und die ganze Festung wußte klar und deutlich, daß wir dabei waren, einer Welt, die dunkel wurde, eine christliche Zivilisation entgegenzusetzen. Die meisten der Menschen in Camlann hätten es allerdings anders ausgedrückt. Aber die Idee war herrlich.

Nicht alle Krieger mußten so hart arbeiten wie Gawain. Die meisten von ihnen wußten nur, wie man kämpft, und wenn sie nicht kämpften, dann spielten sie Würfel, jagten oder langweilten sich. Agravain und Ceï waren in dieser Gruppe, und nachdem ich sie kennengelernt hatte, fand ich sie manchmal ein bißchen beschämend, hin und wieder erzürnend, aber im ganzen erträglich. Ja, ich mochte Ceï sogar, obwohl seine Wutanfälle schlimmer waren als die Agravains und obwohl er eine schärfere Zunge hatte. Er war ein sehr hochgewachsener, rothaariger, muskelbepackter Riese mit einem dichten roten Bart, und er trug mehr Schmuck als jeder andere Mann

in der Familie. Die Art, wie er seine Diener behandelte, entsprach genau dem, was ich immer von ihm gehört hatte, aber von Natur aus war er nicht so böseartig. Er hatte es gern, wenn man ihm widersprach, obwohl er gelegentlich mit Prügeln drohte und sie hin und wieder auch austeilte, wenn man zu weit ging. Er stritt sich gerne, und beim Handeln war er großartig. Wegen der Art, wie ich die Gegenstände im Haus eingeräumt hatte, kam es zwischen uns zu herrlichen Streitereien. Er hatte einen ätzenden Humor und ein feines Gefühl für Sarkasmus, aber er verstand auch zu lachen.

Agravain war völlig anders. Er versuchte in der Tat, seinen »Stand klarzumachen«. Anscheinend hatte er das Gefühl, er müsse diesen Stand um jeden Preis verteidigen. Ich fragte mich, ob diese Angewohnheit vielleicht etwas damit zu tun hatte, daß er ursprünglich einmal als Geisel für den Friedenseid seines Vaters nach Camlann gekommen war. Es gab wenig, was er nicht für seine Freunde tun würde und besonders für seinen Bruder, aber für alle anderen rührte er keinen Finger, und er wich auch keinen Viertelschritt von dem hohen, ruhmreichen Standpunkt eines Kriegers und erstgeborenen Sohns eines Königs ab. An manchen Tagen brütete er vor sich hin, oder er bekam einen Tobsuchtsanfall wegen der eingebildeten Andeutung eines schiefen Blicks. Das geschah natürlich nur bei seinen Untergebenen und nicht bei den anderen Kriegern. Die einzige Möglichkeit, dann mit ihm fertig zu werden, bestand darin, ihm zu geben, was er wollte. Trotzdem, nach dem ersten Tag ließ er mich in Ruhe. Ich nehme an, daß Gawain eine ernste Unterredung mit ihm hatte, wenn auch weder Gawain noch Agravain das jemals gesagt haben.

Ich war froh, daß man mich meiner Arbeit überließ, denn ich hatte mehr als genug Arbeit, um immer beschäftigt zu sein. Um das Haus mußte ich mich kümmern: Das Feuer mußte brennen, und der Raum mußte sauber und ordentlich gehalten werden, und hin und wieder war das Dach zu reparieren. Außerdem nahmen Agravain und Cei an, daß ich natürlicherweise, da ich ja dort lebte, auch all ihre persönliche Arbeit zu erledigen hätte, zusätzlich zu dem, was Gawain von mir verlangte. Ich mußte dafür sorgen, daß ihre Kleidung zur Wäscherin gebracht wurde. Ich hatte ihre kleinen Wünsche nach diesem und jenem zu erfüllen, und ich hatte ihre Waffen und ihre Rüstung in gutem Zustand zu halten. Ein anderer Diener, Amren, zeigte mir, wie das zu tun war. Um die Pferde kümmerten sich die Pferdeknechte. Das war eine große

Erleichterung. Aber Llwyd mußte trotzdem geritten werden und manchmal auch Agravains und Ceis Pferde. Gawain ließ nur sehr selten irgendeinen an Ceincaled heran, und, um die Wahrheit zu sagen, er machte mir von allen dreien am wenigsten Arbeit.

Wenn ich meine Krieger versorgt hatte, dann gab es in der Festung noch immer sehr viel zu tun. Weil die Familie so lange in ganz Britannien herumgewandert war, hatten nur wenige der Krieger persönliche Diener, und die Diener, die in Camlann arbeiteten, waren nur für eine kleinere Gemeinschaft ausreichend. Nur hundertfünfzig Männer und ungefähr hundert Frauen waren für die ganze Festung da, und wir waren alle beschäftigt. Die öffentlichen Orte wie die Halle und der Wachturm und die Lagerräume mußten saubergehalten werden, Vieh war zu schlachten und Häute zum Gerben vorzubereiten. Die Küchen mußten versorgt werden, es war Met anzusetzen und so weiter, und so weiter. Aber die Arbeit war mir nicht unangenehm, wie ich das am Anfang gedacht hatte. Das Angenehme an der Arbeit als Diener besteht darin, daß sie anders als Bauernarbeit in Gesellschaft erledigt werden kann und daß man sich dabei unterhält. Ich stellte fest, daß die anderen Diener in Camlann gute Gesellschaft waren. Vielleicht zwei Drittel von ihnen waren früher entweder Städter gewesen oder sie stammten aus einer langen Ahnenreihe von Dienern. Aber auch eine ganze Anzahl von Bauern wie ich selbst waren darunter, Bauern, die ihr Land an die Sachsen verloren hatten, nicht anderswo hatten siedeln können oder wollen. Sogar ein paar Sachsen waren darunter, Männer, die bei einem Überfall gefangengenommen worden waren und die um ihr Leben geschworen hatten, dem einen oder anderen Herrn zu dienen. Die anderen kamen aus jedem Teil von Britannien, selbst von jenseits des Meeres, aus Kleinbritannien. Ihre Geschichten zu hören, das war genauso schön, als ob man einem Lied lauschte.

Der Haushalt in Camlann stand unter der Aufsicht der Königin Gwynhwyfar. Sie war eine schlanke, braunäugige junge Frau, hell wie eine Kerzenflamme, warm und leuchtend. Sie hatte Massen von rotem Haar. Es schien, als ob sie nie stillsaß und als ob sie immer wußte, wo jeder Mann und jede Frau des Haushaltes war und was er oder sie gerade tat. Sie schien auch nie zu gehen, nein, sie rannte. Manche sagten, sie tanzte. Sie entschied, wieviel Wolle wir hatten und wieviel wir noch kaufen mußten, und sie bestimmte, wieviel jeder brauchte. Sie sorgte dafür, daß Vieh in der richtigen Menge geschlachtet wurde und daß wir genug Korn hatten. Sie befahl

größere Reparaturen wie Dachausbesserungen, und sie führte alle Bücher. Ihre Anweisungen wurden von Gweir ap Cacwmri ausgeführt, der sich praktisch um alles kümmerte, und von seiner Frau Tangwen, die alles beherrschte, Gweir eingeschlossen.

Es würde Wochen dauern, all die anderen Diener zu erwähnen. Amren, der mir zeigte, wie man Waffen instand hält, war Bedwyr's Diener und Bretone wie sein Herr. Er war in Gallien gereist, ehe er bei Bedwyr in Dienst ging, und konnte Geschichten vom Süden erzählen. Von Lugdunum und Massilia und von den Schiffen, die nach Rom und Karthago reisen. Er erzählte die ganze Nacht, wenn man es zuließ. Dann war da noch Aegmund, ein Sachse aus Deira. Aegmund hatte am Anfang des Sachsenkrieges, vor dreizehn oder mehr Jahren, dem Herrn Rhuawn die Treue geschworen, als Rhuawn zum erstenmal mit auf einen Überfall ritt. Nach der Schlacht von Baddon ließ Rhuawn Aegmund frei und bot ihm Hilfe an, wenn er in sein sächsisches Königreich zurückkehren wollte. Aber Aegmund war Christ geworden, hatte geheiratet, besaß ein Zuhause und wollte bleiben. Noch andere waren da – aber genug davon. Es reicht, wenn ich erzähle, daß im großen und ganzen trotz Ceï und Agravain und ihresgleichen Camlann ein schönerer Ort war, als ich mir erhofft hatte. Es tat mir nur leid, als Gawain mir sagte, daß wir wieder auf Reisen gehen sollten.

Es war ein Tag Mitte Mai, kühl und regnerisch. Ich saß in einem der Lagerräume und kalkte einen Schild, und mein Herr suchte mich dort, um mir zu sagen, daß wir am Morgen losreiten sollten.

Verwirrt legte ich den Pinsel hin. »Wohin soll es denn gehen, Herr? Und wie lange?«

»Nur nach Gwynedd.« Gawain hockte sich neben mir nieder und musterte den Schild mit Interesse. Die Wochen seit unserer Ankunft hatten ihm gutgetan. Der hungrige, bittere Ausdruck auf seinem Gesicht war fort, aber es zeigte sich noch immer deutlich eine Art Rastlosigkeit. Er trug einen goldenen Halsreif, und der Kragen seines Mantels war aus geprägtem Leder. Sein Gewand war sehr schön, so daß er königlicher als gewöhnlich aussah, und selbst in einer Tunika aus grober Wolle konnte er ziemlich königlich aussehen. Nichtsdestoweniger nahm er jetzt den Kalkpinsel auf und schaute finster den Topf mit der Farbe an. »Wessen Schild ist das?«

»Der von Constans«, sagte ich automatisch und fragte mich, was jetzt wohl kommen würde.

»Du solltest das nicht tun.« Gawain tauchte den Pinsel in die

Kalkfarbe und begann den Schild zu betupfen. »Ich habe dir doch gesagt, du machst sowieso schon viel mehr von der Arbeit als nur deinen Anteil.«

»Na, Macsen mußte heute noch mehr Stroh für das Hallendach suchen, und Constans wollte, daß der Schild diese Woche fertig wird. Was ist dagegen einzuwenden, wenn ich Hilfe anbiete? Jetzt nimm du mir nicht die Arbeit ab. Hast du gesagt, wir reisen nach Gwynedd?«

Er nickte, während er sorgfältig um den Schildbuckel herummalte. »Nur nach Gwynedd.« Gwynedd wurde beherrscht von Artus' größtem Feind, König Maelgwyn ap Docmail, und das ganze Königreich war ein Refugium für alle, die den Pendragon haßten. »Nur« nach Gwynedd.

»Wie lange?« fragte ich.

Er zuckte die Achseln. »So lange wie nötig.« Die Kante des Pinsels berührte den Schildbuckel und hinterließ einen weißen Schmier darauf, und Gawain sah sich nach etwas um, womit er ihn reinigen konnte. Ich nahm einen Lappen und putzte den Fleck selbst ab. Gawain ließ sich auf die Hacken sinken. »Mein Herr plante, in diesem Frühling jemanden zu Maelgwyn zu schicken. Wir haben nur zwei Drittel des Tributs bekommen, der uns vom letzten Jahr aus Gwynedd zusteht. Wie gewöhnlich. Es war notwendig, daß wir uns mit dem Mann auseinandersetzen. Und jetzt gibt es noch etwas Neues, wegen der Gäste, die er hat. Die Angelegenheit wird dringend. Mein Herr will, daß wir sofort abreisen.«

»Gäste? Noch mehr Gesetzlose?«

»Nein – wenigstens scheinen die Berichte das nicht anzudeuten.« Gawain lächelte, aber er streckte den rechten Arm, der über seinen Knien lag, weit aus, so daß seine Finger das Heft seines Schwertes berührten. »Einer der Männer meines Herrn in Caer Segeint schickt Nachricht, daß Fremde den Hafen erreicht hätten. Sie kamen in Karacken, und man erlaubte ihnen, die Schiffe hoch auf den Strand zu ziehen. Pferde und Wagen wurden bereitgestellt, um sie nach Degannwy zu bringen. Die Besucher sprachen Irisch.«

Ich stieß den Atem in einem kleinen Zischen aus. »Aengus aus Dalriada? Aber sicher würde doch noch nicht einmal Maelgwyn ein Bündnis mit einem König aus Erin schließen!«

»Warum nicht? Er haßt Artus noch mehr als die irischen Räuber. Aber Aengus könnte es sein. Wir werden es bald genug herausfinden. Mein Herr will Maelgwyn mit der Tatsache

beeindrucken, daß er beobachtet wird und daß Artus schnell handeln kann.« Gawain begann wieder, den Schild zu bemalen. Es nützte nie etwas, ihm die Arbeit zu verbieten.

Ich starrte ihn an. Alles in mir spannte sich, und ich versuchte, meine Hand, die den Putzlappen hielt, zu entkrampfen. »Wird Maelgwyn uns nicht... Ist das nicht gefährlich?«

Gawain hielt einen Augenblick inne, dann schüttelte er den Kopf. »Maelgwyn wird uns kaum töten lassen, wenn du das meinst.« Er fuhr fort zu pinseln. »So ein Mord würde mit Sicherheit herauskommen, und Artus würde ihn dafür vernichten. Maelgwyn ist vorsichtig. Er ist ein gerissener Fuchs von einem Mann. Er geht nie unnötige Risiken ein. Er wird versuchen, irgendeine Möglichkeit zu finden, uns zu überlisten.«

Ich wußte, daß Gawain recht haben mußte. Er wußte sehr viel über die Art, wie Könige sind, sehr viel mehr als ich. Aber während meiner ganzen Kindheit hatte ich Geschichten von Grenzkämpfen mit Gwynedd gehört, und der Gedanke gefiel mir nicht, daß ich unter Feinden leben sollte. Nur, so sagte ich mir, warum bist du sonst hergekommen? Du wolltest doch für das Licht kämpfen, und jetzt hast du eine Chance. Die Feinde des Kaisers schmiedeten Pläne gegen ihn, und du und dein Herr, ihr seid bereit mitten unter sie zu reiten, wie der große Constantin in den Liedern...Trotzdem mochte ich die ganze Sache nicht. Aber ich befahl mir, mich auf diese Chance zu stürzen, und ich fragte: »Um welche Zeit willst du morgen abreisen?«

»So früh wie möglich. Eine Stunde vor Sonnenaufgang wäre richtig. Ich möchte Caer Gwent gerne noch vor der Nacht erreichen.«

»Aber es sind gut fünfzig Meilen, auf der anderen Seite von Mor Hafren!«

»Dann lassen wir die Pferde eben laufen, und die Fähre bringt uns am Abend hinüber. Und wenn dein Pferd zu müde ist, dann kannst du immer noch in Caer Gwent das Pferd wechseln.«

Ja, in solchem Fall konnten wir in einer Festung übernachten. Auf dieser Reise brauchten wir nicht unter freiem Himmel zu schlafen. Und der Schnee war vergangen, obwohl es noch keineswegs warm war. Es würde nicht unerträglich werden.

Gawain bemerkte den sauren Ausdruck auf meinem Gesicht und meinte: »In Caer Gwent werden sie dein Pferd gut behandeln, und auf dem Heimweg kannst du ihn dann wieder mitnehmen.«

Es sah ihm ähnlich, an so etwas zu denken. Ich seufzte. »Ich tu'

es also. Was werden wir brauchen? Wünschst du mit leichtem Gepäck zu reisen?«

»So leicht wir können, aber nimm genug mit, um zu beeindrucken. Ist der Schild mit dem emaillierten Schildbuckel in gutem Zustand?«

»Ich habe ihn erst letzte Woche gesäubert.«

»Dann nehme ich den mit. Und meinen anderen Schild, falls wir kämpfen müssen. Rhuawn kommt auch mit. Auf solch einer Mission braucht man mindestens zwei Krieger. Wir nehmen ein Packpferd für uns drei mit, und in Caer Gwent wechseln wir die Pferde. Du solltest deswegen noch mit Rhuawns Diener Aegmund reden.«

»Kommt Aegmund auch mit?« fragte ich hoffnungsvoll. Ich mochte den Mann.

Aber mein Herr schüttelte den Kopf. »Nein. Ein Diener ist genug. Außerdem ist der Mann ein Sachse und kann nicht gut genug reiten, um sein Leben zu retten.« Gawain malte mit schwungvoller Handbewegung über die letzte freie Stelle des Schildes und lehnte sich zurück, um sein Werk zu betrachten. Dann legte er den Pinsel hin und stand auf.

Ich stand ebenfalls auf und rieb mir die Hände mit dem Putzlappen, als ob ich die Arbeit getan hätte.

»Wenn du mich brauchst, ich gehe hinüber, um mit Bedwyr zu reden und dann mit meinem Bruder. Danach versorge ich mein Pferd«, informierte mich Gawain. Ich nickte, und er schlug mir auf die Schulter und humpelte davon.

Ich stand einen Augenblick still, und der Putzlappen war noch immer in meinen Händen. Im Geiste machte ich eine Liste von all den Dingen, die erledigt werden mußten. Als erstes, so entschloß ich mich, würde ich Macsen suchen und ihm sagen, daß ich weitere Teile von Constans' Ausrüstung nicht mehr in Ordnung bringen konnte.

Am Abend hatte ich alles fast fertig. Aegmund war mir eine große Hilfe dabei. Er war entsetzt über den Gedanken, an einem einzigen Tag von Camlann nach Caer Gwent zu reiten, obwohl sein Herr Rhuawn nur genickt und gesagt hätte, er hielt das für eine gute Idee. Als wir beide zu packen begannen, waren wir ein bißchen unsicher, was wir tun sollten. Wie packt man für drei Männer, wenn man nur ein Packpferd hat, das für eine schnelle Reise nur leicht beladen werden soll und trotzdem genug trägt, damit es einen guten Eindruck macht und damit die Vorräte auf unbestimmte Dauer

reichen? Am Ende brachten wir allerdings doch einiges zustande, und ich hatte ein triumphierendes Gefühl, während ich die letzte Schnalle am Packen festzog.

»Und eine Stunde vor Sonnenaufgang, morgen früh«, sagte Aegmund schadenfroh, »da bist du schon auf und reitest los. Falls ich aufwachen sollte, werde ich an dich denken.«

»Falls. Sehr unwahrscheinlich, mein Freund, sehr unwahrscheinlich. Erst nach Sonnenuntergang werden wir Caer Gwent erreichen. Ich wünschte, du kämst auch mit.«

Aegmund schüttelte den Kopf. »Nein. Obwohl ich mir um euch viele Gedanken machen werde. Na, Gott sei mit dir.«

»Das wird er wohl müssen, wenn ich auf dieser Reise wach bleiben soll. Aber ich wollte es ja.«

Aegmund grinste, und wir ließen den schweren Packen auf das Mäuerchen vor dem Stall unseres Packpferdes rutschen. Alles war bereit für den Morgen. Wir drehten uns um und wollten den Stall verlassen, aber da sahen wir, daß der Pendragon selbst auf uns zukam. Das schwache Licht unserer Lampe glitzerte auf seinem goldenen Halsreif. Wir verbeugten uns beide respektvoll und traten für ihn zur Seite, aber als er zu uns kam, blieb er stehen.

»Aegmund«, sagte er lächelnd, »ich hatte gehofft, du wärest noch hier. Ich habe ein Geschenk für Cynyr, den Herrn von Caer Gwent. Es ist oben in der Halle. Frag die Königin danach. Es ist nur ein Becher, Mann. Du kannst ihn leicht noch oben in das Gepäck kriegen.«

Aegmund grinste, sagte: »Ja, min Küning«, einen seiner seltenen sächsischen Ausdrücke, und lief davon, um das Geschenk zu holen.

Ich war bereit, mich zu verbeugen und auch zu verschwinden, aber Artus schnippte mit den Fingern, um meine Aufmerksamkeit zu erlangen, und sagte: »Rhys, ich möchte einen Augenblick mit dir sprechen.«

»Wie du willst, Herr«, sagte ich überrascht.

Artus ging ein Stückchen in den Stall hinein, und nach einem Augenblick des Zögerns folgte ich ihm. Er blieb bei Ceincaleds Box stehen, beugte sich hinein und schaute das Pferd an. »Weißt du«, fragte er mich leise, »wo Degganwy ist?«

»In den Bergen von Arfon«, sagte ich.

Artus schmalzte dem Pferd mit der Zunge zu, und Ceincaled kam herüber und schnüffelte an seiner Hand. Artus ließ seine Hand auf dem Widerrist des Tieres ruhen. Es war eine starke, viereckige, aber

dennoch empfindsame Hand, und ein Amethystring glühte purpurn am Ringfinger. »Hat Gawain dir die Geschichte von der Tochter des Caw erzählt?«

Mir fiel plötzlich ein, warum Arfon so bedeutend war. »Ja, großer Herr«, sagte ich, und da ich das Gefühl hatte, daß meine Antwort eine Erklärung brauchte, fügte ich hinzu: »Ich glaube, es war so eine Art Beichte.«

Artus lächelte darüber. »Gawain sehnt sich danach, Buße zu tun, und zwar mehr, als gut für ihn ist.« Die Hand rutschte von der Schulter des Pferdes und ruhte auf der Zwischenwand des Stalls. Das Licht erlosch in dem Amethyst, als er aus dem Umkreis der Lampe genommen wurde. Der Kaiser drehte sich um und schaute mich einen Augenblick an. »Ich glaube, du magst Gawain irgendwie«, sagte er mir.

»Großer Herr...«, sagte ich wieder überrascht, und dann fuhr ich fort: »Er ist ein guter Mann.«

»Dann will ich frei sprechen.« Artus kreuzte die Arme über der Brust und lehnte sich gegen die Wand. »Ich habe deinem Herrn einmal befohlen, Bran von Llys Ebrauc nicht zu töten, und zwar nicht etwa, weil mir besonders daran lag, Brans Leben zu retten, sondern weil ich Gawain kannte. Ich wußte, daß er zu stolz ist, um das Wissen leicht zu ertragen, daß er aus Haß getötet hat. Wenn du die Geschichte kennst, dann weißt du auch, wie der Befehl befolgt wurde. Gawain ist hart gegen sich selbst und besteht noch immer darauf, diese Frau zu suchen. Ich kann ihm keinen anderen Befehl geben, nämlich, sie zu vergessen. Es gibt Dinge, die man nicht befehlen kann. Aber kein König hatte je einen besseren Krieger, als ich einen in Gawain habe. Ich will nicht, daß er zu hart gegen sich selbst ist. Ich will auch nicht, daß er die Frau findet.«

Der Pendragon sah die Frage in meinem Gesicht, denn er lächelte. »Ich habe die Frau nur einmal gesehen, aber nach dem, was ich gehört habe, und nach dem, was ich von ihren Brüdern weiß, möchte ich bezweifeln, daß sie gewillt wäre zu verzeihen. Ihr Vater Caw starb im Kampf für den König, seinen Bruder, als ich das Imperium übernahm. Es war noch auf dem Schlachtfeld, denn ich hatte den Wunsch, die Freundlichkeit des königlichen Clans von Ebrauc zu erringen. Ich habe gesehen, daß Caw mit vollen Ehren begraben wurde, und da gab ich all seine Güter an seinen Clan zurück, zusammen mit einem hohen Lob auf seinen Mut und Ausdrücken meines guten Willens. Es ist begreiflich, daß Kinder den

Mann hassen, der ihrem Vater den Tod gebracht hat, aber die Kinder des Caw setzten sich über den Willen des königlichen Clans hinweg und gaben mir viele stolze Reden zur Antwort und den Wunsch nach Rache. Sie sagten, die Schwachen und die Feiglinge mögen ein Unrecht verzeihen, aber der Ruhm der Edlen ist es, sich zu rächen. Sie waren tapfere Männer, die Söhne des Caw. Sie waren ihren Freunden treu, aber unversöhnlich ihren Feinden gegenüber. Sie sind noch immer Feinde, wenigstens die, die noch leben. Und gleichgültig, was ich mache, sie wollen sich nicht versöhnen lassen. Ich glaube nicht, daß Elidan, die Tochter des Caw, sich in diesen Dingen von ihren Brüdern unterscheidet.« Er verschränkte wieder die Arme, und sein Blick ging ins Nichts, wie manchmal, wenn er nachdachte. »Wenn Gawain sie findet und sie ihn wieder beschuldigt – dann wird es noch schlimmer sein als zuvor.«

»Wäre es nicht trotzdem besser als Unsicherheit?« fragte ich.

Artus' Blick fiel wieder auf mich, und er lächelte schnell. »Möglicherweise, möglicherweise aber auch nicht. Ich will dich nicht darum bitten, ihn daran zu hindern, sie wiederzusehen, wenn sie tatsächlich irgendwo in Arfon ist. Ich bitte dich nur um folgendes: Wenn dein Herr dir befiehlt, bei Rhuawn zu bleiben oder nach Camlann oder Degganwy oder irgendeine andere Festung zurückzukehren, während er nach der Tochter des Caw sucht, dann gehorche ihm nicht. Sag ihm, ich hätte dir das aufgetragen, wenn er den Grund dafür wissen will. Laß es nicht zu, daß er sie allein sieht, und kümmere dich um ihn. Wenn er jemanden bei sich hat, dann legt er sich selbst die Zügel ein bißchen strenger an.«

Ich dachte daran, wie mein Vater befohlen hatte, sein Schwert zu meinem Schutz einzusetzen, und jetzt trug man mir auf, Gawain zu schützen. Darüber mußte ich lachen.

»Großer Herr«, sagte ich und hielt dann inne, während ich entschied, daß sein lateinischer Titel passender wäre. »Imperator Artorius, ich hätte selbst schon dazu geneigt, das zu tun, was du mir aufgetragen hast, wenigstens was das Alleinreiten betrifft. Ich bin froh, daß ich jetzt den Befehl dazu habe.«

Artus lächelte langsam. »Allerdings, ein sehr unverschämter und wenig unterwürfiger Diener. Ausgezeichnet!« Er gab dem Pferd einen Klaps auf den Widerrist und ging dann den dunklen Stall hinab. Die Frühlingssterne blitzten durch ein Gitter aus Wolken, und Aegmund kam mit dem goldenen Becher und einer Laterne wieder den Hügel herab. Das Lampenlicht warf einen warmen,

butterblumengelben Glanz vor dem dunklen Himmel.

Es war mehr als eine Stunde vor der Dämmerung, als wir am nächsten Morgen losritten, und Camlann lag unheimlich still unter dem blassen Mond. Jeder sprach nur flüsternd, während wir die Pferde sattelten und sie aus dem Stall ließen. Ihre Hufschläge klangen laut in der Stille, und das Klingeln ihres Geschirrs wurde von der feuchten Luft gedämpft. Der Kaiser Artus und die Königin Gwynhwyfar sagten uns Lebewohl; sie waren halb unsichtbare Gestalten in der Dämmerung. Und dann saßen wir auf und trabten aus der Halle den Hügel hinunter zum Haupttor und dann hinaus auf die Straße.

Wir nahmen nicht den normalen Weg hinunter nach Ynys Witrin, um der römischen Straße nach Norden zu folgen. Statt dessen ritten wir einen der alten, unbefestigten Feldwege entlang, der über die Hügel direkt von Camlann nach Norden führte. Die Straße überquerte den Briw-Fluß, und danach nahmen wir eine kleinere römische Straße nach Norden, um die Fähre zu erreichen. Die kleine römische Straße reicht nicht ganz bis dorthin, sondern nur hinauf in die Hügel, wo der Aesce seine Quellen hat. Die Straßen waren auf diese Weise die ganze Zeit schlecht, aber wir hatten gute Pferde, und wenn wir über Ynys Witrin geritten wären, hätten wir einen Umweg von fünfzehn Meilen nach Osten gemacht, den wir auf einer anderen Straße nach Westen wieder hätten zurückreiten müssen.

Wir kamen schnell voran, denn wir trabten beständig. Ich schlief noch halb, während ich auf Llwyds Rücken hockte und an mein warmes Bett dachte. Ich verfluchte Aegmund, der jetzt in seinem Bett lag und fragte mich vage, warum es notwendig war, an einem einzigen Tag so weit zu reiten.

Wir überschritten den Briw ungefähr sieben Meilen von Ynys Witrin entfernt. Das Wasser war kalt und reichte bis zu den Bäuchen der Pferde, so daß wir fast auf unseren Beinen sitzen mußten, um zu vermeiden, daß wir durchweicht wurden. Es war noch immer dunkel, obwohl der Mond schon niedrig stand und es im Osten grau wurde. Als wir den Fluß hinter uns hatten, warf Ceincealed den Kopf hoch und wieherte laut und klar und triumphierend. Gawain lachte. »Ein herrlicher Tag für eine Reise!«

Ich grunzte.

Während wir die gewundene Straße hinaufritten, ging der Mond unter, und die ganze Erde wurde grau. Vögel und Tiere des Landes um uns her begannen sich zu rühren. Dann ging langsam die Sonne

auf, glühte feurig und riesengroß über den flachen Ebenen. Ich schaute sie an und dachte: »Schlechtes Wetter«, sagte aber nichts.

Als wir den Aesce erreichten, sangen die Vögel, und die nassen Gräser leuchteten bernsteingelb und silbern. Gänse schrien über uns am Himmel und strömten zu den Marschen, und vor uns lag die riesige Masse der Hügel blaugrau und grün.

»Ein schönes Land«, sagte Rhuawn. »Ich frage mich, ob die Geschichten wohl wahr sind.«

Gawain zuckte die Achseln. »Dieser Teil von Dumnonia wird ›Königreich des Sommers‹ genannt. Das ist einer der gebräuchlichsten Bezeichnungen, die wir im Süden für die Anderwelt haben. Man sagt, daß Männer Türen in die Hügel gefunden haben und daß sie durch diese Türen in seltsame Welten hineingewandert sind, wo die Unterirdischen Feste in Hallen feiern, deren Dächer aus Silber und den Federn von Vögeln bestehen. Es gibt auch noch die allgemein erzählten Geschichten von Leuten, die aus den Hügeln gerettet werden, und die Geschichten von denen, die eine Nacht dort verbringen und anschließend feststellen, daß hundert Jahre vergangen sind. Man sagt noch vieles mehr.«

»Ich habe gehört, das Königreich des Sommers soll schöner als die Erde selbst sein«, murmelte Rhuawn.

»So ist es«, meinte Gawain. »Und dennoch bin ich nicht sicher, daß es sich völlig von der Erde unterscheidet.«

Rhuawn warf ihm einen festen, ernsten Blick zu. Gawain wandte Ceincaled nach Westen und folgte dem Aesce, um die Abzweigung zu finden, die uns durch eine Schlucht in die Berge führte. Wir ließen die Pferde im Schritt gehen, damit sie sich von dem schnellen Trab ausruhen konnten, und ihre Hufe klangen weich auf dem feuchten Boden, während der Fluß neben uns gurgelte. Gawain schaute die Hügel an. Seine Augen waren sehr dunkel, aber eine Art Licht brannte darin. Nach ein paar Minuten begann er zu singen. Zuerst auf irisch, und dann nach kurzer Zeit das gleiche Lied noch einmal auf britisch. Es war ein seltsames Lied, denn es strömte eine Stille aus, die fast beängstigend war, obwohl das Lied süß und wunderschön war.

Das Schimmern der See, auf der du segelst des Strandes strahlendes Weiß in Gelb und Blau – so weit du schaust dehnt sich luftig das leuchtende Land.

Die Felder und Fluren, für Scharen geschaffen voll blühender Blumen in vielen Farben silbern der Strom, von Gold die Gefilde

heißen den Fahrenden freudig willkommen.

Vorbei am wehenden Laub des Waldes schwimmt das Schiff, an Hügeln vorüber es neigen sich Zweige, fruchtbeladen wo der Bug die Wellen bricht.

Bäume leuchten, geschmückt mit Blüten süß umweht dich der Duft der Rebe ohn' jeden Fehl und unvergänglich zeitenlos ragt das gold'ne Geäst.

Die Sonne berührte die Berge, die im Norden lagen, und das Grün wurde zu Smaragd, während das Blaugrau der nackten Bäume von der Feuchtigkeit in silbernen Lichtern blitzte. Rhuawn schüttelte gedankenverloren den Kopf.

»Das ist ein seltsames Lied. Worum geht es denn darin?«

Gawain lächelte, und ein Teil des Glanzes verließ seinen Blick. »Es ist ein Lied von einem Mann, der in das Land der ewigen Jugend gesegelt ist, so nennen wir das Königreich des Sommers auf den Orcades. Man sagt, wenn man weit genug nach Westen segelt, dann erreicht man es. Das Lied heißt ›Die Reise des Bran MacFebal‹.«

»Ach ja, ich erinnere mich wieder. Du hast schon einmal ein Stück davon gesungen.«

»So ist es. Dieser Teil kommt später. Als Bran die Segel gesetzt hatte, traf er den Sohn des Lir – den sie in Erin einen Gott nennen –, der in einer Kutsche über die See fuhr. Der Sohn des Lir sang dieses Lied, um anzudeuten, daß die See nicht nur eine trostlose Ebene ist, sondern ein fruchtbares Königreich, wenn man Augen hat, zu sehen... Wir sollten jetzt nach rechts abbiegen, dann können wir dem Aesce in die Hügel folgen.«

Wir durchritten den Aesce und ließen unsere Pferde wieder traben. Die Weidenbäume waren gelb und grün, und die Luft war fast warm. Fast. Ich dachte daran, wie man die bittere, salzige Ebene der See befährt und dann einen fruchtbaren Wald findet, in der vollen Schönheit des Frühlings. Wie man die ganze vernünftige Welt wie eine andere Welt sieht. Mich fröstelte. Eine Welt – so glänzend wie ein Traum, wirklicher als beim Wachen, in welche die Menschen vielleicht in einem nachdenklichen Augenblick hineinschlüpfen. War Gawain dort gewesen? Ich hatte einige Lieder gehört, in denen das bestätigt wurde, und man sagte, daß sein Pferd und sein Schwert aus dem Königreich des Sommers stammten, der Insel der Äpfel, dem Land der Jugend oder wie man die Anderwelt sonst noch bezeichnete. Eine Welt, die irgendwo unter oder hinter unserer Welt lag und die unerwartet über uns hereinbrechen konnte, die aber

immer für jene da war, die Augen für sie hatten.

Ich zitterte wieder, aber diesmal vor Kälte, und ich fragte mich, ob es in der Anderwelt wohl wärmer war. Ich kuschelte meine kältewunden Finger in den Umhang und umklammerte den Leitzügel des Packpferdes fester.

Der Aesce fließt durch eine große Schlucht in die Ebene, begrenzt von zackigen, hohen Klippen, die den Himmel zerreißen. Wir mußten absitzen und einen Teil des Weges neben den Pferden hergehen, denn der Fluß, der von den Frühlingswassern angeschwollen war, hatte einen Abschnitt des Pfades überflutet. Wir wurden alle bis zu den Knien von dem eiskalten Wasser durchweicht, und Rhuawn rutschte ab und war naß bis zur Taille. Am oberen Ende der Schlucht blieben wir stehen, um uns die Stiefel wieder anzuziehen und unsere Kleider auszuwringen, aber dann saßen wir wieder auf und ritten in schnellem Trab weiter. Bald erreichten wir unsere römische Straße. Wir waren etwa fünfzehn Meilen von Camlann entfernt.

Unser Mittagessen nahmen wir im Sattel ein, und wir hatten jetzt schon im Norden den Ciw erreicht, der westlich von Baddon in den Afen einmündet. Jetzt begann der Himmel sich zu bewölken, und am Nachmittag kam der Regen. Ein wilder Märzwind schleuderte uns die Tropfen ins Gesicht. Uns machte es eigentlich nichts aus. Rhuawn erzählte eine außerordentlich lange und komplizierte Geschichte von einem Mann, der den Nordwind in einem Fischernetz gefangen hatte, und was ihm alles damit passierte. Wir lachten schallend darüber.

Als wir den Afen überquerten, mußten wir die Pferde ein paar Schritte schwimmen lassen, denn der Fluß führte Frühlingshochwasser, und anschließend waren wir noch nasser als durch den Regenschauer. Wir trabten schnell, damit die Pferde warm blieben, und ihre Flanken dampften. Schon vor einiger Zeit waren wir von der römischen Straße abgekommen, und der Weg war gewunden und schlammig, aber trotzdem kamen wir gut voran und erreichten bald die Hauptstraße westlich von Baddon, nicht weit hinter dem Afen. Dieser Straße folgten wir direkt zu der Bucht, von wo man eine Fähre über den Mor Hafren zur Küste von Powys und nach Caer Gwent nehmen kann.

Wir erreichten die Fähren am Abend und holten einen Fährmann von seinem Abendessen weg, damit er uns übersetzte. Die See war rau, sie glänzte weiß in der Dunkelheit und roch stark nach Salz.

Unsere Pferde standen mit gesenkten Köpfen da, zu müde, um nervös zu sein, außer Ceincaled. Als wir am westlichen Ufer in Powys an Land gingen, war ich ziemlich seekrank und stritt mich nicht mit Gawain, als der dem Fährmann als viel zu hohe Bezahlung einen goldenen Armreif gab. Dann hieß es wieder aufsitzen, und wir trieben unsere Pferde noch eine weitere Meile bis nach Caer Gwent. Aber dort waren Feuer, und es gab heiße Bäder und heißes Essen, warme Betten und einen warmen, höflichen Willkommensgruß.

Am nächsten Morgen präsentierten wir Cynyr, dem Herrn von Caer Gwent, Artus' Geschenk, und er bedankte sich sehr hübsch. Er bat uns, doch ein paar Tage zu bleiben. Gawain lehnte die Einladung für uns ab, und so versorgte man uns nur mit frischen Pferden – außer Gawain, der keins wollte und keins brauchte. Über die große römische Straße ritten wir nach Westen, nach Gwar Uisc. Mein neues Pferd neigte dazu, Unsinn zu machen. Von Llwyd hatte ich mich nur mit leisem Bedauern getrennt. Ich wußte, Cynyr würde ihn gut behandeln lassen, und irgendwelche Arbeiten, die er dem faulen Tier abringen konnte, durfte er auch gern mit Llwyd verrichten. Auf dem Heimweg würde ich mein Pferd dann wieder abholen.

An diesem Tag ritten wir nicht so weit, denn wir konnten erst in Caer Legion, im Norden, wieder die Pferde wechseln. Wir überquerten den Uisc-Fluß an der Brücke bei Gwar Uisc, und dann ritten wir durch Powys nach Norden. Die Nacht verbrachten wir auf einem Bauernhof in der Nähe eines Flusses, und früh am nächsten Morgen ging es weiter. Drei Tage, nachdem wir Caer Gwent verlassen hatten, erreichten wir Caer Guricon, direkt hinter der Grenze von Gwynedd. Sowohl Caer Gwent als auch Caer Guricon sind alte römische Städte, aber die Unterschiede zwischen ihnen sind erstaunlich. In Caer Guricon waren weniger Menschen als in jeder anderen römischen Stadt, die ich schon gesehen hatte, und die wenigen, die dort lebten, hausten dicht gedrängt um das Gebäude herum, das der örtliche Herr als Festhalle benutzte. Aber der größte Unterschied bestand nicht darin, sondern in der Feindseligkeit. Der Herr gab uns die Gastfreundschaft, die wir forderten, denn das war unser Recht als Krieger des Kaisers. Aber er gab sie mit wütenden Blicken und widerwilliger Miene. Niemand in der Stadt, von den Kriegern des Herrn bis zu den Dienern in der Halle, richtete ein Wort an uns, und sie starrten uns alle still und böse an, so daß wir die Zähne zusammenbissen. Der Herr wollte, daß wir blieben und mit seinen Kriegern in der Festhalle schliefen, aber Gawain bestand auf

einem eigenen Haus. Schließlich gab man uns ein kleines, schmales Stadthäuschen, dessen Dachziegel zerbrochen waren und das seit langer Zeit nicht mehr gekehrt oder gereinigt worden war.

Gawain schaute sich darin um und lachte. »Nun, Vetter«, sagte er zu Rhuawn – Mitglieder von Artus' Familie nennen einander Vetter, wenn sie sich nicht gerade Bruder nennen – , »wir sind wieder in Gwynedd.«

»Und ärgerlich ist es auch«, erwiderte Rhuawn. »Sollen wir Wache halten?«

Am Ende hielten wir keine Wache, sondern ließen uns im mittleren Raum des Hauses nieder. Gawain zerrte seine Schlafmatte vor eine der Türen, während Rhuawn seine Matte zu der anderen hinübrückte, und niemand schlief mitten im Raum, falls die Feinde sich entschlossen, irgend etwas auf uns fallen zu lassen. Wenn ich nicht so müde gewesen wäre, dann hätte ich, glaube ich, überhaupt nicht schlafen können, und so, wie es war, brauchte ich eine Stunde, um endlich einzudösen. Die ganze Zeit erwartete ich heimliche Schritte, die sich ins Haus schlichen. Aber nichts geschah. Niemand erwartete das auch eigentlich. Es war nur klug, in Gwynedd gewisse Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen.

So früh wir konnten, verließen wir den Ort am nächsten Morgen. Es folgte ein harter Tagesritt, und nach Einbruch der Dämmerung erreichten wir Caer Legion. Die Stadt war ein wenig gastfreundlicher als Caer Guricon, und wir wechselten dort die Pferde – alle, außer Gawain, der Ceincaled behielt. Am nächsten Morgen, unserem sechsten Tag, seitdem wir Camlann verlassen hatten, ritten wir nach Westen, nach Arfon. Die Höhen der Berge waren noch immer weiß vom Winterschnee, während ihre Flanken grün und grau schimmerten. Die Sonne berührte ihre Gipfel, die vom Eis blitzten, und die Strahlen glühten auf Nebeln, glitzerten auf Bächen und Wasserfällen. Ich konnte den Blick nicht abwenden. Von Arfon erzählen sie die gleichen Geschichten wie vom Königreich des Sommers, und man sieht leicht warum.

Am Spätnachmittag verließen wir die römische Straße. Wir trieben unsere Pferde hart an und folgten einem Bergpfad nach Süden. Es war der letzte Schritt unserer Reise, die Straße nach Degganwy selbst. Die Sonne ging schon unter und färbte die Berge rosa und lavendelfarben. Ich war müde genug von der Reise, um hellwach zu sein, aber ich fühlte mich wie ein Seil, das zu straff angezogen ist und das bei jeder Berührung zittert. Bei jeder Kurve in

der Straße erwartete ich fast, daß ich aus der Welt hinausritt und feststellte, daß der Schnee auf den Bergen von Arfon zu Apfelblüten wurde und die Bäume zu Silber. Endlich umrundeten wir einen Knick in der Straße und sahen Degganwy weit in der Ferne liegen. An dieser Festung war nichts Römisches. Es war erbaut worden, ehe Claudius den Osten von Britannien eroberte, ja sogar ehe Julius Caesar seine Invasion gestartet hatte. Die Legionen von Rom hatten die Berge von Arfon niemals wirklich erobert, trotz all der Jahrhunderte und all der Legionen, die in Britannien gewesen waren, trotz all ihrer Straßen und Städte und all ihrer Disziplin. Während ich die grünen, im Zwielicht dunkel gefärbten Hänge um mich her anschaute, wollte mir einfach nicht in den Kopf gehen, daß irgend jemand, selbst Artus, mit Gedanken des Krieges nach Arfon einreiten und seine Truppe intakt und lebendig wieder herausführen konnte. Ohne Zweifel war auch Maelgwyn Gwynedd dieser Gedanke gekommen und hatte ihn dazu gebracht, seine königliche Festung aus der römischen Hafenstadt von Caer Segeint hier hinauf in die Berge zu verlegen.

Es war völlig dunkel, als wir Degganwy erreichten und an den Toren Einlaß verlangten. Die Wachen ließen uns warten und beobachteten uns mit genau demselben bössartigen Blick, den ich jetzt in Gwynedd schon erwartete. Einer von ihnen trabte zurück zur Festhalle, um dem König Maelgwyn zu melden, daß ein paar Botschafter des Pendragon gekommen seien. Die Sterne strahlten schon, als der Wachposten zurückgeschlendert kam und den anderen sagte, sie sollten die Tore öffnen und uns einlassen. Wir ritten auf unseren stolpernden Pferden den Hügel hinauf zur Halle mit ihren Lichtern und ihrer Musik. Die Ställe waren eine niedrige Masse am Boden angekauerter Gebäude, eine kurze Strecke unterhalb der Halle.

Gawain schwang sich vor den Ställen von Ceincaled herab und ergriff den Zügel des Hengstes, während er mit einem von Maelgwyns Pferdeknechten zu reden begann. Rhuawn und ich saßen auch ab. Wir streckten unsere steifen Beine, und ich fing an, das Gepäck des Pferdes zu überprüfen, das wir von Caer Legion mitgebracht hatten. Eine Gruppe Männer kam mit Fackeln von der Festhalle herunter, und ich freute mich darüber, denn jetzt hatte ich Licht, um sehen zu können, ob noch alles in Ordnung und fest auf dem Rücken des kleinen Tieres festgeschnallt war. Ich drehte mich zu Gawain um und erwartete seine Anweisung.

Der beendete seine Unterhaltung mit dem Pferdeknecht und wandte sich der Gruppe mit den Fackeln zu. Er war bereit, zu fragen und zu erklären, in seiner ruhigen, redegewandten Art. Aber, noch halb in der Bewegung, erstarrte er und stand bewegungslos wie ein Waldtier, das ein Raubtier gesehen hat. Das Licht der Fackeln glühte auf seinem roten Mantel und seinem goldenen Schmuck, aber ein unheimlicher Ausdruck lag plötzlich auf seinem Gesicht, so daß er kaum noch menschlich aussah. Seine Augen waren sehr groß, seine Lippen hatten sich halb geöffnet. Mit einer Hand hielt er noch immer den Zügel seines Pferdes, die andere war erhoben und vorwärts gestreckt, in einer eingefrorenen Geste. Mir wurde kalt, und ich war erschüttert, ihn plötzlich so verändert zu sehen. Aber ich wollte mir nicht das anschauen, was er anschaute. Ich warf einen Blick auf Rhuawn, der verwirrt aussah, dann auf die anderen mit den Fackeln und endlich auf das, was Gawain anstarrte.

Während ich meinen Blick auf die Frau heftete, die dort im roten Glanz der Fackeln stand, war mein erster Gedanke, daß sie Gawain sehr ähnlich sah. So sehr, wie eine Frau einem Mann ähnlich sehen kann. Die Verwandtheit der Züge muß noch deutlicher gewesen sein, als er jünger war. Sie hatte den gleichen zierlichen Knochenbau, die gleiche hochrückige, gerade Nase und den gleichen schmalen, ausdrucksvollen Mund. Ihr Haar, das mit Gold in ihrem Nacken festgesteckt war, hatte das gleiche tiefe Schwarz, und ihre Augen... Aber als ich ihre Augen sah, da hatte ich das Gefühl, daß sie ihm doch nicht allzu ähnlich sah. Wie Gawains Augen waren sie schwarz, aber es war ein Schwarz, das alles Licht um sich her zu trinken schien und allem die Farbe nahm, das sie umgab. Sie waren schwarz genug, um das Leben zu trinken, wie ein durstiger Mann einen Becher Wasser hinunterstürzt, und sie würde es tun, und dazu würde sie lächeln. Sie stand sehr gerade da, sie trug ein tiefausgeschnittenes rotes Gewand, und ihre bleichen Arme waren nackt. Sie war außerordentlich schön, alterslos, und lächelte. Aber sie schaute niemanden an außer Gawain. Langsam, sehr langsam ging sie vorwärts, und ihr Schatten flatterte im Fackellicht, und noch immer regte sich mein Herr nicht.

»Mein Falke«, sagte sie mit dunkler, sanfter Stimme, »freut es dich nicht, deine Mutter zu sehen?«

Gawain senkte die erhobene Hand und richtete sich langsam auf, als ob es ihn Mühe kostete. Und dann verbeugte er sich voller Grazie. »Hohe Frau, ich hatte nicht erwartet, dich hier zu finden.«

Sie stieß ein dunkles Lachen aus. »Wirklich nicht. Aber jetzt sind wir in angenehmem Familienkreise. Du und dein Bruder und dein Vater und ich.«

»Mein Vater? Und mein Bruder – Agravain ist in Camlann.«

Sie lachte wieder. »Agravain! Hast du vergessen, daß du zwei Brüder hast? Dein anderer Bruder hat sich sehr danach gesehnt, dich wiederzusehen.«

»Medraut.« Gawains Gesicht war ausdruckslos. »Ach so.« Er hob den Kopf ein wenig und sprach jetzt mit anderer Stimme, stolz und kalt. »Ich bin zu Maelgwyn ap Docmail gekommen, dem König von Gwynedd, als Botschafter des Artorius Augustus Caesar, Imperator Britanniae, insularum draco.«

»In der Tat. Maelgwyn ist in der Halle und feiert mit deinem Vater. Willst du kommen und ihn jetzt begrüßen?« Sie kam noch einen Schritt auf ihn zu, und ihr Blick ließ nie sein Gesicht los. »Dein Vater wird trotz allem, was du getan hast, ohne Zweifel dennoch froh sein, dich zu sehen. Ich selbst bin froh, dich zu sehen, mein Frühlingsfalke. Sehr froh...« Ihre Stimme wurde noch dunkler. Ich konnte nicht denken und mich nicht bewegen, und das Fackellicht wirkte dämmerig und farblos. Sie kam noch einen Schritt näher, und ihre Augen starrten wie die Augen einer Katze. Dann, ganz plötzlich, stieg Ceincaled und schrie auf. Er riß seinem Herrn die Zügel aus der Hand. Einen Augenblick stand das Pferd wie ein Turm auf den Hinterbeinen, wild und weiß und leuchtend. Dann ging es mit zurückgelegten Ohren und gebleckten Zähnen auf die Frau los. Sie warf sich zur Seite, und einige der Männer, die mit ihr gekommen waren, zogen die Schwerter. Gawain rief etwas und rannte hinüber, um die Zügel seines Pferdes zu ergreifen.

Die Dame stand vom Boden auf, drehte sich um und ging zurück zur Halle, ohne ein weiteres Wort zu sagen und ohne ihren Sohn auch nur noch einmal anzusehen. Gawain hielt Ceincaleds Kopf und streichelte den Nacken des Hengstes. Sowohl das Pferd als auch der Mann zitterten.

Rhuawn riß nach einem Augenblick der Erstarrung am Zügel seines eigenen Pferdes und führte es in den Stall. Ich nahm mein Pferd und das Packpony, und Gawain folgte uns mit Ceincaled, während er noch immer dem Tier beruhigende Worte zuflüsterte.

Wir fanden Unterstände für die Tiere, rieben sie ab und gaben ihnen etwas Korn. Unsere Pferde langten sofort zu, aber Ceincaled rührte sich unruhig. Er wieherte leise, als Gawain ihn verließ, und er

schrie laut auf, als wir den Stall verließen, so daß Gawain sich umdrehte und ein paar irische Worte rief, die wohl »Beruhige dich« heißen mußten. Wir schauten zur Festhalle hinüber.

»Ich verstehe nichts«, sagte Rhuawn endlich und sprach Latein, so daß Maelgwyns Männer ihn nicht verstehen konnten. »Diese Frau ist deine Mutter, die Königin der Orcades, die Tochter des Kaisers Uther?«

»Ula est«, erwiderte Gawain müde. »Sie ist es. Und der König von Gwynedd schmiedet keine Pläne mit Aengus von Dalriada oder mit irgendwelchen Leuten von Hibernia, sondern mit Lot Mac Cormac von den Orcades, meinem Vater. Oder nein, er plant etwas mit meiner Mutter. Denn als ich Dun Fionn verließ, da stammten schon fast alle Pläne von ihr, und ich kann mir vorstellen, daß sie jetzt alles macht. Mein Vater ist ein starker Mann, aber sie ist subtiler, sie wird länger dauern als er.«

»Ich habe es gehört, und jetzt glaube ich es«, sagte Rhuawn sehr langsam. »Ich habe gehört – aber sei sanft mit mir und verzeih mir, daß ich dir davon spreche –, daß die Königin von den Orcades eine große Hexe ist.«

Gawain nickte. »Das ist sie. Durch ihre Zauberkünste hat sie sich selbst zu einer Königin der Finsternis gemacht. Und sie haßt meinen Herrn Artus bitterlich, viel bitterer als Maelgwyn Gwynedd.«

Rhuawn warf Gawain einen festen Blick zu. »Obwohl sie die Schwester des Pendragon ist?«

»Ich glaube, es kommt eher daher, weil sie die Halbschwester des Pendragon ist, und nicht trotzdem. Ihre Mutter war die eheliche Frau des Pendragon Uther, während Artus' Mutter irgendein Landmädchen war. Aber das spielt keine Rolle. Wir müssen herausfinden, was sie und Maelgwyn geplant haben, und denn müssen wir es Artus sagen und sie aufhalten. Die beiden sind gefährlicher als Cedric und die Sachsen.«

Rhuawn nickte gedankenverloren, und wir gingen den Hügel hinauf, begleitet von einigen von Maelgwyns Dienern, die schon gewartet hatten.

Wenn Freunde in der Halle gewesen wären, dann wäre es eine Freude gewesen einzutreten. Sie war erfüllt von Musik und Licht und Wärme, von dem reichen Duft bratenden Fleisches und starkem, warmem Met, der nach der kalten, wilden Luft der Bergdämmerung dreifach willkommen war. Es war eine kleine Halle, nicht mehr als fünfhundert hatten darin Platz, aber Maelgwyns Truppe war nur

mittelgroß, sie zählte nicht mehr als vierhundert Männer. Außerdem hatte er nur selten viele Gäste. Aber das Gebäude wirkte sowohl groß als auch unfreundlich, als wir den Mittelgang hinaufgingen und alle Blicke auf uns gerichtet waren. Die Musik hörte auf, als wir hereinkamen, und der Wind im Strohdach, das Knistern der Feuer und unsere eigenen Schritte waren die einzigen Geräusche. Gawain ging hoch aufgerichtet und stolz, er hielt den Kopf hoch und hatte den Mantel von der linken Schulter zurückgeworfen, um das Heft seines Schwertes zu zeigen. Der Schild mit dem emailverzierten Buckel glänzte auf seiner anderen Schulter. Er ignorierte die starrenden Blicke völlig. Auch Rhuawn sah ruhig aus, aber ich war nahe genug, um zu sehen, wie fest seine Hand das Schwert umklammert hielt. Ich hatte kein Schwert, das ich umklammern konnte, und ich hatte auch nicht den Wunsch, daß diese barbarischen Edlen sahen, wie nervös ich war. Also warf ich, während ich die Halle hinaufging, einen Blick auf die Gesichter der Männer, die am Hohen Tisch saßen.

Maelgwyn hatte natürlich die Mitte des Tisches inne, er schaute die Halle hinunter auf seine Truppen. Er war ein leichtgebauter Mann mit kupferrotem Haar und einem dünnen Bart. Er trug einen purpurnen Umhang, das war mehr, als sein Stand ihm erlaubte. Um sein Haar lag ein goldener Reif. Der Purpur stand ihm nicht. Er tat so, als ob er mit dem Mann zu seiner Linken redete, aber irgend etwas an der Haltung seines Kopfes sagte mir, daß er uns die ganze Zeit anschaute. Das paßte zu ihm, er war ein Mensch, dem ich auf einem Marktplatz nicht trauen und ihm auch nicht meine Schafherde zum Hüten geben würde. Er sah niedriger aus, als sein Ruf als großer Feind das andeutete; ein elender kleiner Intrigenschmied, der nur zufällig König war.

Der Mann zu seiner Rechten war von ganz anderer Art. Obwohl auch der nicht übermäßig groß war, so überragte er Maelgwyn doch deutlich, und irgend etwas sagte mir, daß sein Haar einmal wie heißes Gold ausgesehen haben mußte. Jetzt war es grau, und das Gesicht war hager und faltig, seine Augen lagen tief in den Höhlen. Aber diese Augen waren noch immer von einem wilden, heißen Blau. Sie waren wie Agravains Augen. Ich glaubte nicht, daß Agravain seinem Vater so sehr glich, wie Gawain seiner Mutter ähnelte, aber es konnte kein Zweifel sein, daß Lot sein Vater war. Mir fielen die Tage wieder ein, vor mehr als zwölf Jahren, als jede Bewegung des Lot Mac Cormac, des Königs von Ynsoedd Erch,

eine Quelle des Klatsches und der Debatte in jedem Königreich von Britannien gewesen war. Damals hatten viele britische Könige nichts unternommen, das nicht von Lot in Dun Fionn befohlen war. Jene Tage waren zu Ende gegangen, als Artus in Britannien das Imperium an sich gerissen und Lot, der in der Schlacht besiegt worden war, dazu gezwungen hatte, Frieden zu schwören und Geiseln auszuliefern. Man konnte noch immer sehen, daß Lot einmal ein großer Mann gewesen war. Als wir uns allerdings dem Hohen Tisch näherten, fiel mir auf, wie müde er jetzt aussah und wieviel älter als seine Frau.

Wir blieben vor dem Hohen Tisch stehen, und die größte Feuergrube glühte warm in unserem Rücken. Gawain bot Maelgwyn seinen Gruß, indem er sein Schwert zog und es mit dem Heft voran ihm entgegenhielt. Maelgwyn drehte sich endlich um und brach seine gespielte Unterhaltung ab. In diesem Augenblick drehte sich auch der Mann zu seiner Linken um. Das war ein junger Krieger, ungefähr in meinem Alter. Sein blondes Haar war heller als Lots Haar, sein erster Bart lag wie weiche, glänzende Daunen auf seinen Wangen, seine Augen waren von einem klaren Grau. Er war sehr hübsch, und er lächelte grüßend. Es war ein angenehmes Lächeln. Ich fragte mich, wer er war und was er hier machte, aber nur ganz kurz. Gawain sagte zu Maelgwyn: »Maelgwyn ap Docmail, König von Gwynedd, Grüße sendet dir der Pendragon, Artus ap Uther, der Hohe König von Britannien und dein König.«

Maelgwyn trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Nach einem peinlichen Augenblick des Schweigens sagte er mit glatten Worten: »Es freut mich, die Boten meines Herrn, des Pendragon, begrüßen zu können, besonders wenn sie angeführt werden von einem so berühmten Edlen wie dir selbst, Herr Gawain. Alles, was mein ist, Herr, ist auch dein.« Er machte einem der Diener eine Handbewegung, und zu seiner Rechten und Linken am Hohen Tisch wurden zusätzliche Plätze freigemacht. »Alles, was meine Gastfreundschaft dir bieten kann, ist dein. Du wärst mir willkommen, Herr Gawain, um deine königliche Familie allein.«

Jemand in der Halle lachte, schwieg aber abrupt. Wieder herrschte Schweigen in der Halle, außer dem Knistern des Feuers und dem Winseln eines Hundes.

Gawain verbeugte sich leicht und sagte mit einer Glätte, die Maelgwyns Ausdrucksweise noch übertraf: »Und ich bin willkommen, so hoffe ich, um des Herrn willen, der mich

hierhersandte, und durch dessen Dienst ich die Ehre errang, die ich jetzt besitze. In der Tat ist es mir eine Freude, entgegen meinen Erwartungen hier meine Familie zu treffen. Dich, meinen edlen Vater, grüße ich im eigenen Namen und nicht im Namen meines Herrn Artus, und in gleicherweise grüße ich auch meine Vettern und meinen Bruder.«

Lot beugte sich nach vorn; sein heißer Blick lag auf seinem Sohn. Er leckte sich nervös über die Lippen, aber er sagte nichts. Der blonde junge Mann lächelte wieder. Gawain schaute ihn einen Augenblick direkt an, und das Lächeln verging. Der junge Mann wandte den Blick anderswohin. Mein Herr hob das Schwertheft und verbeugte sich noch einmal, ehe er die Waffe in die Scheide steckte und um den Tisch herumging, um seinen Platz neben seinem Vater einzunehmen, zu Maelgwyns rechter Hand. Rhuawn schlenderte zur Linken hinüber, und ich folgte ihm eilig, denn ich hatte nicht den Wunsch, noch einen Augenblick länger in der Mitte zu stehen.

Ein paar Diener kamen und gingen am Tisch, und ich entriß einem eine Flasche Met und beeilte mich, Rhuawn und Gawain einzuschenken. Andernfalls hätte ich am unteren Ende der Halle bei Maelgwyns Dienern sitzen müssen. Nach dem Met brachte ich es fertig, auch eine Platte mit Fleisch zu erwischen und die anzubieten; Gawain allerdings aß nichts. Ich brachte die Platte zurück zu einer stillen Ecke an der rechten Seite und setzte mich mit der Platte und den Resten des Mets nieder. Das Fleisch war Lamm, mit viel Minze und Petersilie angemacht, und es schmeckte sehr gut. Ich saß da und aß und beobachtete meine beiden Krieger, die deutlich bereit waren, dem Essen zuzusprechen. Ich war nahe genug, um zu hören, über was sie sprachen, und ich war deutlich von uns dreien derjenige, der sich am wohlsten fühlte.

Maelgwyn begann die Unterhaltung damit, daß er Gawain und Rhuawn über die Gesundheit und die Pläne jedes einzelnen in Camlann ausfragte. Er hörte aufmerksam zu und bot immer wieder ermutigende Kommentare an, als ob er ein großer Freund Artus' sei. Lot sagte nichts. Der junge blonde Krieger, der jetzt neben Rhuawn saß, bediente Rhuawn höflich. Er bot ihm Wasser und Salz an und lauschte aufmerksam allem, was Rhuawn zu sagen hatte. Gawain schaute er überhaupt nicht an.

Nach einer Weile gingen Maelgwyn die Fragen aus, und die Unterhaltung am Hohen Tisch versickerte langsam. Die anderen in der Halle waren noch immer laut genug. In der Stille am Hohen

Tisch beugte sich Lot plötzlich nach vorn, schüttelte den Kopf, als ob er schwindelig wäre, und fragte Gawain: »Und was ist mit deinem Bruder Agravain?«

Gawain hob sein Methorn und betrachtete es. »Auch der ist in Camlann, und es geht ihm gut.«

»Ist er glücklich dort?«

Mein Herr zuckte die Achseln. »So glücklich das geht, solange ihn das Wetter zum Stillsitzen zwingt. Du weißt, daß er nicht gern müßig herumsitzt. In einem Monat oder so wird mein Herr Artus ihn wahrscheinlich aussenden, um Räuber zu jagen, und dann wird er glücklich sein.«

»Dein Herr Artus.« Lot legte das Kinn in die Hand und schaute Gawain an. Sein Gesicht war auch mir zugewandt, während er das tat, und ich konnte sehen, daß seine Augen schmal und wild schauten. »Dein Herr Artus. Ist es wahr, daß du diesem Bastard von einem Feldherrn den dreifachen Eid der Treue geschworen hast?«

»Es ist wahr, ja.« Gawain setzte sein Horn in den Ständer und blickte zu Lot auf. »Für ihn und für das Ziel, dem wir dienen, werde ich leben und sterben.«

Lots Mund zog sich zusammen. Seine Lippen zuckten, als ob er Schmerzen hätte, aber er sagte nur: »Und Agravain?«

»Er hat nicht geschworen.« Gawain zögerte, dann fügte er hinzu: »Und dennoch würde auch er kämpfen und sogar sterben für meinen Herrn Artus.«

Lots Hand ballte sich zur Faust, er entspannte sich dann wieder. Er legte die Hand flach auf den Tisch.

»Aber er hat es nicht geschworen. Gut.« Er warf Gawain einen langen Blick zu, lächelte dann. Es war ein Lächeln wie die Sonne auf einer Welle im Sommer. »Du hast dich verändert, seit du... Dun Fionn verlassen hast. Sie sagen, du wärst der beste Krieger in Artus' Familie.«

Gawain lächelte zurück. »Nur zu Pferd. Agravain kann mir noch immer Lektionen darüber erteilen, wo ich meinen Speer hinzusetzen habe, wenn ich zu Fuß kämpfe.«

Lot lachte. »Die Pferde, die Pferde! Das ist immer bei Artus unser Verderben gewesen. Oh, seine Männer kämpfen gut zu Fuß, aber die Kavallerie bricht die Armeen, und ich höre, daß du in diesen Tagen den Angriff leitest.«

»Da wir ja im Frieden sind, braucht in diesen Tagen niemand mehr den Angriff zu leiten.«

»Aber du hast ihn angeführt, was ich nie von dir erwartet hätte. Gut! Laß uns ein Lied hören über unsere Schande und Artus' Ruhm! Über die Reiter des Hohen Königs.«

Einer von Maelgwyns Sängern begann ein Lied zur Harfe, und er sang von einer der Schlachten Artus'. Es war ein Lied, das sicher nicht oft in dieser Halle gesungen wurde. Für den Rest des Abends wurde Gott sei Dank wenig gesagt.

Zu einer unvernünftig späten Stunde war das Fest zu Ende, und man geleitete uns zu einer kleinen Hütte, die Maelgwyn für uns hatte richten lassen. Dabei entschuldigte er sich für die Ärmlichkeit der Unterbringung. Degganwy, so schien es, war überfüllt, und so mußte es auch sein, wo der König und die Königin von den Ynysoedd Erch und ihr Gefolge dort hineingestopft waren. Unsere Hütte hatte nur einen einzigen Raum mit zwei niedrigen Betten, aber sie war sauber und warm und hatte ein eigenes Feuer.

Gawain ließ sich auf ein Bett fallen, stemmte die Ellbogen auf die Knie und legte den Kopf in die Hände. Rhuawn nahm nach einem Augenblick des Zögerns das andere Bett und fing an, seine Wickelgamaschen aufzuschnüren. Da ich offensichtlich auf dem Fußboden schlafen sollte, begann ich auszupacken.

Nach kurzer Zeit setzte sich Gawain auf und richtete das Feuer für die Nacht her. Rhuawn zog sein Kettenhemd aus, packte es in Ölhaut und stampfte dann das Bett ein paarmal, ehe er sich hinlegte und das Schwert über seinem Kopf zurechtrückte. »Sollen wir Wache halten?« fragte er Gawain.

Mein Herr schüttelte den Kopf. »Es hat keinen Sinn, eine Wache gegen das aufzustellen, was wir jetzt fürchten müssen. Wir müssen schlafen und Gott vertrauen, daß wir wieder aufwachen.«

»Es besteht also Gefahr.«

»Große Gefahr.« Gawain setzte sich wieder und schnürte seine Übertunika auf. »Ich... Meine Mutter hat versucht, mich zu töten, als ich Dun Fionn verließ.«

»Ja. Ich hatte davon gehört.« Rhuawn rollte auf den Bauch und schaute seinen Freund an. »Sag mir, hat sie es mit Zauberei versucht?« Gawain zog seine Tunika aus, und dann nickte er, während er sie faltete.

»Na, ich hab' nie geglaubt, daß ich einmal gegen Teufel kämpfen müßte. Mir ist immer gesagt worden, das sei das Privileg der heiligen Engel.« Er lächelte. »Ich passe da nicht hinein.«

Gawain lächelte und schüttelte den Kopf. »Vetter, ich bin froh,

daß du da bist.« Er sah sich nach einer anderen Ölhaut für sein Kettenhemd um, und ich reichte ihm eine aus dem Gepäck.

»Wirst du zurück nach Camlann reiten, sobald dein Pferd ausgeruht ist?« fragte Rhuawn.

Gawain hatte das Kettenhemd schon halb ausgezogen. Er erstarrte. »Zurückreiten? Warum sollte ich?«

Rhuawn zuckte die Achseln. »Ich hätte keine Lust, gegen mein eigen Fleisch und Blut zu kämpfen und gegen meinen eigenen Vater. Trotz aller Loyalität zu unserem Herrn, ein Mann kann sich nicht gegen seinen Clan stellen.«

Gawain nahm das Kettenhemd schnell ab. »So ist das nicht.« Rhuawn und ich schauten ihn beide an, und er breitete die Hände aus. »Es stellt sich für mich nicht die Frage, ob ich mich für meine Familie gegen Artus' Familie entscheide. Ich muß wählen zwischen Dunkelheit und Licht, und ich bin für Artus.« Als Rhuawn noch immer nichts sagte, fuhr er fort: »Siehst du denn nicht, daß dies das Werk meiner Mutter ist? Mein Vater hat Britannien nie betreten außer damals, wenn einer seiner Verbündeten ihn zum Kampf rief. Und dann kam er an der Spitze einer Armee. Er plante nur und diktierte Briefe und hörte sich seine Spione an. Aus eigenem Willen wäre er nicht hier, bei einem fuchsgesichtigen Intriganten wie Maelgwyn. Und weil es das Werk meiner Mutter ist...« Er holte tief Atem. »Hört zu. Die Sachsen wollen unsere Länder. Gut. Und wir versuchen, sie davon abzuhalten, diese Länder zu erobern. Aber die Sachsen haben nicht den Wunsch, das Land leer zu sehen, verschlungen von der Wildnis, während die Menschen fliehen und verhungern oder voll Angst umherirren. Das wünscht sich meine Mutter. Wenn die Sachsen das Licht in Britannien löschen, dann werden sie ein eigenes Licht anzünden. Aber meine Mutter will, daß alles in der Finsternis ertrinkt. Sie will Rache. Kann man damit Frieden schließen?«

»Warum sollte sie sich so etwas wünschen?« fragte ich.

»Vielleicht hat sie es sich zuerst nicht gewünscht. Aber jetzt will sie es. Ich weiß es. Niemand kennt sie so gut wie ich. Vielleicht kennt mein Bruder Medraut sie gut, aber ich glaube, nicht so gut. Sie hat mir die Zauberei beigebracht. Das ist meine Schuld, denn ich habe sie darum gebeten, als ich noch jung war. Aber daher weiß ich auch, welche Wünsche sie hat. Ihr Wunsch ist es, die ganze Welt zu trinken, ihr den eigenen Willen aufzuzwingen und alle zu brechen, die sich nicht verzehren lassen. Ich kenne sie... Warum glaubst du,

ich spreche Britisch mit einem dumnonischen Akzent, während Agravain sich so anhört, als ob er eben erst Erin verlassen hätte? Ich habe viel Zeit mit ihr verbracht.«

»Dein Bruder Medraut spricht auch Britisch mit einem dumnonischen Akzent«, bemerkte Rhuawn leise. Ich begriff, daß der blonde junge Krieger Medraut gewesen sein mußte. »Er scheint mir ein guter Mann zu sein.«

»O Gott! Der arme Medraut. Ich weiß nicht, wie es jetzt mit ihm steht, ob er ihr entkommen ist oder nicht. Aber wenn er nicht entkommen ist, dann wird sie ihn aufbrauchen, wie sie meinen Vater aufgebraucht hat. Wir müssen sie bekämpfen, Rhuawn.«

Rhuawn tätschelte sein Schwertheft. »In dem Fall, Bruder, laß uns mit ruhigem Gewissen schlafen. Denn wir werden unsere Kraft brauchen, wenn es zum Kampf kommt.«

»Ein guter Rat, mein Herr.« Ich deutete an: »Du selbst hast gesagt, daß Maelgwyn uns wahrscheinlich nicht töten würde, und das ist noch immer seine Festung. Schlaf.«

Gawain seufzte und legte sich hin, aber seine Hand lag weiterhin auf seinem Schwert, dessen verhüllte Klinge neben ihm lag. Ich entschloß mich, mir den Rest des Auspackens bis zum Morgen aufzuheben, und ich machte es mir vor der Hüttentür bequem. Dann blies ich die Lampe aus. Mit ein paar Decken, die unter mir lagen, war der Fußboden nicht allzu hart, und ich war in jedem Fall zu müde, um mir Sorgen darüber zu machen, ob Morgas von den Orcades selbst sich wohl durch das Rauchloch zu uns herniedergelassen hatte, mit einem halben Dutzend Dämonen in ihrem Gefolge.

Aber ich träumte in dieser Nacht. Ich träumte, daß ich mich durch einen riesigen, schwarzen Ozean kämpfte und verzweifelt um mich schlug, daß ich auf ein Licht zuhielt, welches immer wieder vor mir zurückwich. Nach einer Ewigkeit schien es mir, daß meine Füße auf soliden Stein auftrafen, und ich stand auf und torkelte auf das Licht zu, das heller glühte wie ein Stern, der zur Erde gekommen ist. Aber gerade, ehe ich das Licht erreichte, verschwand es in einem Donnerschlag, und ich sah nur Medraut ap Lot, der ein nacktes Schwert in der Hand hielt und lächelte.

8

Vielleicht kam es von den Alpträumen, aber ich wachte am nächsten Morgen sehr früh auf und fühlte mich müde und bedrückt. Das Feuer war niedergebrannt, und im Haus war es sehr dunkel. Meine beiden Krieger schliefen noch. Ich zog mich an und ging zur Tür. Der Morgen war neblig und kalt. Ich schaute wieder ins Haus zurück. Rhuawn wandte den Kopf vom Licht ab und brummelte. Ich bemerkte, daß Gawains Finger sich noch immer um das Schwert klammerten, aber er lächelte, als ob seine Träume besser wären als meine. Ich seufzte und ging hinaus, während ich die Tür hinter mir schloß.

Ich wünschte mir ein bißchen heißes Wasser, womit ich mich waschen konnte. Wahrscheinlich mußte es möglich sein, einen Topf zu finden, in dem man es direkt in unserer eigenen Hütte anwärmen konnte. Ich hatte keine Lust, mit Maelgwyns ganzer Truppe in der Halle in Wettstreit zu treten – wenn sie sich überhaupt wuschen, ich war da nicht ganz sicher. Auch das Frühstück konnte man in der Halle einnehmen, aber es wäre schöner, Brot und Speck in der Küche zu holen und es in der eigenen Hütte zu essen. Sowohl für das Wasser als auch für das Essen mußte ich Maelgwyns Diener angehen, und ich mußte die Küche finden.

Nachdem ich mich dreimal im Nebel und in der unbekanntem Festung verlaufen hatte, fand ich endlich mein Ziel hinter der Halle. Ein paar Diener lungerten in dem niedrigen Raum herum, kochten Wasser und kneteten Brot, aber anscheinend gab es hier niemanden, der die Aufsicht führte. Außerdem hatte keiner den Wunsch, mir Aufmerksamkeit zu schenken. Jeder, auf den ich zugeing, schien sich plötzlich an irgend etwas zu erinnern, was er noch zu tun hatte, und verschwand oder starrte mich blöde an, als ob er meinen dummonischen Akzent nicht verstehen könnte. Verärgert setzte ich mich direkt vor das Hauptfeuer, wo ich jedem im Weg war.

Nach kurzer Zeit kam ein rundliches, recht hübsches, flachshaariges Mädchen mit einem großen Kupferkessel am Arm zum Feuer heranmarschiert. In dem Kessel war Wasser, und er hatte für mich genau die richtige Größe. Ich beäugte ihn begehrllich.

Das Mädchen blieb vor mir stehen und starrte mich an. »Rück mal rüber, wenn es dir nichts ausmacht«, befahl sie. Ich fuhr

zusammen: Sie hatte einen irischen Akzent.

»Für wen ist dieser Kessel?« fragte ich.

»Für die Königin«, erwiderte sie kurz.

Maelgwyn war nicht verheiratet, also gab es in Degganwy nur eine Königin. Zögernd gab ich meinen Anspruch auf den Kessel auf und rückte weg. »Woher hast du den Kessel?« fragte ich sie.

»Ein Huhn hat ihn im Gebälk gelegt, nachdem es sich beim Kupferschmied erschrocken hatte«, sagte das Mädchen. »Wer bist du überhaupt?«

»Ich, Weibsbild, bin Rhys ap Sion, der Diener des Herrn Gawain. Wir brauchen einen Kessel.«

»Ach, wirklich?« sagte das Mädchen. Sie hängte den Kessel über das Feuer und trat zurück. Sie stemmte die Hände auf die Hüften. »Und was willst du mit dem Kessel?«

Ich grinste. »Wir wollen für deine Henne ein Nest zum Brüten machen. Komm, wer führt hier die Aufsicht? Mein Herr braucht ein bißchen heißes Wasser zum Waschen, wenn er aufwacht.«

Sie zuckte die Achseln. »Es gibt hier einen alten Mann namens Saidi ap Sugyon – ihr Briten habt so komische Namen –, der soll angeblich in der Küche was zu sagen haben.«

»Wo ist er denn?«

Sie warf den Kopf hoch. »Na, der wird im Bett liegen. Der steht erst mittags auf, und sobald es dämmt, geht er wieder zu Bett. Solange er aber wach ist, beklagt er sich darüber, daß er müde ist. Ich werde mich nicht darum kümmern, daß ich mich um ihn kümmern soll, und die anderen Diener kümmert es auch nicht.«

»Aber mich bekümmert, daß er nicht hier ist, wo ich ihn brauche. Wo schläft er denn?«

»Sein Haus steht direkt hinter der Küche. Aber ich würde ihn nicht aufwecken, sonst wird er wütend und knapst dir was vom Brot ab.«

»Das kann er gern mal probieren, aber Erfolg wird er nicht damit haben«, prahlte ich und verbeugte mich leicht vor dem Mädchen, ehe ich durch die Küche davonschritt.

Es dauerte nur einen Augenblick, da rief meine irische Dienstmagd: »Hallo! Rhys ap Sion!«

Ich blieb stehen. Sie stand noch immer am Feuer und schaukelte ein bißchen hin und her. »Du gehst ja in die Festhalle, Rhys ap Sion, Diener des Herrn Gawain. Saidis Haus ist hinter der Küche, in der anderen Richtung.« Sie schenkte mir ein selbstzufriedenes Lächeln.

»Komm, ich zeig es dir selbst.« Sie trippelte davon, und ich folgte ihr. Ich fühlte mich absolut lächerlich.

Saidi ap Sugyon war ärgerlich darüber, daß er aufgeweckt wurde. Er fluchte über mich, beklagte sich über sein Alter und seine Gesundheit, beklagte sich über die aus dem Süden, die Iren und den Pendragon, aber schließlich sagte er mir, ich könne jeden Kessel nehmen, den ich für richtig hielt, und damit zur Hölle fahren. Das Dienstmädchen kicherte mich an, als wir wieder in die Küche kamen, also brachte ich sie dazu, mir auch noch zu zeigen, wo die Kessel und die Lebensmittel waren. Ich nahm noch ein Extrabrot mit, zusätzlich zu dem, was wir zum Frühstück brauchten, falls es nötig wurde.

Während ich zurück zu unserem Haus ging, machte ich meine Überlegungen wegen Degganwy. Ich hatte den Verdacht – und später wußte ich es ganz sicher –, daß die Festung schlecht geführt wurde. Die Diener waren vom Mundschenk abwärts überarbeitet und unterernährt. Und vom Mundschenk abwärts trösteten sie sich auch damit, daß sie stahlen und betrogen, wann immer sie konnten. Hinterher erpreßten sie sich dann gegenseitig mit ihren Betrügereien. Deshalb war jeder schlecht ausgerüstet und fühlte sich elend. Eier verschwanden, ehe sie für einen Kuchen gebraucht wurden; Messer und Töpfe verschwanden ständig und tauchten oft, niemand wußte wie, zum Verkauf an einem Markttag wieder auf. Eine Frau fing an, einen Mantel zu weben, und wenn sie halb fertig war, dann entdeckte sie, daß keine Wolle mehr zu kriegen war. Und wenn sie dann doch noch Wolle erwischte, dann gab es keine Farbe oder nur die falsche Farbe dafür. Maelgwyns Krieger wußten, was vor sich ging, und schlugen die Diener häufig, und die Diener prügeln sich gegenseitig und betrogen noch mehr. Dennoch, irgendwie lief die ganze Geschichte trotzdem bemerkenswert gut, denn alle schoben ihren Ärger auf den hohen Tribut, den Artus verlangte, und hielten die Kriege des Pendragon gegen die Sachsen für die Wurzel all ihrer eigenen, elenden kleinen Schwierigkeiten. Jeder fürchtete seinen Nachbarn und seinen Vorgesetzten, und keiner wagte es, seine Unehrllichkeit bis ins Extrem zu führen. Deshalb war Degganwy eine starke Festung, aber für keinen bot sie viel Freude. Ihre Stärke lag nur in der Gegnerschaft, wie ich sie sah, und keinen Augenblick lang herrschte Einigkeit oder ein freundlicher Gedanke, der sie mit einem zivilisierten Ort wie Camlann verband.

In Degganwy hatte ich mehr Freizeit als in Camlann. Man kannte

mich als den Diener des Herrn Gawain, und als solcher hatte ich am Leben der Festung keinen Anteil. Deshalb hatte ich nur die beiden Krieger und ein einziges Haus zu versorgen, dazu die Pferde aus Caer Legion. Rhuawn half mir damit. Gawain war zuerst sehr beschäftigt damit, Maelgwyn zu bedienen oder gelegentlich mit seinem Vater zu reden. Er schrieb Artus am Nachmittag unseres ersten Tages in Degganwy einen Brief, in dem er ihn informierte, wie die Situation war. Er verließ Degganwy zu Pferd, und er hatte das Blatt Pergament unter seinem Hemd verborgen. Er sagte den Wachen am Tor, er müsse dem Pferd Bewegung verschaffen. Ich bin nicht sicher, wie der Brief Artus erreichte. Der Kaiser hat Männer in Gwynedd, die ihm über Maelgwyns Truppenbewegungen berichten, und Gawain wußte, wo er eine Botschaft hinterlassen konnte, obwohl er mit keinem dieser Männer direkt sprechen konnte, ohne ihr Leben in Gefahr zu bringen. Jedenfalls kam er ohne den Brief zurück. Dann verbrachte er auch noch Zeit damit, sich mit Maelgwyn oder Maelgwyns Männern zu unterhalten, mindestens einmal am Tag. Die Tributzahlungen wurden festgesetzt – Maelgwyn gab zu, er müsse wohl ›einen Fehler gemacht haben‹, und im nächsten Jahr würde er zusätzlich zahlen, um das auszugleichen – , aber von dem, was Lot und Morgas mit Maelgwyn privat besprachen, erfuhren wir sehr wenig. Es schienen keinerlei Vorbereitungen für einen Krieg zu laufen: Keine Boten kamen von den Ynysoedd Erch oder ritten dorthin, und auch die verschiedenen Fürsten von Gwynedd sandten keine Nachrichten. Niemand sammelte Vorräte, es gab keine langen Ausritte der Truppen ins Land hinein – aber deutlich genug war zu sehen, daß zwei solch wichtige Könige sich nicht trafen, wenn sie nicht irgend etwas dieser Art im Sinn hatten.

In all seinen Unterhaltungen mit Maelgwyn oder mit den Kriegern von den Inseln vermied es Gawain sehr gründlich, mit seiner Mutter oder seinem jüngeren Bruder zusammenzutreffen. Wenn seine offizielle Arbeit erledigt war, ritt er gewöhnlich hinaus in die Berge und kehrte erst bei Nacht zurück. Wenn er anwesend war, dann war er ziemlich entnervend. Ja, er war stets untadelig höflich und irgendwie gewillt, allen Wünschen nachzukommen, und er war sogar in der Lage, zu Maelgwyn charmant zu sein. Aber ich hatte nie das Gefühl, daß er wirklich dabei war und daß es ihn kümmerte, was die anderen sagten. Er hatte sich an einen schrecklich stillen Ort hinter seinen Augen zurückgezogen, und von der ersten

Nacht an weigerte er sich, bei irgendeinem Menschen die Vorsicht fahren zu lassen. Ich bemerkte vage, daß es vielleicht die Anwesenheit seiner Mutter in Degganwy war, die ihn verstörte, aber mir gefiel das nicht. Ich begriff auch nicht, warum er seinem Bruder aus dem Weg ging. Rhuawn und ich stimmten darin überein, daß Medraut ein erstaunlich liebenswürdiger Mensch war.

An unserem zweiten Tag in Degganwy kam ich in den Stall, um mich um die Pferde zu kümmern, und stellte fest, daß Rhuawn und Medraut an der Tür eines Stalles standen und ein Tier aus Maelgwyns Bestand begutachteten.

»Diese Bergpferde sind einfach zu klein«, sagte Rhuawn gerade. »Und sie haben keinen Widerrist – schau dir dies mal an!

Nichts, woran man sich in einer Schlacht festhalten könnte. Das erstemal, wenn dein Speer irgend etwas trifft, fällst du runter, und wenn nicht, dann sitzt du zu niedrig, um den Speer irgendwie zu deinem Vorteil zu benutzen. Nein, Maelgwyn wird den südlichen Königen mit seiner Kavallerie nie ein Gegner sein, es sei denn, er kauft ein paar Tiere aus Gallien.«

»Andererseits«, erwiderte Medraut lächelnd, »fallen diese südlichen Pferde, diese gallischen Kriegsstuten, in hügeligem Gelände über die eigenen Beine. Aber diese kleine Stute hier, die könnte dich mitten im Winter den steilsten Berg hinauftragen oder bei einem Angriff im Schlamm bergab galoppieren. Zeig mir eine Reitertruppe des Südens, die das schafft!«

»Wir haben's geschafft, in der Familie.« Rhuawn streichelte seinen Schnurrbart. »Es ist nicht leicht, aber wir haben es einmal geschafft, im Norden. Einmal haben wir sogar einen Angriff bergab geritten, über einen Fluß und das gegenüberliegende Ufer hinauf, mitten in einen sächsischen Schilderwall hinein. Natürlich hat dein Bruder den Angriff geführt...«

Medraut lachte. »Gawain, der könnte den Nordwind satteln, wenn er Lust dazu hätte. Er hat das immer gekonnt. Er ist derjenige, der mich reiten gelehrt hat, wirklich. Obwohl ich nie so gut sein werde wie er.«

»Bei Kavallerieangriffen gibt es keinen auf der ganzen Erde, der so gut ist.«

Medraut lächelte wieder. »Das glaube ich dir gern. Natürlich, als er... Dun Fionn... verlassen hat, da wußte niemand, was er für ein Kämpfer ist. Aber seit damals habe ich die Lieder gehört. Seltsam, ein Lied dieser Art über einen Bruder zu hören, den man seit Jahren

nicht mehr gesehen hat. Warum überläßt Artus ihm nicht den Befehl über die Reiterei?«

Rhuawn drehte sich um und lehnte sich gegen die Box. Dann bemerkte er mich. Er unterbrach die Unterhaltung und rief: »Oh, Rhys, ich hab' dein elendiges Vieh schon versorgt. Herr Medraut, das ist Gawains Diener Rhys ap Sion. Ein guter Mann.«

Ich verbeugte mich ein bißchen, und Medraut ap Lot richtete sich auf, lächelte breit und winkte mich zu ihm hinüber. Mein Traum blitzte mir einen Augenblick lang im Kopf, aber Träume sind flüchtige Dinge und bedeuten gewöhnlich gar nichts. Also ging ich hinüber und lehnte mich gegen die Stallwand.

»Also«, begann Medraut wieder, »warum gibt der Pendragon meinem Bruder nicht das Kommando über die Reiterei?«

Rhuawn gähnte. »Weil er so ein wilder Kämpfer ist. Gawain wird verrückt in der Schlacht, und er haut dann jeden mitten durch, der vor ihm ist. Wenn er je in der Schlacht getötet wird, dann kommt es sicher daher, daß jemand ihn von hinten mit einem Wurfspeer trifft. Niemand wird ihn je Mann zu Mann schlagen. Niemand. Und was den Befehl über andere in einer Schlacht angeht – wenn er erst einmal angefangen hat zu kämpfen, dann versteht er kein Britisch mehr, und er kennt selbst seine besten Freunde nicht. Bedwyr, der behält unter allen Umständen einen klaren Kopf. Er ist ein Philosoph und kann den ganzen Schlachtplan im Kopf behalten, und er sieht, wo alle sind und wo jeder hin muß. Der kann selbst Gawain befehlen.«

Medraut schaute gedankenvoll drein. »Er wird also wirklich verrückt? Das erklärt vielleicht...« Er hielt inne.

»Was?« fragte Rhuawn.

Der andere lächelte. »Ach nichts. Wie zeigt sich denn seine Verrücktheit? Ich hab' noch keine Chance gehabt, mit ihm zu reden, und ich weiß sowieso nicht, was ich ihn fragen könnte. Es ist schwer, einem älteren Bruder solche Fragen zu stellen.«

»Mhm. Kann ich mir vorstellen. Na, er... er wird einfach verrückt. Er reißt sein Schwert heraus und reitet alles nieder, was gerade vor ihm ist. Er fühlt noch nicht einmal, wenn er verwundet wird. Erst hinterher bemerkt er es. Dann bricht er gewöhnlich zusammen. Aber während der Schlacht hat er die Kraft von drei Männern und bewegt sich schneller, als man denken kann.«

Medraut hatte einen sehr intensiven Blick. Er nickte. »Bricht hinterher zusammen. Ja...«

»Er ist kein Berserker«, warf ich ein. Irgendwie dachte ich, daß Rhuawn Medraut den falschen Eindruck von Gawain schilderte. »Ich würde noch nicht einmal sagen, daß er ›verrückt‹ ist, wenn das nicht das Wort wäre, das er selbst benutzt.« Ich zögerte und suchte nach einer Möglichkeit, um die Ekstase zu beschreiben, die ich während des Schlachtenwahnsinns auf seinem Gesicht gesehen hatte.

Aber Medraut nickte und sagte: »Natürlich«, und begann wieder über Pferde zu sprechen. Es war angenehm, in seiner Gesellschaft zu sein, besonders, wenn man die Feindseligkeit der anderen in Degganwy betrachtete. Es machte mir Spaß zuzuhören.

Nach einer Weile wandte sich die Unterhaltung der Musik zu, und Medraut bat uns, am nächsten Nachmittag in sein Haus zu kommen und einem der irischen Harfner zuzuhören; sowohl Rhuawn als auch ich akzeptierten bereitwillig. Mir schmeichelte es, daß ich auch eingeladen war, und ich freute mich, daß Rhuawn nicht zu den Männern gehörte, die sich dadurch beleidigt fühlten, daß Medraut auch mich gefragt hatte.

Der Herr Medraut wohnte mit ein paar anderen Kriegern von den Ynysoedd Erch in einem Haus, das sehr viel größer und feiner als unseres war, wenn auch genauso überfüllt. Es lag neben einem weiteren Haus, wo die Königin allein wohnte. Der König teilte ihr Zimmer nicht, was mich überraschte, aber Medraut gab deswegen keinen Kommentar ab.

Als wir ankamen, war allerdings keiner der anderen Krieger anwesend, und Medraut erklärte, sie seien in Maelgwyns Halle und spielten Würfel. »Und leider ist dort auch der Harfner und spielt Lieder zum Rhythmus des Knöchelspiels. Aber wir haben hier eine Harfe, wenn du sie spielen kannst. Ich kann es wenigstens ein bißchen.«

Rhuawn konnte es auch ein bißchen (ich überhaupt nicht), und wir ließen uns am Feuer nieder. Ich setzte mich ein wenig abseits, weil ich verlegen war. Medraut klopfte an die Wand, und nach einem Augenblick öffnete sich die Tür des Nachbarhauses, und das irische Dienstmädchen aus der Küche erschien.

»Ach, da bist du ja, Eivlin«, sagte Medraut. »Hat meine Mutter noch immer etwas von dem gallischen Wein da drinnen herumliegen?«

»Ja, die Herrin hat noch welchen, aber...«

»Dann sei ein braves Mädchen und hol ihn. Komm, das sind Gäste.«

Sie zuckte ein wenig die Achseln und wandte sich zum Gehen, aber sie hob eine Augenbraue in meine Richtung, die mir deutlich sagte: »Was machst du hier als Gast eines Kriegers?« Sie kam mit einem Krug Wein und drei Bechern zurück und schenkte uns allen ein. Ich konnte diese Dinge noch immer nicht besonders beurteilen, aber ich hielt den Wein für gut. Eivlin tat das offenbar auch, denn sie gab mir nicht soviel davon, und sie ließ den Krug nur sehr zögernd neben Medraut stehen.

Medraut nahm einen Schluck von seinem Wein, stellte dann den Becher beiseite und begann, die Harfe zu stimmen.

Als Mitglieder von adeligen Clans hatten natürlich sowohl Medraut als auch Rhuawn das Harfespielen erlernt, und beide waren gut. Medraut sang ein paar Lieder über irgendeinen hochberühmten irischen Helden namens CuChulainn – »aber Gawain sang die Lieder gewöhnlich besser«, meinte Medraut – und Rhuawn antwortete mit einem Lied über Macsen Wledig, und mit einem noch älteren Lied über Pyderiap Pwyll. Sie reichten sich gegenseitig abwechselnd die Harfe und nippten den Wein, während sie zuhörten, und der feuchte Nachmittag war vergessen.

Nach einer Weile rief Medraut Eivlin zurück und befahl ihr, Brot und Käse aus der Küche zu holen. Da wurde ihr Blick besorgt, und ich fragte mich, ob sie wohl etwas zu tun hatte, von dem wir sie abhielten. Ich bot mich an, mit ihr zu gehen – ich mußte sowieso meinen Kopf wieder klarkriegen –, und überrascht akzeptierte sie die Hilfe.

Es dauerte ziemlich lange, bis wir den Käse gefunden hatten. Jemand hatte am gleichen Morgen den großen Käselaiab gestohlen, und Saidi ap Sugyon, der tatsächlich einmal auf war, hatte keine Lust, einen neuen Laib anzuschneiden. Ich drohte ihm mit Medraut, Rhuawn, Gawain, der Königin von den Orcades und mit meinen Fäusten, und endlich gab er nach. Triumphierend zogen wir ab. Eivlin lachte.

»Ich bin froh, daß du mitgekommen bist, Rhys ap Sion«, sagte sie. »Wirklich, ich hätte ihm auch mit meiner Herrin und dem Herrn Medraut gedroht, aber dieser verschrumpfte Hammel macht sich aus denen nicht mehr als aus seinem eigenen Herrn. Du dagegen, du behandelst ihn nach Bauernart.«

»Ich bin ja auch einer«, sagte ich.

Sie hob wieder die Augenbrauen. »Wirklich? Hast du dein Land verloren?«

Ich schnaufte. »Dazu würde man aber eine erstklassige Armee brauchen, um meinem Clan das Land zu nehmen. Nein, ich bin hier, weil...«, ich konnte ihr, glaube ich, kaum das Durcheinander meiner Gründe erklären – »weil ich für den Pendragon bin und weil ich meinen Herrn Gawain mag.«

Über diese Erklärung, daß ich aus freiem Willen Diener war, sah sie sehr verblüfft aus. Also fragte ich sie, ob sie als Dienstmagd geboren sei.

Sie warf den Kopf zurück. »Irgendwie schon. Mein Vater ist aus seiner Familie ausgestoßen worden, und er war in Lebensgefahr, deshalb ist er aus Erin geflüchtet. Mich hat er mitgenommen. Auf den Orcades hatte er keine Verwandten, also ist er hingegangen und hat sich einen Dienst bei König Lot gesucht.«

»Wofür haben sie ihn denn ausgestoßen?« fragte ich, ehe mir etwas Besseres einfiel. »Er hat seinen Bruder umgebracht«, sagte sie knapp. Sie nahm mir den Käse ab und öffnete die Tür zu Medrauts Haus, ehe ich begreifen konnte, was sie da gesagt hatte.

Medraut und Rhuawn hatten aufgehört zu singen und unterhielten sich. Eivlin legte das Brot und den Käse energisch hin und rauschte ins nächste Zimmer. Ich setzte mich und dachte über den Brudermord nach. Sie sagen, daß auf denen, die so etwas tun, ein Fluch lastet, der sich auch auf die Nachkommen erstreckt. Arme Eivlin. Ich fragte mich, wie alt sie damals wohl gewesen war.

Rhuawn schnitt sich geistesabwesend eine Scheibe Brot und etwas Käse ab und aß. Er hörte Medraut zu, der über das Harfespielen redete.

»... dreiundzwanzig größere Lieder muß man lernen, und die Familiengeschichten, die noch schlimmer sind...« Rhuawn schnaufte und nickte heftig. »Alles muß im bardischen Stil erzählt werden, der so drückend ist wie ein Sommernachmittag und sehr viel weniger entspannend. Gawain mochte den bardischen Stil, aber er hat ihn nie gesungen. Er pflegte mir die Geschichten immer direkt zu singen, und das war wunderschön.«

»Ja, er ist ein guter Harfespieler«, stimmte Rhuawn zu.

Medraut lachte. »Ich dachte früher einmal, er sei gut in allem. Aber... hast du auch einen älteren Bruder?«

Rhuawn schüttelte den Kopf. »Nein.« Er grinste. »Aber ich hab' einen jüngeren Bruder, deshalb kann ich es mir vorstellen.«

Medraut lächelte, aber es war ein verletztes Lächeln. »Dann ist Gawain natürlich... weggegangen. Jahrelang haben wir geglaubt, er

sei tot: Kein Wort haben wir von ihm gehört. Und dann kamen die Berichte, daß er in Britannien lebte und für Artus kämpft und daß er großartig kämpft. Zuerst haben wir es nicht geglaubt, aber schließlich mußten wir. Ich weiß nicht, warum er gegangen ist, es sei denn... Meine arme Mutter hat sich sehr große Sorgen gemacht.«

Rhuawn und ich saßen sehr still. Wir waren verlegen. Medraut schaute uns scharf an. »Ja, das hat sie wirklich. Kommt, ihr glaubt doch nicht all diesen Blödsinn, daß sie eine Hexe ist, oder? Sie ist einfach eine kluge Frau, und deshalb mißtrauen ihr die Männer.«

Ich dachte daran, wie sie uns am ersten Abend entgegengekommen war, und mir schauderte. Rhuawn hustete und fragte nach der Harfe. Nachdem wir eine Weile der Musik gelauscht hatten, wurde Medraut wieder fröhlicher.

Als wir zu unserem Haus zurückkehrten, wurde es schon dunkel, und Gawain saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden und schaute ins Feuer. Er blickte auf und nickte uns zu, als wir hereinkamen, aber das war alles. Rhuawn setzte sich auf das Bett.

»Ein sehr angenehmer Nachmittag. Wie ist es dir ergangen?«

Gawain zog langsam mit einer langfingrigen Hand Muster auf dem Boden. »Maelgwyn sagt nichts mehr. Und die Berge sind wunderbar im Frühling.«

»Wirklich?« Gawain sagte nichts. »Wir verbrachten den Nachmittag mit deinem Bruder, Rhys und ich. Das nächste Mal könntest du mitkommen, anstatt allein in den Bergen herumzureiten.«

Gawain blickte ruckartig auf. »Mit Medraut? Was habt ihr bei Medraut gemacht?«

»Hauptsächlich haben wir Harfe gespielt. Er hat eine ganze Menge von dir erzählt.« Rhuawn machte eine Pause, dann fuhr er vorsichtig fort: »Vetter, ich glaube nicht, daß dein Bruder viel von dem weiß, was deine andere Familie macht. Er redet, als ob ihr früher einmal sehr eng befreundet gewesen wärt. Es gibt keinen Grund, dich ihm gegenüber so kalt zu benehmen, wie du das getan hast.«

»Medraut weiß, warum ich Dun Fionn verlassen habe.«

»Er hat etwas anderes gesagt.«

»Ja? Dann hat er gelogen.«

»Vetter, er ist kein schlechter Mensch. Ich fand ihn sehr höflich, sehr angenehm und großzügig.«

Gawain warf uns einen langen, dunklen Blick zu, und dann

zuckte er die Achseln. »Als ich Dun Fionn verließ, hatte er... gewisse Schritte in Richtung meiner Mutter unternommen.«

»Könnte es nicht sein, daß er es sich anders überlegt hat?« fragte ich. »Du sagtest doch, du selbst hättest die Zauberei verleugnet.«

Gawain rieb sich müde mit den Händen das Gesicht. »Ich weiß nicht«, sagte er nach langer Pause. »Vielleicht. Aber er wußte, warum ich gegangen bin... Ihr meint, ich sollte mit ihm reden?«

Wir sagten es ihm. »Dann werde ich mit ihm reden. Unter vier Augen. Und jetzt gehe ich und versorge mein Pferd.« Er erhob sich und verließ uns. Er verschwand im kalten Zwielficht.

»Er hat gerade erst sein Pferd versorgt«, murmelte Rhuawn. »Mit diesem Tier verbringt er mehr Zeit als mit seinen Freunden und Verwandten.« Rhuawn packte einen Strohalm von der Matratze und warf ihn zornig ins Feuer. Es stimmte, und auch ich ärgerte mich. Aber ich sagte nichts.

Die nächsten paar Wochen vergingen auf die gleiche Weise. Ich sah Medraut ap Lot ziemlich oft, und er und Rhuawn wurden Freunde und gingen zusammen auf die Jagd. Gawain allerdings erwähnte seinen Bruder nicht mehr, bis endlich Rhuawn das Thema wieder aufgriff. Und da sagte er sehr kalt: »Ich habe mit ihm geredet. Ihr irrt euch sehr, wenn ihr glaubt, daß noch ein Rest Liebe zu mir in ihm übrig ist, und ich glaube, er ist vertraut mit den Plänen meiner Mutter.« Und als Rhuawn den Kopf schüttelte und protestierte, bestand Gawain darauf. »Er sucht euch nicht auf, weil ihm das Licht am Herzen liegt. Ich bitte dich, Vetter, sprich nicht mit ihm. Ich traue seinen Motiven nicht.«

Aber weder Rhuawn noch ich konnten das von Medraut glauben. Ich meinte, daß mein Herr mit seinem Bruder gestritten haben mußte, als sie miteinander sprachen. Das war ja verständlich, nach einer so langen Trennung und nach einem Wiedersehen unter solchen Umständen.

Ich hatte jetzt mehr zu tun als am Anfang. Bei einem weiteren Besuch bei Medraut mußte Eivlin, das Dienstmädchen, wieder die eigene Arbeit liegen lassen, um Dinge für uns zu holen, und so hatte ich ihr wieder meine Hilfe angeboten. Während wir von der Festhalle mit einem Krug Wein zu Medraut zurückgingen, wandte sie sich mir zu und fragte tiefernst: »Hast du keine Angst vor dem Fluch?«

»Vor welchem Fluch?« fragte ich, obwohl ich selbst über den Fluch nachdachte, der auf Brudermord lastet.

»Sterne des Himmels! Na, vor dem Fluch, der wegen der Tat meines Vaters auf mir lastet. Was glaubst du denn, was ich noch für andere Flüche mit mir herumtrage?«

»Ach, den Fluch. Ich glaube nicht an Flüche.«

Sie blieb stehen und starrte mich an. Während sie die Hand auf die Hüfte stemmte, legte sie den Kopf zurück und schaute zu mir auf. »Ich habe also einen Dummkopf vor mir? Du glaubst nicht an den Zauber von Blut und Eisen?«

Ich legte auch den Kopf zurück und rief aus: »Ich bin ein Christ aus einem christlichen Königreich, und wenn Blut und Eisen einen Fluch tragen, dann wird er durch Blut und Wasser wieder aufgehoben. Ich habe keine Angst vor Zaubereien.«

»Noch nicht einmal vor der Zauberei meiner Herrin?« fragte sie sehr ruhig. Mir wurde kalt, und ich schwieg. »Du glaubst es also doch.« Sie ging wieder weiter.

Ich eilte hinter ihr her. »Deine Herrin kann einen schon erschrecken, aber das ändert nichts an meinem Glauben, und kein Fluch ist stärker als die Macht des Christus. Es würde mich nicht kümmern, wenn dein Vater all seine Brüder und auch noch seine Eltern umgebracht hätte.«

Sie zitterte. »Deine christlichen Zaubereien sind so mächtig? Ich hatte gehört, sie wären... und du bist wirklich ein Christ?« Ich nickte, und sie blieb wieder stehen und schaute mich mit verschlossenem Gesicht an. »Ist es wahr, daß ihr Blut trinkt?«

Ich war schockiert. Ich hatte zwar gewußt, daß die Ynysoedd Erch ein barbarisches, heidnisches Königreich waren, aber das, was sie da gerade ausgesprochen hatte, war unglaublich. »Ihr heiligen Engel, nein! Wo hast du denn das gehört?«

»Na, jeder sagt es doch. Du meinst, es ist nicht wahr?«

»Natürlich nicht. Uns Christen sind keine Zaubereien erlaubt, geschweige denn das Trinken von Blut oder so etwas.«

Sie zuckte die Achseln. »Nun, ich hatte gehört, die Christen haben einen Ritus, bei dem sie kleine Kinder töten, das Fleisch essen und das Blut trinken. Alle Diener in Dun Fionn sagen das. Ich habe es für eine Zauberei gehalten, die genauso schlimm ist wie die Zauberei meiner Herrin. Und in der Tat, es klang mir auch wahrscheinlich, denn sie hat seit Jahren versucht, den Pendragon umzubringen, und es ist ihr nicht gelungen. Wenn die Christen aber keinen Zauber kennen, dann kann meine Herrin ihn nur nicht töten, weil er so weit entfernt ist. Es muß einfach so sein. Es sei denn,

jemand schützt Artus. Bist du sicher, daß es nicht solche Rituale gibt und daß du auch nichts von ihnen gehört hast?«

In einem Augenblick der Einsicht wußte ich plötzlich, woher sie den Gedanken hatte. »Wir haben ein Geheimnis, ein Ritual, an dem ich teilgenommen habe«, sagte ich ihr, »aber wir nehmen Brot und Wein, und nicht Fleisch und Blut. Wenigstens sieht es wie Brot und Wein aus. Meine Mutter hat das Brot schon manchmal dafür gebacken. Aber wir sagen, wenn die Verwandlung stattfindet, dann ist es wirklich Fleisch und Blut.«

»Ach«, sagte Eivlin. »Und ich hatte gedacht, es wäre eine mächtige Zauberei. Na gut.«

»Der Ritus ist mächtig«, sagte ich fest. »Es ist ein Wunder...«

»Und wegen diesem kleinen Abendessen« – sie schnippte verächtlich mit den Fingern –, »wegen dieser Zauberei, die gar keine ist, glaubst du nicht an Flüche? Wirklich, du bist dumm.«

»Ich habe keine Angst vor Flüchen«, sagte ich und biß die Zähne zusammen, und ich versuchte, ihr die Sakramente zu erklären und Jesus und seinen Sieg über Tod und Hölle. Das führte mich dazu, darauf zu bestehen, daß er sowohl ein Gott als auch ein Mensch sei, und ich verstrickte mich in meinen Thesen und brachte den ganzen Glaubensinhalt durcheinander. Eivlin bäugte mich skeptisch und machte ätzende Bemerkungen, und endlich gab ich verärgert auf. Ich zog mich zu der Behauptung zurück, daß ich vor irgendeinem Fluch keine Angst hätte.

»Das sagst du«, meinte sie. »Und dennoch hast du Angst vor meiner Herrin. Wirklich. Und vor mir wirst du auch Angst haben, weil ich verflucht bin, und mit Sicherheit wirst du mir in Zukunft aus dem Weg gehen.«

»O nein. Hab' ich dir nicht heute meine Hilfe angeboten? Was deine Herrin angeht – hattest du gesagt, du müßtest heute das Bett andersherum drehen? Nun, mit der schweren Arbeit will ich dir helfen.«

Sie hob die Augenbrauen, aber in mildem, besänftigtem Tonfall erlaubte sie es mir. Ich half ihr also, und danach mußte ich ihr noch bei weiteren Arbeiten helfen, um ihr meinen Mangel an Furcht gegenüber Flüchen zu beweisen. Zuerst war ich wütend, aber dann freute es mich, daß ich ihr etwas bewies. Erst am Ende des Nachmittags bemerkte ich ihr wohlgefälliges, hinterlistiges Lächeln und schöpfte langsam Verdacht, daß sie mich zum Narren hielt.

Nichtsdestoweniger half ich ihr während der nächsten paar

Wochen, wann immer sie mich darum bat, um ihr zu beweisen, daß ich ihr nicht aus dem Weg ging und vor ihrem Fluch keine Angst hatte und auch nicht vor Morgas von den Orcades. Ich hatte vor, mich irgendwann einmal von ihr zurückzuziehen, aber Eivlin war trotz ihrer rundlichen Schönheit viel gerissener als jeder andere, dem ich je begegnet war. Auf einem Marktplatz wäre sie zu fürchten gewesen. Sie konnte so überzeugend sein wie ein Roßtäuscher, und sie war zweimal so scharfsinnig. Die einzige Person, die ihr je die Zügel anlegen konnte, war ihre Herrin. Gelegentlich sah ich auch Morgas, und beim zweiten Blick mochte ich sie nicht mehr als beim ersten. Sie achtete überhaupt nicht auf mich, abgesehen von der ersten scharfen Frage an Eivlin, aber Eivlin wirkte immer gedrückt und leise, wenn die Königin in der Nähe war, und stets schwieg sie eine Weile, selbst wenn ihre Herrin gegangen war.

Dennoch, als ich das Zimmer der Königin gesehen hatte und Eivlin half, aufzuräumen, fand ich keine Hinweise darauf, daß die Königin Zauberei ausübte. Ein paar Bücher lagen herum, aber sonst nichts, und ich konnte nicht entscheiden, was das für Bücher waren. Medraut bestand darauf, sie sei keine Hexe, und der Ruf, den sie hatte, sei nur üble Nachrede. Der pure Neid. Hervorgerufen dadurch, daß sie schön und intelligent und fähig in Regierungsangelegenheiten war. »Es kommt auch daher, daß sie manchmal eine gewisse Ausstrahlung hat. Mein Bruder sieht hin und wieder genauso aus.« Dennoch, ich meinte nicht, daß Morgas und Gawain sich irgendwie ähnlich waren, obwohl sie beide unheimlich wirkten. Ich wußte, daß Medraut sich irrte. Wahrscheinlich, so sagte ich mir, spricht er nur aus, was er gerne glauben würde.

Als ein paar Wochen vergangen waren, entschloß Rhuawn sich, darauf zu drängen, daß Gawain und Medraut anständig miteinander redeten und ihre Differenzen ausräumten. Er bat Medraut eines Nachmittags herüber in unsere Hütte und hielt ihn lange dort, ohne Gawain vorzuwarnen. Der größte Teil des Nachmittags war angenehm wie gewöhnlich. Er verging in entspannter Unterhaltung. Dann öffnete sich die Tür, und Gawain erschien. Hinter ihm lag das Zwielflicht, und es regnete, und das Haar meines Herrn klebte ihm vor Nässe am Kopf. Er selbst triefte und sah müde aus. Aber er warf nur einen Blick auf Medraut, und beide erstarrten. Einen Augenblick lang dachte ich, Gawain wolle wieder rückwärts hinaus in den Regen gehen, unter irgendeinem Vorwand. Rhuawn stand hastig auf, grüßte Gawain und bot ihm Met an. Gawain schaute ihn noch nicht einmal

an, sondern er stand nur da und starrte Medraut an.

Medraut starrte zurück. Die beiden Gesichter, das dunkle und das helle, waren so still wie der Himmel, und nur ihre Augen waren strahlend und kalt. Dann, zwischen einem Augenblick und dem nächsten, schritt Gawain durch das Zimmer, stellte sich vor seinen Bruder und schaute zu ihm hinab. Die offene Tür ließ den nassen Geruch der Nacht ein, und der Regen tropfte von seinem Mantel auf den Fußboden.

»Was machst du hier?« Gawains Stimme war ruhig, aber irgend etwas in seinem Tonfall sagte mir, daß Gefahr drohte.

Medraut richtete sich vor dem Feuer auf, stellte sich hin, wischte die Holzasche von seiner Schulter und lächelte zögernd. »Ich wurde hierhergebeten, Bruder. Wenn du mich nicht willst, dann gehe ich.«

Gawain warf Rhuawn einen Blick zu und dann mir. »Wahrhaftig, du wurdest gebeten. Aber was hast du gemacht, Medraut?«

Der andere lächelte nervös und bedauernd. »Ich habe Harfe gespielt, wie du es mir einmal beigebracht hast. Was ist daran falsch?«

»Das ist es nicht, was ich meinte.« Gawain musterte seinen Bruder mit festem Blick. Etwas Wasser rann aus seinem Haar und lief ihm die Wange hinunter. Es glitzerte wie rote Bronze im Feuerlicht. »Medraut.« Seine Stimme hatte sich verändert und war ernst geworden. »Früher einmal wolltest du sein wie CuChulainn, voll Kraft und Fähigkeiten. Voll Mut und Ehre. Ich habe gedacht, du könntest einmal ein zweiter CuChulainn werden. Ist das alles nichts für dich, außer einem Flüstern in der Dunkelheit und der Hoffnung und einem purpurnen Mantel im Tageslicht?«

Nur einen Augenblick lang glaubte ich, ich sähe etwas Seltsames in Medrauts Gesicht. Es war eine kalte, bittere Finsternis, die sich hinter seinen Augen zeigte. Aber das war nur für einen Augenblick, und dann lächelte er wehmütig und schmerzhaft, und ich bezweifelte, ob ich überhaupt etwas gesehen hatte. »Noch immer unnachgiebig?« fragte er Gawain. »Bedeutet dir nichts, deine Familie und dein Heimatland, das du einmal geliebt hast? Hast du uns verkauft um ein weißes Pferd und ein Schwert und einen Platz hinter dem Pendragon?«

»Zuerst dem Licht, nicht Artus. Und es war der Mühe wert, trotz allen Kummers. Wie ist es mit deinem Handel, Medraut?«

Medraut ging schnell zur Tür, packte sie und blieb stehen, die Hand auf dem Riegel. »Ich kann hier nichts tun.« Er schaute seinen

Bruder nicht an, und seine Stimme klang gepreßt von irgendeinem inneren Schmerz. »Wenn du noch immer Lust hast, Rhuawn, dann können wir morgen jagen gehen. Gute Nacht, Gawain.« Er schlüpfte hinaus und schloß die Tür hinter sich.

Rhuawn starrte Gawain zornig an, aber er sagte nichts.

Gawain seufzte, nahm die Nadel von seinem Mantel und hielt ihn einen Augenblick in der Hand. Das Rot des Stoffes leuchtete lebendig vor seiner schmalen, dunklen Gestalt. Zögernd setzte er sich, schaute Rhuawn an und dann mich.

»Ihr dürft Medraut nicht glauben«, sagte er endlich. »Was immer er plant, es ist nicht zu eurem Besten.«

Rhuawn sagte nichts. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Mein Herr hatte seinen Bruder nicht schön behandelt. Aber nach einer Weile bot ich Gawain etwas Met an, nur um das Schweigen zu brechen. Einen Augenblick glaubte ich, er würde weiter über Medraut reden, aber er nahm nur den Met, fuhr sich mit einer schmalen Hand durch sein nasses Haar und nippte langsam das heiße Getränk.

Am folgenden Tag, als ich zu Eivlin ging und an ihre Tür klopfte, rief sie nicht sofort: »Komm herein!«. Ich wartete einen Augenblick, dann klopfte ich noch einmal. Diesmal rief eine Stimme: »Herein.«

Ich drückte die Tür auf und blieb auf der Schwelle stehen. Morgas von den Orcades saß dort. Sie hatte mir den Rücken zugekehrt und band ihr schwarzes Haar mit einem goldenen Band auf. Sie trug nur ein Gewand aus purpurrotem Leinen, durch das jede Linie ihres Körpers sichtbar war, und sie saß da und schaute in einen Bronzespiegel. Ich konnte ihr Gesicht im Spiegel sehen, und die offene Tür und meine eigene Gestalt waren im Spiegelbild eingefroren. Die Augen ihres Spiegelbildes begegneten meinem Blick, und ihr Mund zog sich zusammen. Sie drehte sich um. Ich ließ meinen Blick auf ihrem Spiegelbild ruhen, und ich gebe zu, ich hatte Angst, ihr ins Gesicht zu sehen.

»Was tust du hier?« Ihre Stimme war weicher als eine Wollgrasflocke, aber so kalt, daß mir das Mark in den Knochen gefror.

»Eivlin«, keuchte ich. »Ich... ich wollte ihr helfen, das Dach auszubessern.«

»Deine Hilfe ist nicht notwendig. Geh! Nein, warte.« Sie erhob sich und kam auf mich zu, und ich mußte meinen Blick vom Spiegel abwenden. Ich wünschte von Herzen, ich wäre anderswo, und ich

fragte mich, warum ich jemals von zu Hause weggegangen war. Ich kann es nicht erklären, aber diese Frau ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. »Du bist doch Gawains Diener, nicht?«

»Ja, große Königin«, murmelte ich.

Sie lächelte süß. »Es ist sehr großzügig von dir, daß du uns bei unseren Angelegenheiten helfen willst. Wie ist dein Name?«

Ich leckte mir die Lippen. Ich hatte nicht den Wunsch, irgend etwas auszusprechen, was ihr vielleicht Macht über mich und die Meinen gab. Aber ich mußte sagen: »Rhys ap Sion, Herrin.«

»Rhys ap Sion.« Sie spielte mit einem goldenen Anhänger, der um ihren Hals hing, und ihr Blick war auf meine Augen fixiert. Mir war schwindlig, und innerlich wand ich mich. Aber ich erinnerte mich meiner Prahlereien gegenüber Eivlin, und ich schaffte es so eben noch, zurückzustarren.

Sie ließ den Anhänger fallen. »Es ist sehr großzügig. Weiß dein Herr, mein Sohn, was du hier tust?«

Ich nickte, dann schüttelte ich den Kopf.

»Vielleicht hat er es dir befohlen«, sagte sie, noch immer lächelnd. »Ich glaube, so war es wohl.« Sie streckte die Hand aus und legte sie auf meine Schulter. Dann beugte sie sich vorwärts; ihre Lippen teilten sich leicht, und sie lächelte noch immer. »Er darf gern wissen, was immer du siehst. Sag ihm das. Aber sei gewarnt, ich liebe es nicht, ausspioniert zu werden, Rhys ap Sion, und ich liebe auch diejenigen nicht, die das tun... Gut.« Sie ließ den Arm sinken. »Eivlin ist heute den ganzen Tag in der Küche. Vielleicht kannst du sie dort finden.«

Ich verbeugte mich tief und ging. Als ich aus der Tür trat, stieß ich fast mit Maelgwyn von Gwynedd zusammen. Er knurrte mich an und holte aus, und ich duckte mich, während ich die Bewegung in eine Verbeugung und eine gemurmelte Entschuldigung verwandelte. Dann schritt ich davon, so schnell ich konnte. Aber hinter mir hörte ich, wie er Morgas begrüßte, und ich hörte ihr tiefes Lachen, während ein Blick über die Schulter mir zeigte, daß sie die Tür schloß. Sein Arm hatte um ihrer Hüfte gelegen.

Ich ging halbwegs bis zur Küche, dann blieb ich stehen auf dem reinen Gras, und der klare Himmel war über mir. Gawain hatte gesagt, Morgas sei es, die die Pläne schmiedete, und wahrhaftig, der verwelkte alte König Lot sah auch nicht so aus, als ob er dazu fähig sei. Lot stammte aus einer Welt der Armeen und Verbündeten, aber Morgas war subtiler. Morgas beherrschte die Gedanken ihrer

Verbündeten und unterwarf sie nicht einem bestimmten Ziel, sondern sich selbst. Gleichgültig, wer wen eingeladen hatte, sie schlief mit dem König von Gwynedd, und sie würde ihm diktieren, was er zu tun hatte. Die Ynysoedd Erch waren einfach zu weit entfernt- und deshalb war sie nach Gwynedd gekommen, um sich ein Werkzeug zu suchen. Lot Mac Cormac hatte wahrscheinlich keine Ahnung von ihren Plänen, aber es gab möglicherweise andere, die Bescheid wußten...

Ich wandte mich von der Küche zu den Ställen, in der Hoffnung, Gawain zu finden.

Zufällig war er nicht dort, sondern auf dem Übungsplatz in der Nähe. Er warf vom Pferd aus Speere auf ein Ziel. Ceincaled schoß über das Feld, so leicht wie eine Schwalbe, und Gawain schien ein Teil von ihm zu sein. Er warf die Speere gerade und mit sicherer Hand. Es war ein herrlicher Anblick, aber ich war nicht in der Stimmung, mich hinzusetzen und ihn zu bewundern.

»Herr!« rief ich. Er warf mir einen Blick zu, wendete dann Ceincaled in einem leichten Halbkreis und galoppierte zu mir herüber. Vor mir zügelte er das Pferd und beugte sich vornüber. Er stemmte den Ellbogen aufs Knie und hörte mir zu.

»Herr«, wiederholte ich, »hast du in der nächsten Stunde irgend etwas zu tun? Es gibt etwas, über das ich mit dir reden muß.«

Er seufzte. »Nein, nichts Dringendes. Maelgwyn hat heute morgen zu tun. Nur... muß es sein?«

Ich schaute ihn verärgert an. »Ja. Unter vier Augen.«

Er richtete sich auf. »Na, in dem Fall... Braucht dein Pferd Bewegung?«

Bald hatte ich meinen elenden Klepper aus Caer Legion gesattelt, und wir ritten hinaus in die Berge. Es war Ende April, und der Schnee war schon geschmolzen. Die ganze Erde war grün und neblig, und die Bäche rauschten. Ich mußte an die Zeit der Saaten denken und an das grüne Korn und an die jungen Lämmer und die Kälber, die es jetzt zu Hause zu versorgen galt. Der Frühling bringt eine Menge Arbeit, aber er ist eine wunderschöne Jahreszeit.

Gawain sumnte geistesabwesend eine Weile vor sich hin, und er sang auch ein wenig auf irisch. Ich versuchte, meine Gedanken zusammenzunehmen, und ich fragte mich, wie ich sie ihm wohl vermitteln sollte. Schließlich war sie seine Mutter, und Krieger töten wegen übler Bemerkungen über die Mutter.

»Herr«, sagte ich endlich.

»Also«, erwiderte Gawain, »du willst über meinen Bruder reden?«

Ich war erstaunt. »O nein, Herr. Über deine Mutter.« Und ich erzählte ihm, was Morgas an diesem Morgen zu mir gesagt hatte, und daß ich gesehen hatte, wie Maelgwyn zu ihr ging, »um zu reden.«

Gawain hörte mich geduldig an, und als ich endlich zögernd innehielt, sagte er: »Du glaubst, sie begeht Ehebruch mit Maelgwyn?«

»Herr« – ich holte tief Atem –, »mit allem Respekt, ja, das glaube ich.«

Zu meiner Überraschung lächelte er bitter. »Sie tut es, selbst wenn du es bezweifelst.«

Ich hielt mein Pferd an. »Du weißt davon?«

Er nickte und machte mit offenen Händen eine Geste. »Ich kenne meine Mutter. Und ich habe Maelgwyn beobachtet. Die ganze Festung weiß es, obwohl sie vor uns natürlich dergleichen nie erwähnen würden. Sie ist in der Angelegenheit ganz offen gewesen. Maelgwyn könnte mir fast leid tun, wenn ich nicht noch mehr Mitleid für Lot hätte.«

Mein Gesicht fühlte sich heiß an, und ich schaute zwischen den Ohren meines Pferdes durch. Daß ich in solcher Hast und mit solcher Dringlichkeit mit so abgestandenen Nachrichten zu meinem Herrn gekommen war! »Lot weiß es auch?« fragte ich.

»Er wußte es wahrscheinlich schon, ehe er auf den Inseln die Segel gesetzt hat.« Ich blickte abrupt auf, und er fügte schnell hinzu, während er mich nicht anschaute: »Nein. Es ist ihm nicht gleichgültig. Er könnte dem nicht zustimmen – nur, er kann ihr nicht länger irgendeinen Wunsch verweigern, der ihr gerade in den Sinn kommt. Er kann nichts mehr selbst entscheiden, Rhys. Er hat noch immer Wünsche, er hat noch immer einen Willen, aber er kann nicht handeln. Er...« Gawain streckte mit einer müden Bewegung die Hand in die Luft. »Er ist dahingewelkt. Er ist jetzt nur noch ein Schatten, ein Geist unter seinen eigenen Kriegern, ein Gespenst, das starrt und nicht sprechen kann. Ich kann hingehen und mit ihm reden, ich kann ihm erzählen, wie die Dinge stehen mit Agravain und mit mir selbst, und er freut sich über dieses und jenes, aber handeln« – seine Hand ballte sich krampfhaft –, »er ist wie eine Puppe. Und er ist auch derjenige, der einmal der Schild seines Volkes war, das Bollwerk seiner Truppe, der Anführer von tausend

Speeren. Er war der Herr von Dun Fionn auf den Orcades und allen Inseln im Norden und Westen von Kaledonien. Er war Herrscher durch seine eigene Kraft, durch seinen Scharfsinn und seinen Mut! Lieber Himmel, wie sie ihn benutzt hat!« Er ließ die Hand auf seinen Schenkel sinken, hob sie dann noch einmal und richtete die Finger mit Anstrengung aus. Er rieb über das abgenutzte Leder der Zügel und schaute zu den Bergen hinüber. Ceincaled warf den Kopf hoch und ging weiter. Die Hufe unserer Pferde dröhnten in ständigem Rhythmus auf der Erde.

Ich saß ganz still. Ich wußte, daß ich nichts sagen konnte und daß es am besten war, ihn eine Zeitlang in Ruhe zu lassen. Es überraschte mich nicht mehr, warum er soviel Zeit allein verbrachte, und ich begriff auch, warum er sich in sich selbst zurückzog, wenn er in Degganwy war. Er hatte schon genug Sorgen, ohne daß Rhuawn und ich ihm noch zusätzliche Schwierigkeiten machten. Jesus, was für eine Familie! Ausgenommen Medraut konnte mein Herr es sich gut leisten, den ganzen königlichen Clan von den Ynysoedd Erch zu verlieren.

Abgesehen von Medraut... Und Gawain nahm an, daß auch Medraut schlecht war. Er stand der Königin nah und folgte ihrem Pfad. Medraut allerdings bestand darauf – obwohl er es nie in diesen Worten ausdrückte –, daß Gawain seine Familie gleichgültig war und daß ihm natürliche Zuneigung völlig fehlte. Gawain sei grausam und hauptsächlich mit seiner eigenen Ehre beschäftigt. Nun, Medraut verstand einfach die Umstände nicht.

Aber konnte es sein, daß er in seiner Stellung wirklich nicht Bescheid wußte?

Ich stellte fest, daß ich die beiden Brüder miteinander verglich. Gawain, das wußte ich, war vollendet höflich und redegewandt. Weil ich gesehen hatte, wie er mit Maelgwyn und seinen Edlen umging, wußte ich, daß er sehr überzeugend sein konnte, wenn er es darauf anlegte. Medraut hatte ein doppeltes Maß der gleichen Redegewandtheit, und er besaß dazu noch einen noblen, liebenswürdigen Charme, einen sehr realen und mächtigen Charme. Ich konnte nicht glauben, daß er so war, wie Gawain ihn beschrieb, und dennoch wünschte ich mir plötzlich, daß ich Irisch verstand und Lots Diener über Medraut ausfragen könnte, um zu sehen, ob dessen Taten zu seinen Worten paßten. Nein, ich mochte Medraut, ich war sicher, man würde gut von ihm berichten...

Andererseits war ich trotzdem nicht ganz so sicher. Die Art, in

der er Eivlin behandelte, fiel mir plötzlich wieder ein. Gleichgültig, was sie gerade tat, er erwartete von ihr, daß sie die Arbeit sofort fallen ließ, wenn er ihr sagte, sie solle laufen und irgend etwas holen. Wirklich, ursprünglich hatte ich dem Mädchen genau aus diesem Grund meine Hilfe angeboten. Mit beunruhigender Deutlichkeit hatte ich auch gespürt, daß er sie besser als die meisten anderen Diener behandelte. Und dennoch, so sagte ich mir, es bedeutete wenig, daß ein Adliger die Gefühle der Diener nicht bemerkt. Medraut war aus königlichem Geschlecht, und er hatte seine privilegierte Stellung nie verloren wie sein Bruder. Er konnte einfach annehmen, daß Diener dazu da waren, ihm alles zu erledigen, und deshalb war er wohl auch verärgert, wenn sie es nicht taten, weil er es nicht anders kannte. Ich mochte Medraut. Es gab irgendeine Möglichkeit, da war ich ganz sicher, durch die man beweisen konnte, daß sowohl Gawain als auch Medraut die Wahrheit sagten, und das ganze Problem bestand nur in einem Mißverständnis.

Dennoch, es war vielleicht gut, wenn ich Eivlin über Medraut ausfragte. Vielleicht sollte ich sogar darum bitten, daß sie mir übersetzte, was Lots andere Diener zu sagen hatten.

Ich wandte meinen Blick wieder zu Gawain hinüber. Der hatte sich nach seinem Gefühlsausbruch etwas beruhigt und lehnte sich jetzt im Sattel zurück, während er die Arme auf der Brust kreuzte. Ich räusperte mich. »Herr, da du ja weißt, daß Morgas... mit Maelgwyn intrigiert« (schließlich war das ja das wichtigste), »weißt du, was sie planen? Weißt du auch nur irgend etwas?«

Er seufzte ein wenig und zuckte die Achseln. »Sie haben Briefe geschrieben, von denen einige nach Norden geschickt wurden. Soviel weiß ich. Aber es ist unwahrscheinlich, daß sie einen offenen Krieg wagen, wenigstens jetzt noch nicht.« Er zögerte, aber dann sagte er ruhig: »Ich hätte dir und Rhuawn erzählen müssen, daß wir soviel wissen. Aber ich konnte es nicht. Ich fürchte, ich bin im vergangenen Monat ein schlechter Gesprächspartner gewesen. Verzeih mir. Sie hat mich abgelenkt, meine Familie, und dann hat es ja auch noch diesen Ärger wegen meines Bruders gegeben.«

Ich nickte, um mein Mitgefühl anzudeuten, und ich biß mir auf die Zunge, damit ich nicht weiterhin Fragen wegen Medraut stellte. Er richtete sich auf und zog die Zügel ein wenig an, und Ceincealed stellte die Ohren nach vorn.

»Hier ist ein schöner Hang«, sagte Gawain. »Warum galoppieren wir nicht?« Er berührte die Flanken seines Hengstes und sauste

davon, und ich trat mein eigenes Tier, bis es ihm folgte.

Wir ritten von der Festung aus direkt nach Norden in Richtung der Hauptstraße, die von Osten nach Westen führt. Die höchsten Bergspitzen blieben links hinter uns. Das Land war wild, aber ein großer Teil des Geländes schien nur verlassen zu sein, und im Sommer wurde es als Weideland benutzt. Es war ein schönes Land, wenn auch nicht reich, und der Tag war gut dazu geeignet, Degganwy zu verlassen und sich draußen in der klaren, sauberen Luft aufzuhalten. Nach kurzer Zeit lenkte Gawain von dem Weg ab, dem wir gefolgt waren, und änderte die Richtung, als ob er das Tal zwischen zwei großen Hügeln erreichen wollte. Wir ließen die Pferde wieder im Schritt gehen. Gawain warf einen Blick zu mir zurück, lächelte und zügelte sein Pferd, bis ich ihn eingeholt hatte.

»Rhys«, sagte er, »kannst du auf Bäume klettern?«

Ich öffnete den Mund und klappte ihn dann wieder zu wie ein Fisch. »Was? Ich meine – ja, das kann ich. Natürlich gewöhnliche Bäume, keine Eschen. Aber...«

»Das ist gut. Selbst schaffe ich das nicht so besonders. Auf den Inseln hatten wir nicht allzu viele Bäume.« Er lächelte wieder und erklärte: »Dort steht ein Baum, wo einer von den Männern meines Herrn hier in Gwynedd die Briefe und Nachrichten hinterläßt, die mein Herr mir schickt. Aber man muß klettern, um den Platz zu erreichen, und, wie ich schon sagte, ich kann nicht so gut klettern.«

Wir ritten noch ein Stückchen weiter, und dann stellte Gawain sich im Sattel auf und spähte zu irgend etwas hinüber. Er ließ Ceincaled nach rechts gehen. Bald kamen wir zu einem Waldrand, und dort stand riesengroß und alles beherrschend ein gewaltiger Eichbaum. Mein Herr zügelte sein Pferd und saß ab. »Das ist er«, sagte er und starrte einen der Äste an. »Und dort ist auch eine Botschaft.«

Ich schaute den Ast an. Für mich sah er wie ein Ast aus. »Woher weißt du das?«

Er schaute zu mir herüber. »Als wir von der Straße abbogen, lag dort ein Zweig Stechpalme. Das bedeutet, daß ich den Baum aufsuchen soll. Wenn die Botschaft dringend ist, dann liegt auch noch ein Fichtenzweig dabei. Wenn ich die Nachricht habe, nehme ich die Zweige weg.« Er legte eine Handfläche an die Eiche und schaute wieder zu ihr auf. »Kannst du da hinaufklettern?«

Der Baum hatte breite Äste, die ein Stück vom Boden entfernt waren. Aber eine riesige Astgabel war in Reichweite. »Aber sicher.«

Ich sprang vom Pferd und kletterte. Es war genau wie bei den Apfelbäumen auf den Obstwiesen unseres Clans. »Wohin stecken sie denn den Brief?«

»Wo der große Ast eine Gabel bildet, rechts von dir, ist eine Höhlung... Ja, dort.«

Ich beugte mich nach vorn und suchte die Höhlung mit der Hand. Etwas Stacheliges war darin. Ich zog es heraus; es war ein Kiefernzapfen. Ich nahm ihn in die andere Hand und langte noch einmal hinein: nur raue Eichenrinde und die feuchten Blätter des letzten Jahres.

»Es ist nichts da«, sagte ich Gawain.

»Nichts? Was hast du denn in der Hand?«

»Nur einen Kiefernzapfen.«

»Das ist die Nachricht. Bist du sicher, daß nichts Weiteres darin liegt?«

Ich sagte, ich sei sicher, und er befahl mir, wieder herabzuklettern. Als ich ihn erreicht hatte, nahm er den Kiefernzapfen und drehte ihn in den Fingern.

»Willst du ihn aufbrechen?« fragte ich, beeindruckt durch die Klugheit dieses Systems.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Das bedeutet nur, Artus hat meinen letzten Brief empfangen.« Er seufzte, warf den Kiefernzapfen in den Wald und ging zurück zu Ceincaled. »Ich hatte auf mehr gehofft.«

Ich sah ein, daß man beim Empfang eines Briefes aus solcher Entfernung irgendein Zeichen geben muß, daß der Brief sein Ziel erreicht hat. Aber das System kam mir trotzdem sehr kompliziert vor. Ich sagte das auch.

»Das muß so sein«, meinte Gawain. »Jede Nachricht geht auf ihrer Reise durch mehrere Hände, und jeder einzelne der Männer könnte von Maelgwyn oder irgendeinem anderen Herrscher gekauft sein. Er könnte auch getötet werden, und dann wäre die Nachricht verloren. Diejenigen, die die Briefe befördern, wissen nicht, was sie bei sich tragen. Der Mann, der den Kiefernzapfen dort hinlegte, hatte nur den Befehl, genau das zu tun. Es gibt noch ein paar andere Zeichen; Artus und ich haben sie ausgemacht, ehe wir abreisten.«

Plötzlich begriff ich, daß Gawain mir sehr viel anvertraute. Wenn ich Maelgwyn erzählte, was ich wußte, dann würde er die Eiche bewachen lassen und die Boten aufgreifen. Vielleicht konnte er dann durch ihn auch die anderen von Artus' Gefolgsmännern in Gwynedd

ausfindig machen. Aber selbst wenn ich nichts sagte, es würde für mich einfach sein, die Nachrichten verschwinden zu lassen oder auszutauschen. Wenn Medraut mir sagte, ich solle irgend etwas dort hinlegen, dann konnte ich seinen Brief in die Höhlung legen und einen Stechpalmenzweig auf dem Weg zurücklassen. Gawain würde dann denken, Artus hätte ihm aufgetragen, seinem Bruder gegenüber freundlicher zu sein.

Aber ich konnte es nicht tun. Gawain mußte das gewußt haben, weil er mir bisher getraut hatte. Obwohl ich dachte, es wäre eine schöne Sache, wenn mein Herr mit Medraut ein bißchen sanfter umginge, so konnte ich doch keinen Verrat und keine Tricks anwenden, um ihn dazu zu bringen. Das wäre ja das gleiche, als ob die Sanftheit überhaupt nicht existierte. Und dann, als ich den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht hatte, bemerkte ich plötzlich, daß ich Medraut doch nicht so ganz traute. Ich würde erst einmal abwarten müssen. Ja, ich würde abwarten.

9

Als wir etwa eine Stunde später nach Degganwy zurückkehrten, ging ich, um Rhuawn zu suchen. Ich mußte lange ausschauen, aber schließlich fand ich ihn. Er war bei Medraut, und die beiden saßen zusammen in einer stillen Ecke der Festhalle in der Nähe des Feuers und spielten abwechselnd Harfe. Beide blickten auf, als ich zu ihnen herüberkam, und Medraut lächelte und deutete mir an, ich solle Platz nehmen. Ich setzte mich und lehnte mich gegen eine der Bänke. Rhuawn sang ein langes Lied zum Lob des Frühlings: »Wo Krieger in all ihrer Pracht vor ihrem Hohen Herrn leuchten«.

Als Rhuawn geendet hatte, nahm Medraut die Harfe. Er begann, müßig vor sich hinzuklimpern, wie Männer das so tun, ehe sie sich für ein Lied entschieden haben. Die Töne klangen wie leise Wellen, wie der Wind auf einem Teich.

»Solche Lieder haben wir auch auf irisch«, sagte er zu Rhuawn. »Es gibt eins, das angeblich von einem großen Feldherrn stammt, von Fionn MacCumhail. Es ist das längste und langweiligste der ganzen Liederschar, deshalb muß es natürlich jedermann auswendig lernen.« Er spielte noch ein bißchen, und die Tonfolgen glitten unter seinen Fingern ineinander, während er träumerisch ins Feuer starrte. »Mein Bruder ist im Frühling geboren«, sagte er nach einer Weile, »in diesem Mai wird er siebenundzwanzig.« Eine Art Melodie begann sich aus der Musik herauszukristallisieren, dann verschwamm sie wieder. »Ich frage mich, ob ich ihm wohl ein Geschenk geben könnte.«

Rhuawn schnaufte. »Ich glaube nicht, daß du ihm was schenken solltest. Und wenn du es doch tätest, dann würde er es wahrscheinlich nicht von dir annehmen.«

»Ich könnte ihm vielleicht dadurch zeigen, daß er mir nicht gleichgültig ist.«

»Ich glaube nicht, daß er sich darum kümmern würde. Er hört mir gar nicht zu, wenn ich versuche, bei ihm für dich zu sprechen. Er hält sich sehr zurück.«

Medraut lächelte Rhuawn warm an. »Ich danke dir sehr für deine Anstrengungen. Es ist gut, bei so etwas einen Freund zu haben... Aber wirklich, ich glaube, er mißverstehet mich nur. Wenn ich geduldig und großzügig bleibe, dann sieht er wenigstens, daß ich

nicht sein Feind bin.«

Rhuawn zuckte die Achseln. »Wenn das geschieht, dann schwimmen die Falken, und die Lachse fliegen.«

»Mein Bruder kann schwimmen, und sein Name heißt ›Falke‹. Ich frage mich...«

Rhuawn richtete sich auf und beugte sich nach vorn. Er streckte die Hand aus, um seine Worte zu unterstreichen. »Dein Bruder wird störrisch bleiben. Er hat mir das schon deutlich gemacht, überdeutlich. Ich weiß nicht warum, aber er ist gegen dich und wird seine Meinung nie ändern.«

Ich öffnete den Mund, um irgend etwas zu Gawains Verteidigung zu sagen, aber Medraut sprach schon. »Ich kann seine Freundschaft einfach nicht aufgeben. Er ist mein Bruder.«

»Er hat dich verlassen. Er hat Artus den dreifachen Eid geschworen, und der ist ihm wichtiger als seine eigene Familie. Er erzählt den Leuten, daß du und deine Mutter der Zauberei verfallen seien, und er trampelt auf eurer Ehre herum. Ich an deiner Stelle hätte keine Bedenken, ihn seine eigene Schande entdecken zu lassen.«

Ich starrte Rhuawn erstaunt an. Aber Medraut schüttelte den Kopf. »Es ist nicht Gawains Schuld.« Er hörte einen Augenblick auf, Harfe zu spielen, und begann dann noch einmal in einem anderen Rhythmus. Er fuhr fort: »Hör zu, Rhuawn. Ich will dir etwas erzählen, was mir eingefallen ist.«

Rhuawn hörte aufmerksam zu. Ich preßte den Mund zusammen und kaute auf meiner Unterlippe, um mich daran zu erinnern, daß ich den Mund halten wollte.

»Es handelt sich um diesen Schlachtenwahnsinn, der Gawain befällt und von dem du mir erzählt hast.« Medrauts Harfe klang beständig weiter. »Als mein Bruder noch jung war, soweit ich mich erinnere, kannte er so etwas nicht. Er hatte früher immer Streit mit Agravain, und Agravain hat ihn jedesmal geschlagen. Er hat nie ein Anzeichen von Schlachtenwahnsinn gezeigt. Das erste Mal, daß ich davon hörte, wurde es in Liedern gesungen, und es stand in Berichten aus Britannien.

Als Gawain Dun Fionn verlassen hat, ist er ganz plötzlich gegangen. In einer stürmischen Nacht nahm er sein Pferd und galoppierte über die Klippen nach Westen. Er sagte – ich habe es gehört, Rhuawn –, daß unsere Mutter versucht hätte, ihn in jener Nacht zu töten. Er hat sogar gesagt, daß ich« – er zögerte und

kämpfte mit sich –, »daß ich bei ihr gewesen wäre und ihr zugestimmt hätte. Ich aber weiß, daß so etwas nie geschehen ist. Der ganze Gedanke ist Wahnsinn. Ich soll meinen Bruder umbringen wollen? Lange Zeit hat mich das verwirrt. Ich konnte einfach nicht begreifen, warum mein Bruder, der mir immer so nahegestanden hat, so etwas sagen sollte. Und dennoch glaube ich, daß er das alles für wahr hält. Weiterhin habe ich gehört, daß er erzählt, er sei in die Anderwelt gereist, nachdem er Dun Fionn verlassen hat. Er erzählt auch noch andere Unwahrscheinlichkeiten. Ich glaube, daß er vielleicht zum erstenmal einen solchen Anfall von Wahnsinn hatte, als er weggeritten ist, daß er fieberte und Visionen hatte und daß sein Hirn seit damals vom gleichen Dämon verwirrt ist. Siehst du, es ist nicht Gawains Schuld, wenn er mich für seinen Feind hält. Es ist nur diese Krankheit.«

Ich hatte nach einer Möglichkeit gesucht, durch die man beweisen konnte, daß beide Brüder die Wahrheit sprachen. Hier war meine Möglichkeit. Wahnsinn und Irrtum – und man konnte nicht bestreiten, daß Gawain in der Schlacht wahnsinnig wurde. Es war plausibel, sehr plausibel, und dadurch konnte man die Situation erklären.

Und dennoch war ich sicher, daß es eine Lüge war.

Aber Medraut glaubte ganz deutlich an seine Theorie. Er neigte den Kopf über die Harfe, und die Töne klangen weiter.

Rhuawn rieb mit einer Hand sein Schwertheft. »Meinst du das wirklich?« fragte er Medraut. »Wenn es so ist, dann hat er schrecklich zu leiden.«

»Welche andere Erklärung gibt es noch?« fragte Medraut.

»Daß damals doch etwas passiert ist«, sagte ich. Beide Krieger schauten mich an, und ich wandte meine Blicke Medraut zu. Sein Harfenspiel verstummte einen Augenblick, wurde dann fast zu einer Melodie, und dann fuhr er in einer anderen, wilderen Tonart fort zu spielen. Das Klimpern war eine höllische Ablenkung. »Es könnte ja sein, daß du nichts davon wußtest«, gab ich zu. »Oder daß du dich nicht daran erinnerst.«

»Aber ich würde es wissen«, sagte Medraut einfach. Seine grauen Augen waren groß und ernst.

»Natürlich hätte er's gewußt«, schnappte Rhuawn. »Rhys, seine Erklärung ist vollkommen vernünftig. Ich habe den Schlachtenwahnsinn nie so gemocht, weil er nicht immer nur im Kampf vorkommt. Manchmal werden die sächsischen Berserker in

einer Festhalle wahnsinnig und morden ein halbes Dutzend ihrer Kameraden hin. Wenn jemand die Berserker-Krankheit hat, dann wird sie mit der Zeit auch immer schlimmer, so habe ich gehört.«

»Mein Herr ist nicht wahnsinnig«, schnappte ich zurück. »Du mußt ihn doch im Kampf erlebt haben. Du weißt, daß er kein Berserker ist.«

Rhuawn schaute einen Augenblick lang unsicher drein. Medraut spielte weiter auf der Harfe. »Ich habe Gawain in der Schlacht gesehen«, sagte Rhuawn langsam. »Er ist ein sehr großer Krieger, aber er ist unkontrollierbar. Und hinterher bricht er zusammen, genau wie die sächsischen Berserker.«

»Ich habe nicht gesagt, daß Gawain wahnsinnig ist«, fügte Medraut eilig hinzu. »Nur... hin und wieder ergreift es ihn. Er ist krank.«

»Wenn du sein Gesicht gesehen hättest, wenn es über ihn kommt, dann könntest du das nicht glauben«, sagte ich eindringlich.

»Nun, ich habe zu solch einer Zeit noch nie sein Gesicht gesehen, das ist wahr...«, begann Medraut.

»Ich habe gesehen, wie er kämpft, und es ist die einzige Erklärung dafür, daß er Medraut so behandelt. Wann hast du denn je sein Gesicht gesehen, wenn der Wahnsinn über ihn kommt, Rhys? Niemand wagt es dann, ihm in die Augen zu schauen.«

»Als wir nach Camlann kamen, begegneten wir auf der Straße ein paar Räubern, und er hat sie getötet. Aber selbst im Schlachtenwahnsinn ist er noch bei Bewußtsein. Nur... nur... ach, ich kann's nicht sagen. Aber dein eigener Diener Aegmund hat mir Geschichten von den sächsischen Berserkern erzählt, wie sie aus dem Mund schäumen und heulen wie die Wölfe. So ist Gawain überhaupt nicht.«

»Aber es muß das gleiche sein«, erwiderte Rhuawn. »Keiner kann sagen, was Gawain in seinem Wahnsinn sieht.«

Das konnte ich auch nicht beantworten, und ich starrte ihn einfach an.

»Es ist schwer, so etwas von dem eigenen Herrn zu glauben«, sagte Medraut, noch immer zögernd. »Und weiß Gott, es ist auch schwer, so etwas von dem eigenen Bruder zu glauben, aber ich habe keine andere Erklärung. Ich weiß, Gawain sehnt sich nach Ruhm und Ehre – und welcher Krieger, der seinen Met wert ist, tut das nicht? Aber er würde deswegen nicht Lügen über meine Mutter und mich verbreiten. Nein, er glaubt an etwas, das aus seinem Wahnsinn

herrührt, und weil er es glaubt, hat er Ruhm bei Fremden gesucht, anstatt bei seiner eigenen Familie. Man muß natürlich dem Pendragon alle Ehre erweisen« – Medraut nickte Rhuawn zu –, »aber mein Bruder hat sein eigenes Fleisch und Blut verlassen, um Artus zu dienen, und das ist etwas, woran ein rechter Mann nie denken würde. Als er aber Artus seinen Eid geleistet hatte, den die politische Notwendigkeit zu unserem Feind gemacht hat, da konnte er nicht anders, als seinen Irrtum weiter verteidigen. Und jetzt glaubt er, daß meine Mutter und ich für irgendeine große Finsternis kämpfen – mein Vater auch, nehme ich an –, während er und der Pendragon für irgendein Licht kämpfen. In Wirklichkeit will mein Vater nur Macht in Britannien haben, genau das gleiche, was der Pendragon auch will. Meines Vaters Rechte sind genauso gut wie die des Pendragon. Er hat die eheliche Tochter eines Hohen Königs geheiratet, und er ist der ehelich geborene König aus einem königlichen Clan. Obwohl er aus Irland stammt, während der Pendragon – ich sage das nicht, um ihn zu verunglimpfen, denn ich bewundere ihn in der Tat sehr dafür, daß er es überwunden hat –, obwohl Artus nur einer von Uthers Bastarden ist. Gesetzlich hat er keinen Clan und ist somit auch nicht in der Lage, die Stellung des Pendragon einzunehmen. Artus ist Hoher König, wie wir alle wissen, und er ist auch ein großer König. Das ist eine Tatsache. Aber es ist nicht so, als ob er für das reine Licht steht, während mein Vater und meine Mutter, die ihm einmal Gegner in einer guten Sache gewesen sind, zwangsläufig für die Finsternis stehen. Solche Gedanken passen gut in ein Lied und verleihen ihm Eleganz, aber was haben sie zu tun mit der Welt, in welcher wir leben? Mein armer Bruder verwechselt Britannien mit dem Land der Jugend, dem Königreich des Sommers. Ach, bei der Sonne, ich habe ihn in diesen Jahren vermißt. Ich habe mich immer und immer wieder gefragt, wann ich ihn wiedersehen würde. Jetzt sehe ich ihn und stelle fest, daß er noch immer wahnsinnig ist und mich haßt. Wenn er nur von seiner Krankheit frei wäre und heimkehren könnte!«

Unfähig, sich zu beherrschen, wandte Medraut all seine Gedanken der Harfe zu. Endlich spielte er eine Art Melodie, eine seltsame Klangfolge in Moll. Ich saß verwirrt da und fragte mich, wie sehr meine Welt wohl noch zusammenbrechen würde. Es stimmte ja wirklich: Artus' Recht auf das Imperium von Britannien war nur sehr klein. Konnte der Kampf, den ich so deutlich gesehen hatte, der Kampf zwischen Licht und Finsternis, nur ein

Zusammenstoß zwischen unehrlichen Königen sein? Der Gedanke war solide, leicht zu begreifen, ohne irgendwelche unbestimmbaren Begriffe, ohne Welten innerhalb von Welten, die davon abhingen. Und wenn es stimmte, dann waren Medraut und Morgas ganz unschuldig und Gawain völlig im Irrtum begriffen, und ich mit ihm. Medrauts Harfe klang weiter, und ich suchte verzweifelt nach Worten, versuchte, einen Ausweg zu finden.

»Mein Freund«, sagte Rhuawn, »du hast recht. Es ist eine Krankheit, die über ihn gekommen ist. Ich wünschte bei Gott, daß er davon geheilt wäre, denn es ist schrecklich, wenn ein Mann sich von seinem eigenen Clan und seinem eigenen Fleisch und Blut getrennt hat. Ich habe das von Anfang an geglaubt, und jetzt, wo ich sicher bin, daß du unschuldig bist... Aber was kann man tun? Gibt es irgendeine Behandlung gegen den Wahnsinn?«

Medraut holte tief Atem. Seine Augen waren sehr strahlend. »Ja. Es gibt mehrere Behandlungen gegen Wahnsinn.« Seine Stimme war sanft. »Man kann über sie nachlesen, in Büchern, in Werken, die von gelehrten römischen Doktoren geschrieben wurden. Aber ihm, ihm gegenüber könnte ich das nicht erwähnen. Er würde sich nie von mir helfen lassen, obwohl ich mich danach geseht habe, die Behandlungsmöglichkeiten an ihm auszuprobieren.«

»Diese Methoden«, sagte Rhuawn langsam, »... könnte ich dir helfen?«

»Wärst du gewillt?« fragte Medraut überrascht.

Still kämpfte ich mit Medrauts Argumenten und versuchte den Fehler daran zu finden. Aber meine Gedanken waren verwirrt, ich konnte das Ganze nur anstarren und denken, wie plausibel, wie außerordentlich vernünftig das alles klang.

»Aber natürlich«, sagte Rhuawn. »Gawain hat mir einmal im Kampf das Leben gerettet, und meine Treue gehört ihm, außerdem hege ich Freundschaft zu ihm und zu dir. Auf Ehre, ich will ihm zu einer Heilung verhelfen, auf jede Weise, die du mir zeigen wirst.«

»Unsere Hilfe würde er nicht annehmen«, sagte Medraut. »Wir könnten ihn nicht überzeugen, daß er sich irrt, und wahrscheinlich würde er nur denken, ich hätte irgendeine Zauberei gegen sein Leben gerichtet. Wenn wir auch nur irgend etwas andeuten, dann wird er an seinen Herrn schreiben, und Artus würde auf ihn hören.«

»Artus traut Gawain mehr als seiner eigenen rechten Hand«, sagte Rhuawn. »Und außerdem kennt er die Situation nicht.«

»Wenn ich also Gawain eine Medizin gebe, würdest du das vor

dem Hohen König geheimhalten?« fragte Medraut fast bittend. »Es würde nicht sehr lange dauern.«

Rhuawn streckte die Hand aus. »Ich will dir bei jeder Behandlung helfen, die du planst, und Artus werde ich beruhigen, indem ich ihm berichte, daß es uns allen gutgeht.«

Medraut nahm seine Hand und umklammerte sie froh. Dann schaute er mich an. »Wirst du dich uns auch anschließen?« fragte er.

Ich leckte mir über die Lippen und versuchte einen Ausweg zu finden. Dann schaute ich Medraut an. Er sah demütig und ernst und gleichzeitig aufgeregt aus. Das half mir nicht weiter. Er mußte sich irren. Er irrte sich – aber wo lag der Fehler?

»Vielleicht hat Gawain dir von mir erzählt. Oder von dem Kampf, der seiner Phantasie nach stattfindet. Ich weiß, er kann sehr überzeugend sein. Aber denke gut nach. Überleg's dir, ob meine Erklärung nicht wahrscheinlicher klingt als die Phantasien, die er für dich gesponnen hat.«

»Komm, Rhys«, warf Rhuawn ein. »Wir nennen ihn ja nicht umsonst Gawain mit der goldenen Zunge. Medraut dagegen, der spricht von wirklichen Dingen.«

»Wirst du uns helfen?« fragte Medraut noch einmal.

Ich leckte mir wieder über die Lippen. Wo, wo, wo lag der Fehler?

Plötzlich blitzte in meinen Gedanken ein Bild auf. Gawain kniete vor meinem Vater und bot ihm sein Schwert an. Niemand hatte er damit beeindrucken wollen, er hatte keinen Vorteil damit erreichen können. Die Geste war ein reines Geschenk gewesen, wie das, was Gawain Artus und Artus Britannien gab. Es war wirklich. Diesem Bild folgten schnell andere: Mein Herr lachte vor Bewunderung und sagte mir, ich könne die Brosche behalten. Er half mir, ohne nachzudenken, bei einer Arbeit, die seinem Rang nicht anstand. Er redete ernsthaft mit Artus. Er sang das unirdische Lied in den Marschen im Königreich des Sommers. Ich ließ meine halberhobene Hand wieder sinken. Es gab keine Frage mehr. Medraut log, er hatte die ganze Zeit gelogen. Während Gawains Redegewandtheit und Höflichkeit wirklich waren, Ausdruck seines ganzen Lebens, hatte Medraut nur Worte. Feine Farbe über verfaultem Holz. Selbst ohne Lots Krieger zu fragen, wurde mir plötzlich klar, daß ich Medraut noch nie gesehen hatte, wie er etwas Höfliches, Edles oder Freundliches tat, außer wenn er etwas dadurch gewinnen konnte. Ich konnte die beiden Brüder jetzt nebeneinanderstellen und ihre beiden

Ansichten von der Welt, und es gab keine Frage mehr, wem ich glauben sollte.

»Nein«, sagte ich. »Ich werde nicht helfen.« Dann stand ich abrupt auf und schaute sie beide an. »Ich werde nicht helfen, weil mein Herr nicht wahnsinnig ist. Auch nicht verwirrt. Und du, Rhuawn, du weißt es auch. Aber du findest Medrauts Worte wahrscheinlicher und bequemer zu glauben. Ich will keinen Anteil haben an gewissen ungenannten Dingen, die unternommen werden, um ihn ›zu kurieren‹. Das sind Dinge, vorgeschlagen von einem, der seinem Ruf nach ein Zauberer ist und der dich dazu gebracht hat, seinem Feind, deinem Herrn, dem Kaiser Artus, alles zu verschweigen.«

Rhuawn sprang wütend auf. »Beschuldigst du mich der Untreue gegen meinen Herrn Artus?«

»Das mag sein, wie es will. Deinem Freund Gawain gegenüber bist du untreu. Noch vor einem Monat war er dir Vetter und Bruder, und jetzt bist du bereit, das alles zu vergessen. Du vergißt, daß er dein Leben gerettet hat, im gleichen Moment, wo du davon redest. Du vergißt das alles wegen ein paar Worten von einem Mann, den du erst kürzlich kennengelernt hast. Einem Mann, der offen zugibt, daß politische Notwendigkeit ihn zum Feind deines Herrn macht, und dessen Mutter eine berühmte Hexe ist. Wir sind hierhergekommen, um seinen Vater daran zu hindern, Pläne zu schmieden. Sag mir, daß ich lüge!«

Rhuawn schlug mich ins Gesicht. Der Schlag war hart genug, daß ich zurücktorkelte. Ich stolperte über eine Bank, stürzte und knallte mit dem Kopf auf den Fußboden. Eine Sekunde lang wurde die Welt schwarz, und dann krabbelte ich herum, bis ich es endlich geschafft hatte, mich mühsam aufzurichten. Ich umklammerte meinen Schädel.

»Du vergißt, welche Stellung du hast«, sagte Rhuawn. »Ich könnte dich dafür umbringen, daß du es wagst, so mit einem Krieger zu reden. Du brauchst eine Tracht Prügel, damit du dich daran erinnerst, was du bist. Ein Diener. Diener tun, was ihnen gesagt wird. Sie geben keine Widerrede. Man hat dich mehr geehrt, als dir zusteht, und das hat dich stolz gemacht.« Er tat einen Schritt vorwärts, zog sein Schwert und hielt es so, als ob er mich mit der flachen Seite der Klinge schlagen wolle.

Medraut, der jetzt auch aufgestanden war, fiel ihm in den Arm. »Nein, du darfst ihn nicht verprügeln, Rhuawn. Er ist Gawains Diener, nicht deiner.«

»Aber Gawain verprügelt ihn ja nicht.« Rhuawn hielt inne. Ich stand auf. Die Festhalle schwankte mir um den Kopf. Undeutlich bemerkte ich, daß ein paar andere auf der anderen Seite des Raumes uns anstarrten, aber ich war zu wütend, um mich darum zu kümmern. Ich wünschte mir, daß Rhuawn auf mich loskäme, selbst mit seinem Schwert. Ich hatte den Drang, ihn zu schlagen. Nur ein einziges Mal.

»Wenn Rhys es für richtig hält, die Wahrheit nicht zu glauben, dann ist das keine Bosheit, sondern nur mißverständene Treue«, sagte Medraut. »Wir brauchen uns nicht davon behindern zu lassen. Wenn wir meinen Bruder heilen können, dann wird Rhys sich schon freuen, da bin ich ganz sicher. Komm, laß ihn in Ruhe.«

Da wurde mir klar, daß Medraut sich Rhuawns Hilfe für irgendeinen finsternen Plan bemächtigte. Er hatte gehofft, daß auch ich meinen Teil darin erfüllen würde, aber ich war nicht so wichtig. Rhuawn war wichtig... Um Artus in Sicherheit zu wiegen? Ich schaute Rhuawn an. Der schäumte noch immer. Jetzt konnte ich nicht mit ihm reden. Ich ließ meine Blicke in der Halle umherwandern, drehte mich dann um und ging davon. Ich hielt mir noch immer den Hinterkopf, massierte die Stelle, wo mein Kopf auf den Fußboden aufgeschlagen war. Medraut und Rhuawn setzten sich hinter mir wieder, und ich hörte wieder Medrauts leise Stimme.

Einer von Maelgwyns Kriegern grinste, als ich die Halle verließ. »Na, hast du genug von der Gesellschaft deiner Vorgesetzten?« Die anderen lachten. Ich hatte den Drang, auch diesen Kerl zu schlagen, aber noch dringender mußte ich Gawain finden. Ich mußte ihn finden und warnen.

Er war nicht im Haus. Anstatt draußen herumzulaufen und nach ihm zu suchen, setzte ich mich hin und befangerte meinen Hinterkopf. Eine herrliche Beule hatte ich da. Mit den Zähnen hatte ich mir auch den Mund verletzt, und ich spülte mir das Blut mit etwas abgestandenem, schon einmal gekochtem Wasser ab. Dann setzte ich mich auf das Bett und wartete auf Gawain. Ich hatte noch nicht lange da gegessen, als es an die Tür klopfte. Ich rief »Herein« und sorgte dafür, daß ich ein Messer zur Hand hatte. Aber es war nur Eivlin.

Sie schaute sich mit einigem Interesse im Zimmer um, kam dann herüber und baute sich vor mir auf. Sie stemmte die Hände auf die Hüften. »Wahrhaftig, ich hoffe, dem anderen geht es schlechter als dir«, sagte sie.

Ich starrte sie an und wischte mir den Mund. Ich nehme an,

meine Lippe war geschwollen, und, da, ich blutete ja auch. »Was willst du?« fragte ich sie.

»Nun, ich dachte, du hättest mir versprochen, heute beim Dachreparieren zu helfen! ›Was willst du?‹ sagt der Kerl, frech wie Dreck.«

»Ich bin in dein Haus gegangen, und deine Herrin hat mich rausgeschmissen. Ich glaube nicht, daß sie heute viele Leute um sich haben will.«

Eivlin nahm die Hände von den Hüften und kreuzte sie vor der Brust. »Vielleicht war das so«, sagte sie in einem anderen Tonfall. Dann fügte sie hinzu: »Wirklich, ich habe heute in der Küche gearbeitet wie ein gewöhnliches Küchentrampel. Aber jetzt ist meine Herrin fertig – sie ist ausgegangen, auf die Falkenjagd, mit Maelgwyn Gwynedd. Ich bin froh, daß du mir hilfst, Rhys.«

»Dann laß das Dach warten. Ich muß mit meinem Herrn eine Angelegenheit besprechen.«

»Eine wichtige Angelegenheit?« begann sie ganz locker, und ich schnitt ihr das Wort ab.

»Ja, eine sehr dringende Angelegenheit.«

Sie stand da und starrte mich einen Augenblick an. Dann plötzlich setzte sie sich neben mich und nahm meinen Kopf in die Hände. »Ach, du hast aber einen harten Schlag erhalten«, sagte sie, während sie meinen Hinterkopf sehr sanft berührte. Sie schaute sich um, sah den Kessel mit dem abgekochten Wasser und nahm ihn auf. Dann holte sie ein Taschentuch aus ihrer Rocktasche und weichte es ein. »Laß mich die Beule verbinden.«

Ich grunzte, aber ich ließ sie gewähren. Sie machte es energisch, aber sanft. »Also ich frag' mich, mit wem er sich wohl gestritten hat«, sagte sie. »Mit Saidi ap Sugyon?«

Darüber mußte ich lächeln. »Traurigerweise nicht. Was noch trauriger ist, es war gar kein Streit. Ich habe nur fast eine Tracht Prügel bekommen.«

Sie zischte zwischen den Zähnen durch. »Doch nicht von deinem Herrn? Mußt du deshalb mit ihm reden?«

»Nein, es war nicht mein Herr. Es war natürlich nicht Gawain. Es war ein anderer Krieger.«

»Mögen Sie alle verdammt sein, die ganze Bande, mit ihren Schwertern und schweren Händen«, sagte Eivlin bitter und ohne eine Spur von Spott. Ich schaute sie scharf an.

»Geh nicht so leicht mit deinen Flüchen um. Die Hölle, das ist

ein schrecklicher Ort. Dorthin schickt man keinen Menschen, wenn man nicht genau weiß warum. Und manche verdienen es auch nicht.«

»Mögen sie trotzdem alle verdammt sein.« Eivlin ließ ihre Hände in den Schoß sinken und schaute mich kalt an. »Sie denken an nichts anderes als an sich selbst und an das, was ihnen Spaß macht.«

»Mein Herr ist anders«, sagte ich. »Und ich kenne weitere Männer, die gut sind.«

Sie zuckte die Achseln und seufzte. »Dann habe ich nie welche kennengelernt.«

Ich packte sie am Handgelenk, damit sie mir zuhörte, und fragte: »Was ist mit Medraut, dem Bruder meines Herrn?«

»Dem!« sagte sie und hielt dann abrupt inne. Ihr Gesicht war plötzlich verschlossen. »Na, wie du schon sagst, er ist der Bruder deines Herrn.« Sie stand auf, machte sich von mir los, und ich ließ ihre Hand fahren. »Du wartest also hier auf deinen Herrn«, sagte sie, während sie mir noch immer den Rücken zukehrte.

Ich nickte, dann begriff ich, daß sie mich nicht sehen konnte, und sagte: »Ja.«

»Na, und erwartest du ihn bald?«

Das war das Problem: Es dauerte wahrscheinlich noch lange. »Noch vor der Nacht wird er zurück sein, wenn nicht schon bei Sonnenuntergang.«

»Und es wäre dir gleich, daß er jetzt bei Medraut ist?«

»Ist er das? Was tut er denn dort?« Ich sprang auf die Füße, und ein kleiner Schmerz durchschloß meinen Kopf. Eivlin drehte sich um und packte meinen Arm, während ich zusammenzuckte.

»Faß das nicht an! Der Herr Gawain redet gerade mit dem Herrn Ronan MacSuibhne, einem von Lots Kriegern. Es geht um eine politische Angelegenheit. Ronan ist ein Mitglied des königlichen Clans, und deshalb wohnt er bei Medraut. Es sieht so aus, als ob dein Herr ihn schon gekannt hätte, ehe er nach Britannien kam, und er hofft wohl, jetzt etwas von ihm zu erfahren, weil Medraut nicht da ist.«

»Ach«, sagte ich, »ist das alles? Na, dann gehe ich hin und suche ihn dort auf. – Vielleicht will ich auch mal nachsehen, wieviel Dachreparatur anschließend notwendig ist.«

»Mit dem Kopf kannst du keine Dachreparatur machen«, riet Eivlin. »Du hast eine herrliche Beule auf dem Hinterkopf, und das Dachdecken macht dich nur schwindelig.«

Wir machten uns auf den Weg durch die Festung. Eivlin ging neben mir und plauderte über die Küche und die Narren, die dort arbeiteten. Sie brachte mich zum Lachen, und das brachte meinen Kopf zum Schmerzen, aber ich mußte einfach lachen, auch wenn es weh tat. Als wir endlich das Haus erreichten, das niedrig und breit an der Mauer der Festung stand und ein faules Dach hatte, machte Eivlin einen kleinen Knicks und öffnete die Tür. »Du gehst zuerst hinein, denn du hast ja Kopfschmerzen«, sagte sie.

Ich lächelte sie an. Ich mochte sie sehr. Dann trat ich ein.

Ich hörte nur eine sanfte Bewegung hinter der Tür, und dann, ehe ich Zeit hatte, den Kopf umzudrehen, zersplitterte die Welt in lauter Schmerzen. Zuerst wurde alles rot, dann dunkel, als ich unter dem Schlag des Mannes hinter der Tür niederstürzte.

Ich bin nicht sicher, wann ich aufwachte. Es konnte nicht allzu lange gedauert haben, höchstens eine Stunde, aber das spielt keine große Rolle, denn ich wurde sofort wieder ohnmächtig, als ich irgendwie angestoßen wurde. Mein Kopf schmerzte höllisch, und außerdem war mir übel, und ich wünschte mir von Herzen, daß die Welt verschwand und mich allein ließ. Statt dessen wurde ich abwechselnd klar und bewußtlos, als ob ich wieder auf dieser dreimal verdammtten Fähre gewesen wäre, auf dem Weg von Camlann nach Caer Gwent und nach Degganwy. Ich konnte Stimmen hören, die mein Gehirn zuerst verstand und dann wieder nicht verstand, und alles bewegte sich viel zu sehr. Als ich die Augen öffnete, konnte ich nichts sehen.

Aber endlich, nach langer Zeit, so schien es mir, hörte das Stampfen und Stoßen auf, noch ein paar Rucke folgten, und dann fühlte ich Hände, die mich an den Schultern packten und mich hochzogen. Die Dunkelheit wurde zu Licht, und ich stellte fest, daß ich stand, oder vielmehr hing ich zwischen zwei Männern und starrte blöde das Pferd an, von dem sie mich gerade heruntergehoben hatten. Jemand hinter mir sagte: »Bringt ihn nach drinnen«, und dann zerrte man mich zu einer elenden kleinen Hütte, die ich kaum erkennen konnte, und ließ mich auf eine Matratze fallen. Und dann war Gott sei Dank alles still, und ich konnte mich hinlegen und ruhen und die Augen schließen, so daß mein Kopf weniger schmerzte.

Nach einer weiteren kleinen Weile kam noch jemand und schaute meinen Kopf an, und dann reichte er mir einen Becher voll Wasser. Ich war durstig und trank gierig, wenn auch langsam, bis ich das

Gesicht der Frau, die den Becher hielt, irgendwie erkannte. Eivlin.
Ach so.

Und dann begriff ich, daß sie mich angelogen und betrogen hatte. Daß sie mich in eine Falle gelockt hatte, die Medraut für mich bereithielt. Natürlich, so sagte ich mir stumpfsinnig, warst du ein Trottel, weil du ihr so schnell geglaubt hast. Du warst ein verfluchter Narr, daß du direkt in Medrauts Haus hineingetrampelt bist. Du hättest wissen sollen, daß es nicht in Medrauts Interesse war, dich frei laufen zu lassen, damit du Gawain warnen kannst. Und dennoch, diese Eivlin hätte... Ich hörte auf zu trinken und wandte den Kopf von ihr ab.

Sie begriff, was das hieß, und sagte: »Oh, Rhys, es tut mir so leid. Es tut mir wirklich leid. Ich wußte nicht, daß sie dir weh tun würden. Bitte, trink doch noch ein bißchen. Danach fühlst du dich besser.«

Aber ich wollte nichts von ihr, am allerwenigsten ihre Sympathie. Ich knirschte mit den Zähnen und schaute sie nicht an. Nach einer Weile ging sie weg.

Es konnte nicht allzuviel später gewesen sein, als jemand herüberkam und mich mit Gewalt aufsetzte. Ich schaute Medraut ap Lot an.

Als er sah, daß mein Blick sicherer wurde, nahm er die Hand von meiner Schulter und lächelte. »Du bist also wieder unter die Feinde zu zählen«, sagte er leichthin. »Gut. Mutter hat eine Verwendung für dich, der du auch meiner Meinung nach gut dienen wirst.«

»Geh weg«, stöhnte ich hoffnungsvoll. Ich hielt mich nicht für in der Lage, mit ihm fertig zu werden.

Er lachte nur. »Fühlst dich wohl nicht gut, was? Dir geht's bald wieder besser.« Dann wurden seine schönen Augen schmal, und er sagte wild: »Ich bin froh, daß alles so gelaufen ist, was immer Mutter auch sagt. Es paßt mir nicht, wenn ich mich unverschämten Dienern gegenüber großzügig benehmen muß.«

»Und mir paßt es nicht, wenn mich verräterische Intrigenschmiede anlächeln«, erwiderte ich.

Aber er lächelte nur noch einmal. »Dieser Schluß ist, glaube ich, ziemlich neu. Bis heute morgen hast du mich für einen guten Edlen gehalten. Gib's zu.«

»Ich habe es geglaubt, bis ich angefangen habe, dich mit deinem Bruder zu vergleichen. Ja, so war es«, sagte ich.

Das traf ihn doch. Er schlug mich, und mein Kopf knallte gegen

die Wand. Prompt wurde ich wieder ohnmächtig. Nach ein paar Minuten kam ich mühsam wieder zu mir, und Medraut war noch da. Mir war sehr schlecht, und ich lehnte mich gegen die Wand. Ich wünschte mir, er würde verschwinden.

»Mein Bruder ist ein Narr«, zischte Medraut, »und ein Verräter an der Königin, unserer Mutter. Er hatte die Chance, die Macht zu gewinnen, die sie ihm angeboten hat, und statt dessen hat er Artus gewählt. Er hat uns alle verkauft, er zürnte uns und rannte weg. Er war der Ehre nicht würdig, die sie ihm gegeben hat. Er ist ein Narr, ein verräterischer, oberflächlicher...« Medraut hielt inne und stand abrupt auf. Ich schaute ihn ohne Begeisterung an und verbiß mir die Bemerkung, die mir auf der Zunge lag.

»Du allerdings«, fuhr Medraut in einem anderen Tonfall fort und lächelte wieder sein angenehmes, offenes Lächeln, »du hast Glück. Mutter wünscht mit dir zu sprechen. Ich werde ihr sagen, daß es dir bereits wieder gut genug geht, um zu antworten, und sie wird diesen Ort mit dem Glanz ihrer Anwesenheit beehren.«

Ich wünschte mir, sie würde irgendeinen anderen Ort beehren, aber Medraut schritt davon. Er rief einem anderen Mann, der neben der Tür saß, irgendeinen Befehl zu. Ich schaute mich zum erstenmal um. Der Ort, der in Kürze vom Glanz der Königin von den Orcades erleuchtet werden sollte, schien mir eine von diesen Hütten zu sein, die Schafhirten benutzen, wenn ihre Herden auf der Sommerwiese sind. Vier Wände aus Lehm und Weidengeflecht, ein einfacher Lehmfußboden mit einer Feuergrube in der Mitte und als Bett ein Haufen Heidekraut, auf dem ich saß. Einer von Lots Kriegern hatte auf einem dreibeinigen Hocker neben der Tür Platz genommen und beobachtete mich ohne Interesse.

»Sprichst du Britisch?« fragte ich ihn ohne viel Hoffnung. »Loquisne latine?« Er starrte mich einfach an. Ich stöhnte und legte mich wieder.

Mein Kopf dröhnte. Mir war noch immer schlecht, und ich fühlte mich im großen und ganzen verwirrt. Morgas von den Orcades würde kommen und mir Fragen stellen. Und mir fiel nichts Besseres ein, als darum zu beten, daß ich ihr passende Antworten geben konnte und nicht nachgab. Also tat ich das. Während ich betete, fragte ich mich, ob ich die ganze Angelegenheit wohl hätte vermeiden können. Na, da war ja auch noch Rhuawn. Der war kein schlechter Mensch. Ich wußte, daß er unter normalen Umständen ein großzügiger, ausgeglichener Krieger war, wenn es einen gab. Hätte

ich ruhiger mit ihm geredet oder wenigstens unter vier Augen, dann hätte er mir vielleicht zugehört. Es sei denn... Ich fragte mich, was wohl mit Medrauts Harfenspiel war. Zauberei? Wenn das der Fall war, dann hatte es bei mir nicht gewirkt, und es hätte auch auf Rhuawn nicht wirken sollen.

Aber selbst wenn Rhuawn Medraut unterstützte, dann hätte ich wohl den Mund halten sollen. Das glaubte ich jetzt. Ich hätte so tun sollen, als ob ich zustimmte, und wenn ich dann den Plan kannte, dann hätte ich gehen können, um meinen Herrn zu warnen. Das wäre sehr viel besser und sehr viel weniger riskant gewesen. Hätte ich mich doch nur ein bißchen beherrscht, wäre ich ein bißchen vernünftiger gewesen! Der gesunde Menschenverstand war doch immer meine starke Seite gewesen, das sagten alle. Ich stöhnte noch einmal, und ich entschloß mich, in Zukunft vorsichtiger zu sein – wenn ich eine Zukunft hatte, was keineswegs sicher war.

Mit Entschlüssen ist es merkwürdig. Vor noch nicht drei Monaten hatte ich mich entschlossen, aktiv für das Licht zu kämpfen. Ich hatte einen fremden Gast darum gebeten, mich nach Camlann mitzunehmen. Und jetzt lag ich hier und wartete darauf, ausgefragt zu werden, und Gott allein wußte, welche Fragen mir gestellt würden. Eine berühmte Hexe würde mich ausfragen. Ich dachte darüber nach, ob ich wohl den nächsten Morgen noch erlebte. Der Gedanke ließ mich zittern. Nie wieder die Gesichter meiner Lieben zu sehen, nie wieder ein warmes Herdfeuer im eigenen Haus, das auf mich wartete, nie wieder erntereife Felder oder Ochsen, die den Pflug zogen, nie wieder die Lerchen singen hören. In einem fremden Land zu sterben, ohne daß irgendeiner etwas davon wußte.

Andererseits hatte ich meine Wahl getroffen, und das in aller Ehrlichkeit. Also hatte es keinen Zweck, darüber nachzudenken, was vielleicht hätte sein können. Jeder muß irgendwann einmal sterben, und es ist ein guter Tod, für das Licht zu sterben, aus Treue zu einem guten Mann. Es hätte auch anders sein können, ich hätte ja bei Medraut den Mund halten können – aber ich hatte geredet, und weil ich wußte, wie ich war, konnte ich auch nicht sicher sein, ob ich den Mund hätte halten können. Also schob ich all die unnützen Gedanken beiseite und begann wieder zu beten.

Als ich draußen Hufschläge hörte, schob ich mich hoch, setzte mich und bekreuzigte mich. Dann wartete ich. Es war dunkel im Zimmer geworden, und mir wurde klar, daß draußen Nacht sein mußte. Ob es aber die Nacht des gleichen Tages war, an dem ich auf

den Kopf geschlagen wurde, das wußte ich nicht.

Medraut betrat den Raum zuerst. Er hielt eine Lampe, die zur Abdämpfung der Flamme eine Platte aus Horn hatte. Er warf mir kaum einen Blick zu, hob die Laterne hoch und trat an der Tür beiseite.

Morgas drang in den Raum ein wie eine Flutwelle. Sie trug einen langen, dunklen Reisemantel über ihrem roten Gewand, und für meine stillen, müden Augen sah es so aus, als ob sie die ganze Nacht im Schlepp hinter sich herzog. An der Tür stand sie sehr still und schaute auf mich hinab. Sie lächelte ein wenig, aber ihr Blick ließ mir das Herzblut gefrieren. Ich nahm mich zusammen und starrte zurück.

»Zünde das Feuer an«, befahl sie, ohne den Blick von mir abzuwenden.

Ich sah, wie Eivlin sich hinter ihr hervordrückte, zum Feuer schlüpfte und mit dem Zunder herumfummelte. Es machte mich krank, sie anzuschauen, und ich sah genau hin. Sie war sehr bleich und vermied es sorgfältig, die Augen auf mich zu richten.

Der Zunder brannte an, und ein bißchen mehr Licht flammte auf. Eivlins Haar leuchtete wie reife Weizenfelder im Wind. Die Schatten sprangen hoch, dann wurden sie im Lampenlicht ruhig, während das Feuer sich ins Holz fraß. Morgas öffnete die silberne Spange an ihrem Reisemantel und ließ ihn von den Schultern gleiten. Medraut fing ihn auf und reichte ihn dem Wachposten, mit einem kurzen Befehl auf irisch. Der Posten verbeugte sich leicht und ging. Die Königin schaute weder ihn noch Medraut an, sondern machte nur mit der rechten Hand eine kleine Geste. Medraut warf einen Blick um sich, hängte die Laterne an einen Dachbalken, nahm dann den dreibeinigen Hocker, den der Posten benutzt hatte, und rückte ihn näher ans Feuer. Er trat zu mir herüber, packte mich am linken Arm und zerrte mich hoch. Alles verschwamm mir vor Augen, und ich spürte eine Welle der Übelkeit, aber ich stolperte an die Stelle, zu der Medraut mich zerrte, ließ mich auf den Hocker sinken und schaute die Königin an.

Sie kreuzte die Arme über der Brust. Ihre Arme waren nackt; das reiche, dunkelrote Gewand war davon abgeglitten. Sie sahen sehr weiß und stark aus. Ich hätte ihr fast lieber in die Augen schauen können, als ihre Arme zu sehen, aber ich versuchte, starr vor mich hinzublicken und ihr keine Aufmerksamkeit zu schenken. Eivlin, das bemerkte ich aus den Augenwinkeln, hatte sich wieder an die Wand

gedrückt und dort hingehockt. Sie sah blaß und elend aus.

»So«, sagte Morgas endlich, und ihre Stimme war sehr sanft und kalt, »du glaubst also nicht, daß mein Sohn Gawain wahnsinnig ist.«

Ich hatte nicht erwartet, diese Geschichte noch einmal zu hören. Ich preßte den Mund fester zusammen und starrte ins Leere.

»Nun, vielleicht hast du recht.« Das Gewand der Königin rauschte, als sie sich bewegte. »Vielleicht hast du wirklich recht. Aber morgen ist das vielleicht anders.«

Ich mochte die Worte nicht, die sie sagte. Hatte sie vor, Gawain wahnsinnig zu machen? Konnte sie das überhaupt? Er hatte gesagt, sie hätte versucht, ihn durch Zauberei zu töten. Der Versuch war fehlgeschlagen, das war deutlich zu sehen. Vielleicht würde es ihr einfach wieder mißlingen.

Aber vielleicht auch nicht.

»Schau mich an, Sklave«, sagte Morgas. Ich schaute. Ihre Augen waren noch kälter und schwärzer, als ich sie in Erinnerung hatte, und ich hatte das Gefühl, als ob ich mitten im Winter schwimmen müßte. Aber ich begegnete ihrem Blick. Ich wollte einfach keine Angst haben. Und besonders wollte ich meine Verräterin Eivlin nicht sehen lassen, wieviel Angst ich hatte.

»Du wirst bei der Behandlung helfen, die Medraut meinem Sohn gegen seinen Wahnsinn verabreichen wird«, stellte Morgas fest.

Ich biß die Zähne zusammen. »Hohe Frau, das werde ich nicht.«

»Ob du nun willst oder nicht, durch deine Hilfe wird es getan werden, und zwar morgen. Lebendig oder tot, du wirst helfen.«

Ich konnte mein Herz sehr laut hämmern hören, und mir war wieder schlecht. Aber diesmal kam es nicht von dem Schlag auf den Kopf. Ich schluckte mehrmals. Ich hatte einmal eine Geschichte von einem Mann gehört, der Hexen in die Hände fiel, der es aber schaffte, ihnen zu entschlüpfen. Später träumte er, daß sie kamen, ihm die Kehle durchschnitten und sein Herz herausrissen. Sie tranken sein Blut und verstopften die Wunde mit einem Schwamm. Er träumte auch, daß sie ihm befahlen, fürchterliche Dinge zu tun. Er mußte Gräber und Friedhöfe ausrauben. Und er träumte, daß er diese Dinge tat. Am nächsten Morgen wachte er in seinem eigenen Bett auf und zitterte und war froh, daß alles nur ein Traum war. Er war glücklich, daß er Weiterreisen konnte. Und dann, als er an einer Quelle anhielt, um zu trinken, fiel ihm ein Schwamm aus der Brust, und er brach tot zusammen. »Nicht mehr Blut war in ihm als in einer ausgebluteten Ente.« Meine Schwester Morfudd hatte die Geschichte

mit Genuß erzählt, und ich hatte gelacht. Aber ich wußte nicht, über was. Während ich jetzt Morgas' Augen anschaute, war ich ganz sicher, daß sie, wenn nicht so etwas, dann doch etwas in der Art tun konnte. Lebendig oder tot, hatte sie gesagt, lebendig oder tot würde ich ihr bei dem helfen, was sie mit Medraut gegen Gawain vorhatte. Irgend etwas tief in mir, der Stoff, aus dem mein Fleisch und Blut gemacht war, begann mir zuzuschreien, all das zu tun, was sie mir befahl. Wenn ich meinen Herrn, ob lebendig oder tot, doch verraten mußte, dann war es doch sicher besser, es lebendig zu tun! Dann wenigstens konnte ich ihm hinterher helfen. Dann würde sie mir das Herz nicht mit der kräftigen weißen Hand herausreißen, so daß ich hinterher tot zusammenstürzte, wie der andere...

»Hohe Frau«, sagte ich, »gleichgültig, zu was du meinen Körper zwingen kannst, ich werde dir nicht bei deinen Plänen helfen. Und glaube nicht, daß du mich durch den Schrecken, den du ausströmst, zwingen kannst, dir zu gehorchen. Eins weiß ich, trotz all deiner Zauberei kannst du weder meine Seele in die Verdammnis stürzen noch deine eigene retten.« Und ich legte den Kopf zurück und schaute ihr in die Augen.

Zu meiner Überraschung hatten sie meine Worte getroffen. Ihr Gesicht errötete ein wenig, und das Lächeln erstarrte einen Augenblick. Aber irgend etwas zitterte in ihrem Blick, eine entsetzliche, quälende Einsamkeit und ein krankhaftes, wildes Begehren. Sie tat einen schnellen Schritt auf mich zu und packte mich am Haar. Sie riß mir den Kopf zurück und beugte sich über mich, bis ihr Gesicht nur noch wenige Zoll von meinem entfernt war.

»Gut gebrüllt!« Ihre Stimme war fast ein Zischen. »Behalte also deine Seele. Aber dein Gehirn, das werde ich haben, und auch deinen Körper. Zu meinen Zwecken. Und Hirn und Körper kann ich haben, Sklave. Ich kann.« Sie schleuderte mich wild von sich und richtete sich abrupt wieder auf. Der Stoß beförderte mich vom Hocker auf den Fußboden, und ich verbrannte mir das Bein am Feuer, ehe ich mich auf Hände und Knie aufrichten und wegkriechen konnte. Morgas, Medraut und Eivlin sahen zu, wie ich mich mühte. Die ersteren beiden amüsierten sich fast, aber ein Blick auf Eivlin zeigte mir, daß sie mit hochgezogenen Knien an der Mauer saß, sich auf die Lippen biß und unendlich unglücklich aussah. Ich fragte mich, was sie wohl dachte.

Während ich mich hinhockte, kam ich zu dem Schluß, daß ich auf dem Boden sicherer war. Ich schaffte es, Morgas wieder

anzuschauen. Noch immer brachte ihr Anblick mir den schwarzen Schrecken, aber ich hatte jetzt nicht mehr soviel Angst vor ihr. Ich wußte, ihre Macht war begrenzt. Ich wußte außerdem plötzlich, daß ich wohl sterben konnte, aber trotzdem den Glauben behielt. Und dieses Wissen war ein Sieg.

Morgas' Gesicht war wieder ausdruckslos. Es wirkte totenblaß, abgesehen von ihren schrecklichen Augen. Sie begann in ihrer normalen, weichen Stimme weiterzusprechen. »Morgen früh wirst du zurück nach Degganwy gehen. Du wirst deinen Herrn um eine Unterredung bitten, fern von der Festung. Du wirst ihn hierherbringen und sagen, daß es hier etwas gibt, was er sehen muß. Du wirst ihm raten, sein Pferd draußen festzubinden. Wenn du ihn in dieser Hütte hast, dann bitte ihn um sein Schwert. Sag ihm, du willst darauf schwören. Wenn er es dir gegeben hat, aus freiem Willen, dann wirst du es, so weit du kannst, durch die Tür nach draußen werfen, und wenn er versucht, es wiederzuholen, dann wirst du ihm die Tür versperren. Dann kommen Medraut und Rhuawn und bitten ihn, und deine Arbeit ist erledigt.«

»Ich könnte das nicht tun, selbst wenn ich gewillt wäre«, sagte ich. »Gawains Schwert ist eine Waffe aus der Anderwelt, und alle sagen, es verbrennt die Hand von jedem, der versucht, es zu ziehen. Das Schwert hat sogar einen Namen aus der Anderwelt.«

»Sein Name ist Caledwlch«, warf Medraut ein. »Möge es bald zerschmettert werden! Aber es verbrennt die Hand nicht, wenn es freiwillig gegeben wird. Du wirst tun, was man dir befohlen hat.«

»Sei still«, sagte ihm Morgas sehr sanft und liebenswürdig. Medraut hielt inne, so abrupt wie ein Fuchs, wenn er die Hunde hört. Schweigend drückte er sich wieder zurück zur Wand. Mir wurde klar, daß er Angst vor der Königin hatte, und mein eigener Mut wuchs.

»Es spielt keine Rolle, ob das Schwert meine Hand verbrennt oder nicht«, sagte ich Morgas. »Ich will dir nicht helfen. Versuch es mit Rhuawn – aber seiner Hilfe kannst du auch nicht allzu sicher sein, sonst würdest du mich nicht fragen. Kann es sein, daß er nach deinem Plan im Irrtum befangen bleiben muß? Nun, dann versuch deine Zaubereien an mir, wenn du glaubst, sie wirken. Aber ich sage dir, daß ich Christ aus einem christlichen Königreich bin. Ich bin der Diener eines guten Herrn, eines großen Kaisers und des höchsten Gottes. Ich demütige mich nicht vor einer, die nur Königin von den Orcades ist.«

Medraut zuckte leicht zusammen, als ob er vorwärts stürzen und mich schlagen wollte, aber er beherrschte sich und schaute Morgas an. Sie lächelte nur wieder. »Noch einmal schöne Worte. Aber sag, was du willst. Trotz all deiner Herren und Götter kann ich jetzt mit dir machen, was ich will. Und ich will, daß diese Dinge geschehen, und ich werde dich dazu zwingen. Medraut!«

Sie hob träge einen Arm und streckte den Zeigefinger aus, einen dünnen, feingliedrigen, kräftigen Finger, wie Gawain sie besaß.

Medraut war nur zu bereit. Er kam eilig heran, packte mich, setzte mich wieder auf den Hocker und band mir die Arme auf dem Rücken. Aus den Augenwinkeln schaute ich Eivlin an. Sie hockte an der Tür, die Hand auf den Mund gepreßt, und ihre blauen Augen waren groß vor Elend. »Ich wußte nicht, daß sie dir weh tun würden«, hatte sie am Nachmittag gesagt. Zum erstenmal brach mein Zorn auf sie zusammen. Es war deutlich: Sie freute sich nicht über das Ergebnis ihres Verrats. Konnte ich glauben, daß sie mich nicht die ganze Zeit angelogen hatte wie Medraut, sondern daß sie nur dem Befehl ihrer Herrin gefolgt war, ohne Fragen zu stellen, aus reinem Schrecken? Mein Blick lag jetzt voller auf ihr, und sie schaute mir direkt in die Augen. Sie nahm die Hand herunter und startete mich mit angstvollen Augen an, und ihre Lippen bewegten sich leise. Ich wandte schnell den Blick ab. Aber ich konnte jetzt glauben, daß sie nur ein Werkzeug gewesen war, voller Angst und ohne Kenntnis der Umstände. Es war tröstlich zu wissen, daß ein Mensch wie Eivlin existierte und daß sie nicht nur dazu da war, um andere zu betrügen. Dennoch, sie war ein Werkzeug.

Morgas wollte auch mich zu einem Werkzeug machen, um Gawain zu verraten, wie Eivlin mich verraten hatte. Medraut war jetzt mit meinen Händen fertig und band auch meine Beine an die Beine des Hockers. Ich biß die Zähne zusammen und wartete.

Morgas löste die goldenen Bänder, die ihr Haar zusammenhielten, und es fiel über ihre Schultern und ihren Rücken. Sie ließ die Finger hindurchgleiten und warf den Kopf zurück. Ihr Haar war sehr schwarz.

»Schön«, bemerkte ich und versuchte, ein wenig von meinem Schrecken loszuwerden und Medraut zu ärgern, indem ich eine unverschämte Bemerkung machte. »Ziehst du jeden Morgen die grauen Haare aus?«

Sie machte sich nicht die Mühe zu antworten. Sie breitete nur die Hände aus und sang irgend etwas, den Anfang eines Ritus.

Es ist mir nie möglich gewesen, anderen genau zu erzählen, was während der nächsten paar Stunden geschah. Nicht, daß es so schmerzhaft oder so widerwärtig gewesen wäre, daß man nicht davon sprechen kann – es hat ein bißchen weh getan, und es war unangenehm, aber nicht mehr als eine kleine Übelkeit. Ich fand es noch nicht einmal schändlich oder ekeleregend – obwohl mir damals wie heute, weiß Gott, heiß wird, wenn ich daran denke. Aber meine Erinnerung daran ist verschwommen, und – um die Wahrheit zu sagen – ich habe mir auch nie große Mühe gegeben, mich daran zu erinnern. Denn solche Dinge tun niemandem gut, weder dem, der sie erlitten hat, noch dem, der sie hört. Ich kämpfte gegen Morgas. Sie sang und warf Gegenstände ins Feuer, sie zeichnete Muster und versuchte, mich mit ihren Blicken zur Unterwerfung zu zwingen. Ich biß die Zähne zusammen, verkrampfte meine Hände hinter dem Rücken und kämpfte härter. Sie fuhr fort mit den Zaubereien, ich hatte das Gefühl, als ob ich im Traum lebte, als ob ich in einem schwarzen Ozean kämpfte, und eine betäubende Kälte trieb mich nach unten und versuchte mich zu ersticken. Ich dachte an meine Familie und unseren Hof, ich stellte mir vor, wie das Vieh im Stall aussah und die Schwalben unter dem Dach. Ich dachte an Camlann. Ich dachte sehr oft an Gawain, den ich nicht betrügen konnte. Ich dachte an sie alle auf einmal, hielt sie fest wie die Worte eines Gebetes. Alles, was ich vom Licht wußte, von der Ordnung, der Freude und der Liebe. Und ich schaute mit zusammengebißenen Zähnen Morgas an und gab nicht nach.

Aber sie fuhr fort, machte immer weiter und weiter, und ich bekam das Gefühl, daß ich ersticke und nach Atem ringen mußte. Die Bilder in meinem Gehirn verwischten an den Kanten, wurden kalt. Ich flocht meine Finger in die Seile, die um meine Handgelenke lagen, und ich spürte, daß meine Handflächen glatt vom Schweiß waren. Die dämmerige kleine Hütte schwamm vor meinen Blicken, und das Feuer wirkte verwischt, wie abends, wenn man es vor dem Einschlafen anschaut. Alles war unwichtig, ging mich nichts mehr an. Es machte mir Schwierigkeiten, mich an Namen zu erinnern – wer war denn der Kaiser? Und mein Bruder? Und mein Herr? Ich hatte das Gefühl, als ob ich von allen weit entfernt war, und mein Leben war noch eine Haaresbreite vom Tod entfernt. Fast schien es so, als ob ich aus dieser dämmerigen Hütte in Gwynedd einfach hinaustreten konnte in ein ganzes, strahlendes, wundervolles Universum, in das Königreich des Sommers aus Gawains Lied. Es

war mir, als ob die hölzernen Wände plötzlich Blätter bekommen würden, wenn ich nur hinschaute, und als ob die Vögel von Rhiannon zu singen anfangen. Aber auch dieses Gefühl bekämpfte ich. Es war notwendig – warum? – daß ich mich wehrte, denn irgend jemand – wer wohl? – würde Schaden erleiden, wenn ich das nicht tat. Mein Kopf sank auf die Brust; ich hob ihn wieder und schaute Morgas an. Ihr Blick schlug gegen mich, wie Wellen gegen eine Klippe schlagen. Eine zerfallende Klippe. Aber ihr Gesicht tropfte vor Schweiß, ihr Haar war wild und unordentlich. Sie hielt mit beiden Händen einen langen Dolch, und die Klinge war mit Blut beschmiert. Es war mein Blut, und es war schon eine Weile her, aber ich schaute es gleichgültig an. Nichts spielte mehr eine Rolle. Nur noch aushalten... aushalten...

»Du wirst die Falle für ihn aufstellen«, sagte sie zum tausendsten Mal, »und dann, dann endlich werden wir uns an ihm gerächt haben, Medraut und ich. Und wenn sein Gehirn zerstört ist, dann geben wir ihn Rhuawn zurück, der ihn zu Artus bringen wird. Und Medraut wird mitreisen, sehr liebevoll, sehr besorgt. Und dann! Rhuawn gehört in gewisser Hinsicht uns, Gawain wird ein größeres Werkzeug sein, und andere werden folgen. Medraut wird sie bringen. Genauso wie andere Maelgwyn in seinem geheimen Bündnis folgen werden, wie sie warten werden, bis die Familie sich untereinander bekämpft. Dann ist der Schilderwall gebrochen, und die Tore der Festung werden zerschmettert werden! Dann wird Artus sterben.«

Sie stand da, strahlend vor Dunkelheit, voll entsetzlicher Schönheit. Sie war sich grauenhaft sicher. Aber nichts, was sie sagte, schien außerhalb der Enge dieser Hütte viel zu bedeuten.

Ich starrte sie an, und ich war unfähig, zu denken oder irgend etwas zu fühlen.

Sie begann triumphierend zu lächeln und hob den Dolch. Die Wände flackerten wie eine Kerze im Wind. Ich stemmte meine Absätze gegen den Fußboden und starrte wie betäubt zurück. Morgas schien die Decke zu berühren, wie eine schwarze Welle, die sich aufbäumt und brechen will.

»Medraut!« sagte die Königin. »Jetzt!« Ich lehnte mich zurück, ich war kaum noch in der Lage, sie zu sehen. »Medraut!« Die Flut ebte ein wenig ab. Dumpf bemerkte ich, daß Morgas Blicke um sich warf. Ich ließ mich auf dem Hocker zusammensinken. »Medraut! Wo bist du?« Die Königin senkte den Arm, und nur der Dolch blitzte, während er sich bewegte. Dann wandte sie sich ab,

ging zur Tür und verließ die Hütte. Ich konnte noch nicht einmal denken, daß sie hinausgegangen war, um ihn zu suchen. Ich konnte überhaupt nicht denken. Die Welt vor mir war ganz dunkel, und ich hatte das Gefühl, als ob jene andere Welt darunter und um mich her lag. Ich schaute ins Nichts, ich wartete darauf, daß alles um mich her zu blühen begann.

Die Tür öffnete sich wieder, aber es war nicht Morgas. Es war Eivlin. Irgendwie erkannte ich sie, selbst in dieser Finsternis. Sie schoß durch die Hütte, ließ sich hinter mir auf die Knie fallen, und im nächsten Augenblick spürte ich ihre harten, verzweifelten Schnitte an den Seilen. Ich fuhr fort, die Wand anzustarren. Ich konnte weder verstehen, noch kümmerte mich das, was geschah – dennoch erinnere ich mich genau daran.

Sie hatte meine Arme befreit, dann mein rechtes Bein. Mein rechter Fuß war eingeschlafen, und ich rollte die Zehen ein, bis sie schmerzhaft kribbelten. Die halb gespürte Musik in der Luft klang leiser, verschwand. Ich schüttelte den Kopf.

Die Seile, die mein linkes Bein hielten, gaben nach. Eivlin sprang auf, packte meinen rechten Arm und riß mich hoch. Ich stand auf, schwankte, fragte mich, was passiert war. Eivlin bückte sich, hob etwas auf, das sie hingelegt hatte, als sie die Seile zerschneiden wollte. Es war ein Schwert. Sie zog sich meinen rechten Arm über die Schulter und schleppte mich halbwegs zur Tür. Dann brachte sie mich hinaus. Der Mond schimmerte auf der Schwelle, und die Nachtluft war feucht und kalt. Ich blieb stehen und schaute das liebliche Licht an.

»Komm weiter!« zischte Eivlin und zerrte wild an meinem Arm. Ich begann vorwärts zu stolpern. Ein Stückchen von der Hütte entfernt war ein kleines Pony angebunden. Es mußten auch Pferde dagewesen sein, sagte mir irgend etwas, und ein Wachposten hätte sie bewachen müssen. Aber jetzt stand nur das einzelne, zottige Bergpferdchen da. Eivlin löste blitzschnell die Zügel und packte das Tier am Kopfgeschirr.

»Komm weiter!« zischte sie noch einmal. »Steig auf.«

Mir war noch immer nicht ganz klar, was mit mir passierte. Ich versuchte aufzusitzen, wurde schwindelig und mußte mich erst einmal gegen die Seite des Ponys lehnen. Ich preßte die Hände über die Augen, um meinen Blick zu klären. Dann legte das kleine Tier die Ohren zurück und sah erfreut aus, und ich mußte lachen. Eivlin rief wütend etwas auf irisch aus und versuchte, mich mit Gewalt in

den Sattel zu heben. Schließlich schaffte ich es, mit ihrer Hilfe hinaufzuklettern. Eivlin nahm die Zügel, schlang sie um den Arm, warf einen eiligen Blick über die Schulter zurück – und erstarrte. Ich schaute auch hin, und ich sah Morgas, die vor der Hütte stand.

Irgend etwas rührte sich in mir. Schwindelig lehnte ich mich vom Pony nach vorn und packte das Schwert, das in Eivlins bewegungsloser rechter Hand war. Eivlin preßte sich gegen die Seite des Ponys.

Morgas begann langsam auf uns zuzugehen.

Ich hob das Schwert, als ob es ein Beil wäre, und bemerkte zum erstenmal, daß es Medraut gehörte. Ich würde kämpfen, dachte ich – und dann bemerkte ich, daß ich diesmal nicht an Händen und Füßen gebunden war. Ich packte Eivlins Haar und preßte meine Hacken in die Flanken des Ponys. Es schnaubte, scheute, so daß ich fast hinunterfiel, und lief. Eivlin wurde hinterhergezerrt. Sie kam plötzlich wieder zu sich und torkelte hinter dem Tier her. Sie zitterte wie ein verängstigtes Kaninchen.

»Ihr werdet sterben!« schrie Morgas hinter uns. »Beide. Du, Füchsin, wirst sterben vor dem Abend des kommenden Tages. Und auch er wird sterben, dein Liebhaber, und bald genug!«

Ich brachte das Pony zum Traben und schaute zurück. Morgas folgte uns nicht. Sie rief nur. »Glaubst du, du kannst nach Degganwy zurück? Maelgwyns Männer werden dich für mich festhalten.« Ihre Stimme erhob sich, wurde zu einem Kreischen der Wut. »Geht, unter allen Umständen! Und du, du hast seinen Tod nur verzögert, dummes Ding. Dein eigener Tod ist dir sicher. Geh!« Eivlin riß am Zügel des Ponys und begann zu rennen, und das Pony trabte ein bißchen schneller.

Ich konnte die Wärme des kleinen Tieres zwischen meinen Beinen spüren, und ich fühlte die Glätte des abgenutzten Leders an Sattel und Geschirr. Eivlins Haar wirkte im Mondlicht bleich. Ich blickte auf. Der Mond war leicht verschwommen, ein Frühlingshalbmond wie ein gelber Apfel. Und der Nachthimmel war tief und weich, überzogen von leichtem Nebel. Die Berge lagen um uns, stille, schwarze Schatten, und nur ein paar ferne Spitzen schimmerten noch vom letzten Schnee. Durch den Geruch von Pferd und Leder spürte ich den Duft des nassen Grases, und die Luft sagte mir, daß die Dämmerung nicht mehr weit war. Etwas in mir stürmte in den Himmel, flatterte wie eine Lerche, während mir klar wurde, daß ich gegen alle Erwartung und Wahrscheinlichkeit tatsächlich

noch lebte und bei Verstand war. Kopfschmerzen und alles. Ich hatte den Wunsch zu singen, aber das einzige Lied, das mir einfiel, war Gawains Lied über die Anderwelt, gemischt mit Kirchenliedern von zu Hause. Es war alles ganz lächerlich, weil mir die Worte nicht einfielen. Ich mußte lachen, und als ich erst einmal angefangen hatte, konnte ich nicht mehr aufhören. Eivlin schaute mich scharf an, ihre Augen glänzten in dem dämmrigen Licht. Ich lachte noch lauter, und der Schmerz schoß mir dabei durch den Kopf.

»Das hat nichts zu sagen«, brachte ich endlich keuchend heraus, um sie zu beruhigen. »Morgas hat mir nicht den Verstand gestohlen. O Eivlin, Eivlin, was hast du mit Medraut gemacht? Und was ist mit dem Wachposten?«

»Darüber gibt es nichts zu lachen!« Ihre Worte klangen scharf und unglücklich. »Medraut ist hinausgegangen, um nachzusehen, warum ich so lange brauchte, um Feuerholz zu holen. Da hab' ich ihm mit einem Stück Holz auf den Kopf gehauen. Ich weiß nicht, ob er lebt oder tot ist. Was Ronan angeht, den Posten, dem hab' ich schon anfangs gesagt, daß meine Herrin will, er soll die Pferde nach Degganwy zurückbringen und bei Sonnenaufgang wiederkommen. Und er müßte ein Pferd zurücklassen. Ach, ich konnte ihm noch nicht einmal sagen, wofür das Pferd wäre – aber er hat auch nicht gefragt. Er ist sofort losgeritten. Er war sowieso nicht glücklich darüber, daß er da war. Dann bin ich zurück zur Hütte gegangen und hab' hinter der Tür gewartet, bis meine Herrin herauskam. Dann hab' ich sie auch auf den Kopf gehauen, aber ich konnte nicht so fest schlagen, weil ich Angst vor ihr hatte.«

»Du hättest sagen sollen: zwei Pferde. Dann hätten wir wegreiten können wie die Herren der Welt. Eivlin, du bist der Siegelring an der Hand der Mutigen, du schmückst die Erde, wie der Mond die Nacht schmückt...«

Ich wollte ihr noch weitere Lieder sagen, aber sie schnappte nur: »Genug davon. Wir müssen weit, weit weg sein, wenn es Morgen wird.«

Ich fummelte nach den Zügeln, begriff, daß Eivlin sie hatte, und schlang mir statt dessen die Mähne des Pferdchens um die Hände. Trotz des Kopfschmerzes, der Zauberei und der Flucht war ich leichtköpfig genug, daß ich galoppieren wollte. Mit Eivlin vor mir auf dem Sattel. Als ob das Pony mit uns beiden hätte galoppieren können. »Wohin?« fragte ich und beherrschte mich.

»Nach Caer Segeint! Caer Legion! Egal wohin! Aber wir müssen

zuerst die Hauptstraße finden, und dann mußt du wegreiten, so schnell du kannst.«

Ich wollte fragen: »Und was ist mit dir?« als mir ein Gedanke kam und ich fragte: »Was ist mit meinem Herrn?«

Sie blieb stehen. Das Pony machte noch einen Schritt, blieb dann auch stehen und warf verärgert den Kopf hoch. Eivlin starrte zu mir auf. »Dein Herr? Ich verkaufe doch nicht mein eigenes Leben, um das Leben deines Herrn zu retten. Laß deinen Herrn selbst eine Möglichkeit finden zu entkommen.«

Ich runzelte die Stirn. »Ich war in Gefahr, weil ich Gawain nicht verraten wollte. Wie kann ich jetzt weglaufen und ihn Morgas ausliefern?«

»Ach, Rhys. Morgas kann doch jetzt nicht mehr den gleichen Plan haben. Du bist ja weg, und Medraut ist tot.«

»Wir wissen nicht, ob Medraut tot ist. Ich würde meinen Kopf verwetten, daß er nicht tot ist. Und sie haben noch immer Rhuawn.«

»Meine Herrin hat gesagt, daß dein Herr Rhuawn nicht länger traut. Komm, er ist nicht mehr in Gefahr als du. Und was ist schon ein einziger Herr? Du kannst genug andere Männer finden, denen du dienen kannst, oder du kannst auch zurück zu deinem Clan. Hast du meine Herrin nicht gehört? Wir können nicht wieder nach Degganwy. Maelgwyns Wachen würden uns nicht durch das Tor lassen.«

Meine Vernunft sagte mir, daß sie wegen Degganwy recht hatte. Trotzdem war ich bereit, allein dafür zu kämpfen. Obwohl ich zu krank war, um auch nur ein Stückchen zu laufen. Eins aber wußte ich: »Ich werde Morgas nicht mit Gawain machen lassen, was sie will«, sagte ich, »er muß gewarnt werden.«

»Bist du denn wahnsinnig! Willst du unser Leben für diesen Krieger wegwerfen, diesen Kerl, der nur unsere Arbeitskraft ausnutzt?«

»Er ist mein Herr, und ich diene ihm, weil ich es selbst so wollte. Er ist meine Treue wert. Ich mag Gawain. Ich würde ihn sogar meinen Freund nennen, wenn man einen Herrn seinen Freund nennen kann. Er muß gewarnt werden. Und außerdem bin ich sein Diener. Wenn ich fliehe, wo er mich am meisten braucht, wo bleibt dann mein eigenes Ehrgefühl?«

Eivlin schüttelte den Kopf. »Das stimmt ja gar nicht. Rhys, meine Herrin hat entsetzliche Macht. Wir müssen sehr weit weg. Du jedenfalls, denn ich weiß, daß meine Herrin mich durch einen Fluch

töten wird, vor dem Abend des kommenden Tages. Genau wie sie gesagt hat. Bei der Sonne, bei der Erde und dem Himmel und der See, bei deinem eigenen Gott, Rhys, laß es nicht zu, daß ich um nichts sterbe. Wenn wir zurück nach Degganwy gehen, dann wirst du sterben, ihn wirst du nicht warnen können, und Morgas wird mich umbringen, obwohl ich nichts erreicht habe. Laß uns eilen. Komm, wir müssen die Straße erreichen, ehe es hell wird. Morgas wird mit Sicherheit Lots Männer hinter uns herschicken, insgeheim.« Sie riß wieder am Zügel, und das Pony trottete weiter.

Wieder tastete ich nach den Zügeln. Ich wollte das Tier anhalten. »Eivlin, mein Herr muß gewarnt werden. Was meinst du damit, Morgas wird dich durch einen Fluch töten? Das kann sie ja nicht. Wir müssen meinem Herrn eine Botschaft überbringen...« Ich hielt plötzlich inne, weil mir einfiel, was ich gesehen hatte – war das erst heute morgen gewesen?

Auch Eivlin blieb wieder stehen, und das Pony riß ungeduldig am Zügel. »Aber ich werde sterben!« sagte sie zornig und unter Tränen. »Und auch du wirst sterben, und alles um diesen Krieger, der nicht auf sich selbst aufpassen kann! Aber wenn wir müssen...«

»Wir müssen nicht«, sagte ich. »Gawain hat einen Ort, wo für ihn Nachrichten vom Kaiser hinterlegt werden. Wir könnten dort eine Nachricht hinterlassen. Der Platz ist auf dem Weg zur Hauptstraße.«

Eivlin schaute mich an. Erst erstaunt, dann voller Hoffnung. Sie begann, schweigend weiterzugehen.

Die Welt war grau, wie immer vor der Dämmerung, als wir die große Eiche mit der Astgabel erreichten. Die ersten Vögel zirpten schon, noch halb im Traum. Die Aufregung der Flucht war vergangen, und mein Kopf schmerzte fürchterlich, wenigstens genug, daß ich mich krank fühlte. Ich war auch müde. So müde, daß ich unter einem Baum hätte zusammenbrechen und eine Woche lang nicht wieder aufstehen können. Ich schaute die Eiche an. Ich hatte Eivlin gesagt, sie solle einen Fichtenzweig an der Weggabelung zurücklassen, wo wir abgebogen waren. Gawain hatte ja gesagt, Fichte stände für eine dringende Botschaft. Ja, Fichte für eine dringende Botschaft, Stechpalme für eine normale.

»Es ist die Höhlung an der Stelle, wo der große Ast vom Stamm abzweigt«, sagte ich Eivlin. Sie ließ die Zügel fallen und lief zum Baum hinüber. Dann schaute sie hinauf. »Kannst du klettern?« fragte ich hoffnungsvoll.

Sie schaute mich an, als ob ich gefragt hätte: »Kannst du

fliegen?«, und Gawain hatte ja gesagt, daß es nicht viele Bäume auf den Inseln gäbe. Die Bäume, die da waren, wurden wahrscheinlich öfter von Jungen als von Mädchen erklettert, nahm ich an. Müde rutschte ich vom Pony und torkelte zu dem Baum hinüber. Ich wußte nicht, ob ich ihn ersteigen konnte. Aber ich konnte es versuchen.

»Auf was willst du die Botschaft denn schreiben?« fragte Eivlin.

»Schreiben?« sagte ich, und plötzlich wurde mir klar, daß ich gar nicht wußte, wie ich eine Nachricht hinterlassen sollte. »Ich kann nicht schreiben!« rief ich aus.

»Ach, wirklich! Er kann nicht schreiben, aber er hat diesen Riesenumweg gemacht, um eine Nachricht zu hinterlassen! Ich dachte, alle Briten könnten schreiben, wenigstens alle diejenigen, die Latein sprechen.«

»Vielleicht können es die meisten Städter, aber ich bin ein Bauer«, sagte ich. »Wo sollte ich wohl schreiben lernen? Kannst du schreiben?«

Sie schnaufte nur. Ich schloß daraus, daß das Schreiben auf den Ynysoedd Erch nicht gebräuchlich war.

Ich starrte die Eiche an und zerquälte mir den schmerzenden Kopf nach einem rettenden Gedanken. Ich hatte noch nie wirklich schreiben wollen, aber jetzt wollte ich es. Nur, es hatte keinen Sinn, zu wünschen. Ein Kiefernzapfen bedeutete, daß Gawains Brief empfangen worden war, aber womit konnte man sagen: »Hüte dich vor Rhuawn. Medraut und Morgas haben versucht, mich umzubringen, und sie wollen versuchen, dich in den Wahnsinn zu treiben«?

Gawain mußte wissen, daß die Botschaft von mir kam. Das hieß, daß ich etwas aus meinem Besitz hinterlassen mußte. Die Brosche. Daran würde er sich erinnern. Mit zitternden Fingern machte ich sie los und wog sie in der Hand. Medraut und Morgas waren die wirkliche Gefahr. Was hatte ich von denen?... Eivlin hielt noch immer das Schwert.

»Eivlin, gib mir Medrauts Schwert.« Sie zögerte, während sie mich fragend anschaute, und ich sagte: »Ich weiß sowieso nicht, wie man es richtig benutzt, und du hast auch keine Ahnung. Also bringt es uns keinen Nutzen.«

»Es ist Geld wert. Das wirst du brauchen.«

»Die Nachricht ist mir wichtiger.« Eivlin reichte mir zögernd das Schwert. Ich wog es in der Hand. Es war in der Tat ein gutes Schwert, denn nach der Zeit, die ich in Camlann verbracht hatte,

wußte ich schon eine Menge über Schwerter. Die Klinge war schmal und aus feinem Stahl gearbeitet. Ich schaute sie an, dann die Brosche. Dann steckte ich die Schwertklinge durch den Ring der Fibel, unter der mittleren Nadel hindurch. Ich verbog die Fibel dadurch ein wenig, aber ich hatte Hoffnung, daß die Bedeutung dadurch klar wurde. Und jetzt – wie sollte ich ihn vor Rhuawn warnen? Ich tastete an meinem Gürtel herum, aber von Rhuawn besaß ich nichts. Rhuawn war Dumnonier. Gab es etwas, das typisch für Dumnonier war, was ich benutzen konnte? Nein, ich war ja auch Dumnonier. Das ging also nicht.

Ich stand da, und meine Füße wurden naß vom Tau. Mir war kalt, und ich fühlte mich krank und schläfrig, während ich versuchte, eine Antwort aus meinem müden Gehirn herauszuholen. Und die Vögel sangen schon lauter. Das Pony stampfte.

Rhuawn war Mitglied der Familie. Die Familie war... war... Mitglieder der Familie trugen manchmal einen Zweig Weißdorn an ihren Mantelschließen, um sich an Baddon zu erinnern, wo der Weißdorn geblüht hatte, als sie die Sachsen zurücktrieben. Mir fiel plötzlich ein, wie Bedwys Diener Amren mir die Geschichte vom Weißdorn bei Baddon erzählte, als ob Amren dagestanden hätte. Ich schaute mich um.

»Eivlin«, sagte ich, »ich brauche einen Zweig Weißdorn.« Sie starrte mich an. »Er ist ein Teil der Nachricht.«

»Dann will ich ihn dir bringen. Du kannst schon mal den ersten Teil deiner... Nachricht in die Höhlung legen.«

»Dann hilf mir hinauf. Ich glaube nicht, daß ich klettern kann.«

Mit etwas Mühe und einem großen Schwindelgefühl schaffte ich es, mich in die Astgabel hinaufzuhangeln, und Eivlin ging, um den Weißdorn zu suchen. Ich lehnte mich gegen den Ast, um mich eine Minute auszuruhen.

»Rhys. Rhys. Wach auf.« Ich öffnete die Augen und stellte fest, daß der Osten schon in blassem Rosa glühte. Eivlin stand unter der Eiche, und weiß in ihren Armen lag ein blühender Weißdornzweig. Eivlin sah so wunderschön aus wie ein Frühlingstag. Ich murmelte irgend etwas, und dann reichte sie mir den Weißdorn. Ich schlang den Zweig um das Schwertheft, legte dann das Ganze in die Höhlung am Ast. Das Schwert stand ein Stück hervor, also bedeckte ich es mit ein paar von den alten Blättern, so daß es nicht glänzte, und sprang herab. Als ich auf den Boden auf traf, brach ich zusammen, und Eivlin half mir wieder auf.

»Ich brauche Schlaf«, sagte ich ihr.

»In der Tat, wenn du schon einschläfst, während ich nur zum anderen Ende der Wiese und zurück gehe, dann brauchst du wirklich Schlaf. Aber zuerst müssen wir die Hauptstraße erreichen.« Sie half mir wieder auf das Pony, und es ging weiter.

Als wir die Hauptstraße erreichten, war es schon Vormittag, und die Sonne hatte den Tau getrocknet. Wir fanden eine Böschung und führten das Pony von dort auf eine Lichtung, die man von der Straße aus nicht sehen konnte. Eivlin brach ein bißchen Heidekraut und kehrte die Böschung, unnötigerweise, wie ich dachte, so daß jemand, der uns folgte, nicht mehr sehen konnte, daß wir dort die Straße verlassen hatten. Eivlin schien sicher zu sein, daß Morgas uns ein paar von Lots Kriegern nachsenden würde. Ich stieg mühselig von dem Pony ab und legte mich. Mein Kopf dröhnte, aber trotz all meiner Müdigkeit fühlte ich mich nicht sehr schläfrig. Eivlin kam wieder zurück und legte sich neben mich.

»Wir dürfen uns nicht lange ausruhen«, flüsterte sie. »Noch diesen Nachmittag müssen wir weg sein. Und bitte, wach vor dem Abend auf, Rhys, ich will mit dir reden, ehe ich sterbe.«

»Du wirst nicht sterben«, sagte ich verärgert. »Warum solltest du denn sterben?«

»Meine Herrin wird einen Dämon schicken, der mich umbringt«, sagte Eivlin einfach. »Ach, ich weiß, du wirst mir sagen, daß sie auch versucht hat, deinen Herrn zu töten, und es nicht schaffte. Aber dein Herr kann vielleicht gegen Dämonen kämpfen. Sie sagen ja alle, sein Schwert hat magische Kraft. Ich kann nicht kämpfen. Ich war schon verflucht, noch ehe ich geboren war, verflucht wegen der Tat meines Vaters.«

»Du wirst nicht sterben«, wiederholte ich. »Morgas ist nicht die einzige Macht in dieser großen Welt. Eivlin, wenn du so sicher bist, daß du sterben wirst, warum hast du mich dann überhaupt gerettet? Deine Herrin würde mich dann genauso sicher töten.«

»Es war meine Schuld, daß du in Gefahr warst«, sagte sie mit ganz leiser Stimme. »Meine Herrin hat mir befohlen, dich zu Medrauts Haus zu führen und dir zu sagen, daß dein Herr dort wäre. Ich wußte, daß sie nichts Gutes mit dir im Sinn hatte, und trotzdem habe ich dich dorthingebracht und dir ihre Worte gesagt. Und dann« – sie hielt den Atem an –, »dann hatte sie vor, schreckliche... schreckliche Dinge zu tun. Und ich sollte ihr helfen. Und als sie anfang, da sagte ich mir: ›Eivlin, hier ist der einzige Mann, der sich

um deinen Fluch nicht kümmert. Hier ist ein Mann, kein Krieger, sondern ein einfacher Mensch wie du. Er hat dir aus freiem Willen geholfen. Er hat so eine Art zu reden und so ein gewisses Lächeln. Und deinetwegen, weil er dir vertraut hat, soll er tot und verdammt sein.«

»Aber sie konnte mich ja nicht verdammen«, fiel ich ihr ins Wort. »Töten kann sie mich, aber das andere, das liegt außerhalb ihrer Macht.«

Eivlin zuckte die Achseln. Ich spürte ihre Bewegung durch das Heidekraut. »Ja. Aber ich wußte, daß sie dich auf fürchterliche Weise töten würde, und ich konnte es nicht ertragen. Also bin ich gegangen und hab' Ronan gesagt, er soll die Pferde nach Hause bringen. Dann hab' ich Medraut auf den Kopf gehauen und dich losgeschnitten. Es ist besser, wenigstens ehrlich zu sterben. Und du sagst immer wieder, daß du ein Christ bist und eigene Zauberei hast. Deshalb kann dir ihre nichts anhaben. Ich glaube, du wirst ihr entkommen.«

Ich drehte den Kopf um und schaute sie voll an. Tränen waren auf ihren Wangen und machten helle Rinnsale auf dem Schutz in ihrem Gesicht. Ihr blondes Haar war schlaff, verdreht und wirr. Für mich war sie schöner als irgendeine andere Frau auf der ganzen Erde.

»Du wirst nicht sterben«, sagte ich und stemmte mich auf einem Ellbogen hoch. »So wahr Gott im Himmel gerecht ist, du wirst nicht sterben. Glaub mir...« Ich streckte linkisch die Hand aus und berührte ihre Schulter, nur um sie zu trösten. Und plötzlich kam sie in meine Arme und begann zu weinen. Ich hielt sie fest; sie legte den Kopf an meine Schulter und schluchzte laut, während ich ihr Haar streichelte und beruhigende Laute von mir gab. Trotz all der Gefahr, trotz all der Müdigkeit, trotz all meiner Schmerzen und meiner Krankheit, dieser Augenblick war einer der schönsten und erfülltesten meines Lebens.

10

Eivlin schlief weinend in meinen Armen ein, und ich schlief kurze Zeit später. Ich hatte wach bleiben und sie noch eine Zeitlang festhalten wollen, aber es dauerte nur Minuten, bis ich schnarchte. Als ich aufwachte, lag die späte Nachmittagssonne schwer auf der Lichtung und der Straße dahinter, und Eivlin war nicht neben mir. Ich setzte mich auf und sah mich um. Weder Eivlin noch das Pony waren da. Ich erlebte einen Augenblick des wahnsinnigen Schreckens. Ich dachte, Morgas hätte einen Dämon geschickt und Eivlin sei fort – aber dann versuchte ich mir vorzustellen, was ein Dämon wohl mit einem Pony wollte, und die schlimme Minute verging.

Ich stand vorsichtig auf. Mein Kopf schmerzte noch, aber nicht mehr so schlimm. Ganz leicht befangene ich den hinteren Teil meines Schädels. Ich fühlte eine große Beule, die von verkrustetem Blut bedeckt war. Die mußte von Medrauts Schlag stammen, wenn Medraut wirklich derjenige gewesen war, der mich geschlagen hatte. Darüber saß eine kleinere Beule, die ohne Zweifel von dem Aufprall auf den Boden stammte, nachdem Rhuawn mich geschlagen hatte. Meine Schwester Morfudd pflegte immer zu sagen, daß ich einen dicken Schädel hätte. Nun, bei solcher Behandlung brauchte ich auch einen. Ich fragte mich, wie Medrauts Kopf sich wohl anfühlte.

Dann krachte es leise in den Büschen. Meine Hand fuhr zum Messer, und ich glitt rückwärts ins Gebüsch. Aber es war Eivlin. Sie führte das Pony. Ich seufzte vor Erleichterung und trat wieder ins Licht.

»Du hast mir angst gemacht. Ich bin aufgewacht und stellte fest, daß du weg warst«, sagte ich ihr.

»Hab' ich das?« Sie schob sich eine Haarsträhne aus den Augen und lächelte. Sie hatte sich das Gesicht gewaschen und das Haar sorgfältig geglättet, und in der Schließe ihres Kleides steckte eine wilde Rose. Sehr hübsch sah sie aus. »Ich wollte nur ein bißchen Wasser für das Pony besorgen.«

»Für uns auch, hoffe ich.«

»Aber sicher. Direkt unten am Hügel ist ein Bach. Komm, ich kann dir dort das Blut abwaschen.«

Ich machte ein paar zögernde Schritte vorwärts, und sie wartete

und hielt mir die Hand hin. Ich nahm sie und fühlte mich gleichzeitig verlegen und voller Freude. Wir gingen zum Bach hinunter und ließen das Pony angebunden an einem Busch zurück.

»Du siehst sehr hübsch aus«, sagte ich Eivlin. Mir war wieder eingefallen, daß meine Schwester solche Bemerkungen auch gern mochte.

»Ja?« fragte sie in dem Tonfall, der bedeutet: »So, du hast es also bemerkt.«

»Wirklich«, erwiderte ich. Eivlin lächelte zufrieden und tastete mit den Fingern nach der Rose, um zu sehen, ob sie auch nicht abfiel.

Der Bach kam aus den Bergen. Er strömte schnell über ein felsiges Bett, und das Wasser war so kalt, daß einem die Zähne weh taten. Nachdem ich getrunken hatte, wusch Eivlin mir den Kopf, und es tat weh und machte mich wieder schwindelig, obwohl sie sehr sanft war. Als sie damit fertig war, setzten wir uns ein paar Minuten und schauten den Bach an und horchten, wie er gurgelte.

Eivlin seufzte und lehnte sich an mich. »Es ist ein schöner Tag zum Sterben«, sagte sie leise. »Ich könnte fast froh sein. Ich bin froh. Endlich bin ich von ihr weg, und du bist bei mir. Und es ist eine schöne, ehrbare Art zu sterben.«

»Du träumst doch nicht noch immer davon?« sagte ich verärgert. »Ich hab' dir doch gesagt, du wirst nicht sterben.«

Sie legte nur den Kopf an meine Schulter und streichelte meine Handfläche. Ich ärgerte mich noch ein bißchen mehr.

»Du wirst nicht sterben«, wiederholte ich. »Warum glaubst du denn, daß du wohl sterben solltest?«

»Meine Herrin hat es gesagt.« Sie setzte sich gerade auf. Ich wünschte, sie hätte das nicht getan.

»Na, deine Herrin hat auch gesagt, ich würde sterben, aber du scheinst das nicht zu glauben.«

»Ach, du! Du hast dich doch stundenlang gegen ihre Zaubersprüche gewehrt, sogar in ihrer Anwesenheit. Sie hatte gedacht, es würde leicht sein, dich zu beherrschen. Sie dachte, es wäre alles in einer halben Stunde erledigt. Aber am Ende war sie so müde, daß sie uns noch nicht einmal umbringen konnte, als sie uns fliehen sah.«

»Vielleicht heißt das, daß ihre Zaubersprüche doch nicht das sind, was du glaubst.«

»O nein, das stimmt nicht! Rhys, ich habe sie gesehen...« Eivlin

hielt inne, dann fuhr sie ruhiger fort: »Und außerdem bin ich von Geburt an verflucht, und ich war ihre Dienerin. Für sie ist es nichts, mich umzubringen. Sie braucht nur mit den Fingern zu schnippen. Und ich habe keinen eigenen Zauber, der mich schützt, wie du.«

Einen Augenblick lang fragte ich mich, was sie damit meinte. Dann verstand ich. »Wenn du den Christus meinst, dann kannst du auch geschützt sein, wenn du glaubst. Du, wir können beim ersten Kloster oder bei der ersten Einsiedelei halten, zu der wir kommen, und du kannst getauft werden. Vielleicht redest du dann nicht mehr vom Sterben.«

»Was? Was ist denn das, taufen?«

»Es ist...« Mir fiel wieder ein, wie katastrophal meine Erklärungen der anderen Sakramente auf sie gewirkt hatten. »Es ist so eine Art Zauberei, womit man sich von alten Flüchen befreien kann.«

Eivlin schaute mich zweifelnd an. »Ist es ein komplizierter Zauberspruch? Kannst du ihn? Braucht man viel Blut dazu?«

»Ich könnte dich schon taufen, nehme ich an. Ich glaube, es ist erlaubt. Aber es ist besser, wenn ein Priester das tut.«

»Einer von deinen christlichen Druiden.«

»Nein, ein Priester ist, na, macht ja nichts. Aber Blut braucht man dafür überhaupt nicht. Es ist nur notwendig, daß du an Christus glaubst – ich habe dir ja schon von ihm erzählt, nicht wahr – und dann gießt man Wasser über deinen Kopf.«

»Wo ist denn dabei ein Zauber?«

»Na, es ist kein richtiger Zauber, es ist ein... nun, das Wasser bedeutet, daß der Fluch abgewaschen wird. Bei mir ist das gemacht worden, als ich noch ein Baby war. Meine Mutter sagt, ich hätte wie am Spieß gebrüllt, aber ich kann mich natürlich nicht daran erinnern. Ich habe gesehen, wie meine Vettern getauft wurden.«

Eivlin seufzte und schob sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Ich sehe zwar nicht, wie das gegen meine Herrin schützen sollte, aber wenn du glaubst, es ist ein starker Zauber, dann wirkt es vielleicht doch.«

Ich dachte an Morgas, und trotz meines gut auswendig gelernten Katechismus fragte ich mich, ob Eivlin wohl mit ihrer Angst recht hatte. Sakramente waren keine Zaubersprüche, und wie wertvoll sie vielleicht auch für ihren geistlichen Zustand sein mochten, konnte ich sicher sein, daß sich dadurch irgend etwas an der Wirkung von Morgas' sehr starker irdischer Magie änderte? Dennoch sagte ich

Eivlin mit fester Stimme: »Es ist ein Zauber gegen Morgas. Du wirst nicht sterben.«

Eivlin schaute mich fest an. Dann seufzte sie und stand auf, während sie den Rock glattstrich. »Vielleicht. Aber wir müssen weg, damit wir einen von deinen Priestern finden. Es ist schon spät.« Zögernd stand auch ich auf, und wir gingen zurück zu der Stelle, wo wir das Pony zurückgelassen hatten. Es knabberte eifrig jeden Grashalm ab, den es erreichen konnte, als ob es nicht den größten Teil des Tages schon gegrast hätte.

»Jetzt bist du dran mit Reiten«, sagte ich zu Eivlin. »Ich kann gehen.«

»Ich kann gehen«, sagt der Kerl, und das mit einer Beule auf dem Kopf, so groß wie meine Faust! Wirklich, das wäre ja noch schöner. Du wirst nicht gehen, du reitest, und du versuchst, dich zu erholen, verstanden?«

Ich protestierte, aber nicht sehr überzeugend. Mein Kopf schmerzte wirklich, und die paar Schritte den Hügel hinauf hatten ihn wieder zum Dröhnen gebracht. Der Vorteil meiner Krankheit bestand darin, daß ich nicht bemerkte, wie hungrig ich war, obwohl meine letzte Mahlzeit das Frühstück am vergangenen Tag gewesen war. Aber ich fragte mich, wie Eivlin sich wohl fühlte, und ob sie ein Abendessen bekommen hatte. Sie war die ganze Zeit gegangen, und es war bestimmt nicht gut für sie.

Wir nahmen die Straße nach Westen. »Wir gehen nach Caer Segeint«, sagte Eivlin energisch. »Das ist eine große Stadt, wo es einen Hafen gibt, das weiß ich genau. Ich hab' ja die Nacht dort verbracht, als wir in Gwynedd ankamen. Wenn meine Herrin Botschaften dort hingeschickt hat, dann kann man irgendwelchen Boten dort gut aus dem Weg gehen, und die meisten Männer, die dort wohnen, verbringen ihr Leben mit nichts anderem.«

Ich stimmte ihrem Plan zu, obwohl ich lieber nach Caer Legion gegangen wäre, das ich kannte. Aber ich sah Eivlins Gründe ein, und ihr Plan schien mir vernünftig. »Und wenn wir Caer Segeint erreicht haben, was dann?« fragte ich.

Sie schwieg einen Augenblick. »Vielleicht könnten wir das Pony verkaufen und in einem Boot die Küste hinunterfahren?«

Ich stöhnte innerlich. »Wieviel würde das kosten?«

»An welche Art Boot bist du denn gewöhnt? Ich selbst kenne ein bißchen was von Karacken, aber das ist auch alles.«

»Dann bist du besser dran als ich. Ein einziges Mal in meinem

Leben bin ich in einem Boot gewesen, auf der Überfahrt von Dumnonia nach Caer Gwent. Und das hat mir überhaupt keinen Spaß gemacht. Wir müssen einen Fährmann und ein Boot mieten, und ich weiß genau, ich könnte es mir in keiner Weise leisten.«

»Du bist nur ein einziges Mal in einem Boot gewesen? Aber...«

»Ich stamme nicht von den Inseln. Der Hof meiner Familie liegt in der Nähe des Mor Hafren, und das einzige Wasser, das wir überqueren müssen, ist ein Fluß. Ich glaube, wir sollten mit dem Pony die Küste nach Dyfed hinunterreiten und dort im Namen des Kaisers Schutz suchen. Dyfed steht nicht allzu freundlich mit Gwynedd, und dort haben sie sich so oft gegen Eindringlinge aus Erin wehren müssen, daß sie alle Leute hassen, die Irisch sprechen – bei dir werden sie eine Ausnahme machen müssen.«

Eivlin schüttelte den Kopf. »Dann geht die Reise zu langsam. Diejenigen, die meine Herrin hinter uns hergeschickt hat, werden uns mit Sicherheit einholen, wenn wir mit nur einem einzigen Pony versuchen, bis nach Dyfed zu kommen. Haben wir genug für ein Pferd?«

Ich überprüfte all meine Besitztümer. Drei bronzene Armringe, einer davon mit Emailschnuck, und ein goldener Ring, den Gawain mir in Camlann geschenkt hatte. Und dann war da noch mein Mantel – vielleicht war der warm genug, um ihn zu verkaufen. Wenn wir dem Pony ein Geschirr aus Seilen machten und das aus Leder verkauften und wenn wir ohne Sattel ritten, dann hatten wir vielleicht genug, um ein Pferd zu kaufen. Aber dann blieb nichts mehr übrig für Lebensmittel. Ich seufzte. »Wir können schnell reisen und nicht essen, oder wir können unser Brot und Ale haben und eine langsame Reise.«

»Ist das so? Vielleicht können wir ein Pferd stehlen.«

»Stehlen? So etwas werden wir nicht tun.«

»Ach, Rhys, wir brauchen ein Pferd. Komm, wenn du willst, kannst du ja dafür sorgen, daß der Besitzer des Pferdes hinterher bezahlt wird.« Mir gefiel der Gedanke nicht, ein Pferd von irgendeinem armen Bauern zu stehlen, aber vielleicht hatte sie recht. Einen Augenblick lang kämpfte ich mit meinem Gewissen und fragte mich, was mein Vater wohl dazu gesagt hätte.

Wenn er an meiner Stelle wäre, dann würde er das Pferd nehmen, meinte ich schließlich.

»Nun gut. Wenn wir ihn anschließend bezahlen. Aber glaubst du nicht, wir könnten denjenigen aus dem Weg gehen, die Morgas

geschickt hat? Wenn die Straße nach Süden so leer ist wie diese hier, dann können wir auf weite Entfernung sehen, ob jemand kommt. Lange, bevor er uns erreicht.«

»Es sei denn, Medraut kommt.« Eivlin wurde sehr ernst.

»Du glaubst also nicht, daß er schwer verletzt ist?« fragte ich hoffnungsvoll.

Eivlin schüttelte den Kopf. »Wenn er krank ist, dann findet meine Herrin eine Möglichkeit, ihn schnell zu heilen. Und auch er kann Zauberei dazu benutzen, uns zu finden...«

Das klang wie die Wahrheit. »Dann werden wir ein Pferd stehlen müssen. Oder zwei Pferde. Wir lassen dann das Pony zurück. Und wir können noch hoffen, daß sie nicht schon an uns vorbei sind.«

Eivlin nickte. »Vielleicht brauchst du nur ein Pferd«, fügte sie leise hinzu.

»Du wirst nicht sterben, weißt du noch? Komm, wir wollen uns beeilen und sehen, was wir vor der Dunkelheit finden können.«

Der Nachmittag war einer dieser langen, müden Nachmittage des Frühlings, bei denen einem klar wird, daß der Sommer nicht mehr weit ist. Die Berge waren alle grün, und blau in der Entfernung. Nirgendwo war mehr Schnee zu sehen. Wenn das Land zu unserer Rechten flacher wurde, dann sahen wir die Irische See, die ruhig und blaugrau im Sonnenlicht lag. Eivlin schaute das Meer wehmütig an. Sie mochte die Idee mit dem Boot noch immer lieber.

Es ist seltsam, aber trotz der Tatsache, daß wir um unser Leben liefen, in einem fremden Land, müde, hungrig, krank in meinem Fall und voller Angst vor dem Tod in Eivlins Fall, trotz allem waren wir fröhlich wie die Heidelerchen. Der Nachmittag war wunderschön, und es schien uns, als ob er ewig dauern würde. Wir waren entkommen, wir waren frei, wir liebten uns, warum sollten wir nicht glücklich sein? Der Anblick der See brachte Eivlin dazu, Geschichten von den Ynysoedd Erch zu erzählen, und ich antwortete mit Geschichten von meiner Familie. Wir lachten wie ein paar Idioten auf einer Kirchweih. Langsam, ganz langsam glitt die Sonne den Himmel hinab, schien schräg in unsere Augen und ließ die Schatten hinter uns länger werden.

»Und deshalb«, schloß Eivlin eine ihrer Geschichten ab, »kämpfte Eoghan einen großen und mächtigen und schrecklichen Kampf gegen Ronan, um sich für das Bootsrennen zu rächen, und er besiegte ihn gründlich. Denn abgesehen von Medraut ist er der beste Kämpfer in Lots Truppe.«

»Medraut ist also wirklich ein guter Kämpfer, was?«

»Bei der Sonne! Seit damals, als er zum erstenmal zur Ausbildung das Haus der Knaben betreten hat, wirkte er wie ein Windhund unter Haushunden. Wenigstens sagen das alle Krieger. Und dennoch... Er kämpft nicht viel. Diejenigen, die er benutzen will, bezaubert er, und durch sie zwingt er dann die anderen Krieger, ihm zu gehorchen. Sie haben alle Angst vor ihm, denn er kann mit ein paar Worten den Ruf eines Mannes ruinieren und alle anderen gegen einen einzelnen aufhetzen, und dann ist da auch noch die Zauberei. Einmal, wirklich, da hat er...«

Eivlin hielt abrupt inne und blieb stehen. Sie starrte nach vorn.

»Da hat er was?« fragte ich.

»Rhys...« sagte sie. Ich schaute auch vorwärts. Ich konnte nichts sehen als die leere Straße, die in der Abendsonne dalag. Ich fragte mich, ob sie wohl etwas auf der Lichtung vergessen hätte, wo wir geschlafen hatten.

»Was ist denn?«

»Was los ist? Siehst du es denn nicht?« Ihr Blick war starr, sie hatte den Kopf zurückgelegt, so daß die Schatten in der Höhlung ihrer Kehle zitterten.

Ich schaute wieder hin. Wieder konnte ich nichts als die Straße sehen. Aber Eivlins Hand zitterte, und das Pony legte die Ohren zurück und begann unruhig hin- und herzutreten. Es schnaubte.

»Es ist nichts da«, sagte ich. »Komm weiter.«

Eivlin machte ein wimmerndes Geräusch und tat einen Schritt zurück. »Ein Schatten«, flüsterte sie. »Da ist etwas auf der Straße.«

»Da ist nichts. Bei dieser Sonne sind doch alle Schatten hinter uns.«

»Nein! Ein Schatten, noch einer. Bei der grünen Erde!« Sie wirbelte herum und ließ die Zügel des Ponys fallen. Das Tier schnaubte und bäumte sich halb auf, und ich packte die Zügel und preßte die Knie zusammen. »Rhys!« schrie Eivlin. »Es ist auch hinter uns!«

»Eivlin, da ist ja nichts. Eivlin!« Sie hörte mir nicht zu. Ich glitt vom Pony herab und packte ihren Arm. »Da ist doch nichts.«

»Der Fluch meiner Herrin. Er hat uns gefunden. Oh. Es kommt näher. Rhys, hilf mir!«

Ich packte ihre Schultern. »Es ist nur ein Schatten. Sie versucht dir Angst zu machen.«

Eivlin warf plötzlich die Arme um meinen Hals und preßte ihr

Gesicht an meine Schulter. »Laß sie nicht an mich heran! Hilf!« Ihre Arme spannten sich, bis ich kaum noch atmen konnte, aber ich hielt sie fest. Und dann wurde sie starr. Sie warf sich von mir zurück und begann zu schreien. Ich packte ihre Arme. Sie versuchte sich von mir loszureißen. Ihre Augen starrten entsetzt auf nichts, sie waren so weit aufgerissen, daß das Weiße rund um das Blau zu sehen war, und ihr Gesicht sah aus wie bei einer Frau, die tödliches Fieber hat. Das Pony wieherte laut, stieg und riß sich los. Seine Augen rollten. Ich ließ Eivlin mit einer Hand los und versuchte, die Zügel zu packen, aber ich verfehlte sie, und das Pony schoß die Straße hinunter. Eivlin schrie weiter. Es war ein fürchterliches, hohes, rhythmisches Heulen. Schaum zeigte sich an ihren Mundwinkeln.

»Gnädiger, heiliger Christ!« schrie ich laut. »Eivlin, Eivlin, hör doch zu!«

Sie kämpfte wilder. Sie schaffte es fast, sich loszureißen. Sie schlug mit der freien Hand nach mir. Es war mir, als ob wir mitten in einer würgenden schwarzen Wolke kämpften, und ich spürte wieder den gleichen, ekelhaften Schwindel, den ich beim Anblick von Morgas auch gehabt hatte. Eivlin trat und kratzte, und ihre Schreie wurden zu kurzem Kreischen, das mir noch mehr Angst machte.

»Eivlin!« sagte ich noch einmal, aber ich wußte, daß nichts, was ich sagte, sie erreichen konnte. Eine Wut kam über mich, daß Morgas in der Lage war, so etwas zu tun. Ich schaffte es, Eivlins andere Hand wieder zu ergreifen. Morgas hatte kein Recht, weder im Himmel noch auf Erden. Sie hatte überhaupt kein Recht. Ich zerrte Eivlin zum Rand der Straße hinüber. Was immer ich tun konnte, das würde ich tun.

Am Straßenrand war in einem Graben etwas Wasser. Es war ein flacher Tümpel von den Regenfällen des Frühlings. Ich zerrte Eivlin dorthin. Sie kämpfte mit mir. Ich trat ihr die Beine unterm Leib weg, und wir stürzten beide ins Wasser. Sie richtete sich platschend wieder auf, sie keuchte und kreischte. Ich ließ einen ihrer Arme los, nahm mit der Handfläche etwas Wasser auf und goß es über ihren Kopf. »Eivlin«, sagte ich, »ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und zum Teufel mit dir, Morgas!«

Eivlin stieß einen einzigen langen, hohen Schrei aus und holte aus. Sie traf mich an der Schläfe. Eine Sekunde lang wurde die Welt rot, und ich ließ sie los. Sie krabbelte davon, brach zusammen, richtete sich ein paarmal halb auf und platschte wieder ins Wasser. Sie lag still da, mit dem Gesicht nach unten.

Ich stolperte zu ihr und drehte sie um, so daß sie atmen konnte. Ihr Kopf fiel schlaff zurück; ihre Augen standen halb offen und waren glasis. Mir war übel bis ins Mark. Ich zitterte wieder, mir wurde klar, daß ich schluchzte.

Ich kniete in dem Tümpel und zog ihre Schultern auf meine Knie. Ich lehnte ihren Kopf an meinen Arm. Ich betete. »Herr, lieber Gott, laß sie nicht tot sein!« Ich wiederholte die Worte immer und immer wieder. Ganz vorsichtig legte ich meine Finger in die Grube, wo ihr Kiefer an die Kehle angrenzte. Die Haut war naß und kalt, und Ewigkeiten lang spürte ich nichts – dann, ganz schwach, schlug ihr Puls unter meinen Fingerspitzen. Ich schloß die Augen, fühlte, wie der Strom ihres Lebens noch einmal langsam wallte, noch einmal, Pause, noch einmal. Sie lebte noch. Danke, Gott.

Aber sie konnte jede Minute sterben. Ich mußte einen Platz finden, wo es Wärme, Feuer und Essen gab und Menschen, die sich um sie kümmerten. Ich mußte weg vom Sonnenuntergang und von der leeren Straße. Ich schaute zum Straßenrand auf, versuchte mich zu erinnern. Ja, das Pony war anscheinend nach Westen gelaufen. Gut. Wenn es nach Osten gerannt wäre, dann wahrscheinlich bis nach Degganwy in seinen eigenen Stall. So aber würde es anhalten und auf seinen Herrn warten. Ponys sind gesellige Tiere.

Ich richtete Eivlins schlaffe Gestalt auf und hievte sie mir über die Schulter wie einen Mehlsack. Dann stand ich auf. Sie war nicht leicht. Sie war außerdem tropfnaß und glitschig vom Schlamm. Na, ich ja auch. Wenn nur das Pony nicht so weit gelaufen war. Ich torkelte den Hang hinauf an die Straße.

Als ich hundert Schritte gegangen war, dröhnte mein Kopf fürchterlich, und mir war schlecht. Offenbar konnte ich sie nicht weit tragen. Verdammter Medraut, oder wer auch immer der Kerl gewesen war. Verdammt sollte er sein, daß er so fest zugeschlagen hatte. Aber ich konnte nichts anderes tun als weiterlaufen und um Kraft beten.

Ich hatte Glück. Es dauerte nicht allzulange, bis ich das Pony wiederfand. Es stand mitten auf der Straße und zitterte, und es hatte die Ohren flach an den Kopf gelegt. Es scheute vor mir, aber es rannte nicht weg. Ich legte Eivlin nieder und ging zu dem Tier hinüber. Es trabte ein Stückchen weg und bäugte mich. Ich schoß auf es los, und es scheute. Ich stürzte fast und mußte still stehenbleiben. Ich hielt mir den Kopf. »Sei still«, sagte ich laut zu mir. Tiere sind angespannt und fürchten sich, wenn die Menschen es

tun. Ich streckte also die Hand aus und begann, dem Pony beruhigend zuzureden. Schließlich ließ das kleine Tier mich an die Zügel heran, und ich tätschelte seinen Hals. Es stellte sogar die Ohren wieder nach vorn. Ich führte es zu Eivlin hinüber, hob sie auf und legte sie dem Pony auf den Rücken. Ihr Haar hatte sich aus der Spange gelöst und war ihr übers Gesicht gefallen. Ich strich es zurück, und dann gingen wir weiter. Ich hielt die Zügel des Ponys mit einer Hand und balancierte Eivlin mit der anderen auf dem Sattel. Die Sonne war fast untergegangen, aber es war noch hell. Ein Teil von mir bestand aus Wut gegen Morgas, aber ich begann zu beten, um Kraft, damit ich weitergehen konnte, und um einen Ort, wo ich anhalten konnte. Hauptsächlich betete ich, daß Eivlin nicht sterben mußte. Die Hufe des Ponys klapperten gleichmäßig vorwärts.

Die Straße wurde zu einer Nebelspur von mir, zu einem Ort, wohin ich meine Füße setzen konnte. Der Kopfschmerz blendete mich fast. Das müde Pony war störrisch und nervös. Ich mußte mit ihm reden, sowohl meinertwegen als auch seinertwegen.

»Komm weiter«, sagte ich. »Nur noch ein Stückchen, dann suche ich dir einen Platz in einem schönen Stall und haufenweise Korn und auch ein bißchen Roggenschrot, weil du so ein braves Tier gewesen bist. Komm weiter...« Die Sonne sank, aber der Himmel im Westen war noch hell. Eivlin sah im Halblicht gespenstisch aus. Ich hatte den Drang, stehenzubleiben und ihren Puls zu fühlen, aber andererseits hatte ich Angst anzuhalten. »Komm weiter...«, sagte ich dem Pony.

Und dann kam ein Blitz, ein Zischen, ein dumpfer Schlag, und ein Wurfspieß stand aufrecht vor uns auf der Straße.

Ich hielt an und starrte das Ding mit leerem Blick an. Ich hatte das Gefühl, als ob ich wie ein Kind weinen könnte, vor reinem Zorn. Nicht nur, daß Medraut uns jetzt einfing. Aber nach so einer schrecklichen Strapaze war es einfach nicht recht. Das Pony schnaubte und legte die Ohren an.

Ich drehte mich um und schaute hinter mich. Die Straße lag da, leer, wild und öde. Der Speer mußte von der Seite gekommen sein. Sie mußten auf uns gewartet haben.

Ich biß die Zähne zusammen, lehnte Eivlins Kopf gegen den Nacken des Ponys, so daß sie nicht herunterfallen konnte, und ging vorwärts, um den Speer aus dem Boden zu ziehen. Ich umklammerte ihn hart, damit meine Hände nicht so zitterten, und brüllte: »Wenn ihr den zurückwollt, dann kommt und holt ihn euch!«

Schweigen. Die Berge lagen grün und still um uns her.

Dann sah ich an einem Hang eine schnelle Bewegung. Ich richtete den Speer auf. Es war am besten, ihn als Lanze zu benutzen; so daß er nicht verschwendet wurde.

Die Bewegung kam wieder, und es zeigte sich, daß eine Gestalt zwischen den Bäumen den Hang heruntergelaufen kam. Der Läufer erreichte den Fuß des Hanges und stürzte auf die Straße. Ich hatte plötzlich den Drang, mich auf die Straße zu setzen und zu lachen oder auch zu weinen. Es war nur ein kleiner Junge, ein weißblondes Kind, das nicht älter als acht oder neun Jahre sein konnte.

Der Junge rannte hinaus auf die Straße und schaute mich mit herausfordernden Blicken an. Es waren erstaunlich dunkle Augen unter dem blassen Haar. »Hab ich dir Angst gemacht?« fragte er hoffnungsvoll.

Ich setzte die Speerspitze auf den Boden und schüttelte den Kopf. Ich wagte es nicht, zu sprechen. Der Junge kam ein paar Schritte näher.

»Bist du krank?« fragte er besorgt. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Nein, nein. Ich bin nicht krank. Aber sie ist krank. Wo wohnst du, Kleiner?«

»Ach so.« Der Junge schaute Eivlin an. »Seid ihr in den Fluß gefallen? Ihr seid ja durchweicht.«

»Nein, nein. Aber diese Frau ist sehr krank, und man muß sie schnell an einen warmen Ort bringen. Wo wohnst du?«

»In der Abtei Sankt Elena, in der Nähe des Klosters Obergely«, erwiderte er schnell. »Meine Mutter ist eine Nonne. Die Nonnen wissen Bescheid bei Kranken. Ich zeig' dir den Weg. Ich kenne hier alle Abkürzungen.«

Ich erinnerte mich an die »Abkürzungen«, die kleine Jungen gewöhnlich lieben. Hastig sagte ich: »Ich hoffe, der Weg ist nicht zu schwierig für das Pony. Oder für die Frau. Sie ist krank.«

Der Junge sah enttäuscht aus, aber er nickte. »Ich kenne den Weg, den Pater Gilla immer mit seiner Stute reitet. Den zeig' ich dir, Herr.« Ich reichte ihm den Wurfespeer, und er schoß vor uns her. »Hier entlang.«

»Wie heißt du?« fragte ich und folgte ihm.

»Sie nennen mich Gwyn. Ich habe keinen Vater.«

»Gwyn.« Das hieß »hell«, natürlich wegen seines Haares. Der Bastard einer Nonne. Und er warf gerne Wurfespeere auf Reisende. Gott sei Dank. Und er lebte in einer Abtei, wo jemand wußte, wie

man Kranke behandelt. Ich hätte fast überglücklich darüber sein können, daß seine Mutter ihr Keuschheitsgelübde besudelt und einen Bastard bekommen hatte und daß sie ihn mit den anderen Waisen aufzog, die die Menschen notwendigerweise in einer Abtei abgaben.

Mein kleiner Führer leitete mich einen unebenen Feldweg entlang, der von der Hauptstraße abzweigte und zum Meer führte. »Das ist ein wunderbarer Weg für Pferde«, sagte er mir. »Manchmal läßt Pater Gilla mich seine Stute reiten, wenn er für die Schwestern die Messe liest. Ich darf noch nicht zur Messe, weißt du. Bist du ein Krieger, Herr?«

»Weder ein Herr noch ein Krieger«, sagte ich und betrachtete meine Füße. Rede mit dem Jungen. Achte nicht auf die Kopfschmerzen. »Ich bin nur ein Diener. Mein Name ist Rhys ap Sion.«

»Aber du bist nicht von hier. Du hast einen Akzent.«

»Ich bin aus Dumnonia.«

»Aha! Hast du Camlann schon gesehen? Alle Nonnen in der Abtei sagen, daß in Camlann Teufel sind.«

Das sah ihnen ähnlich. Klosterbewohner, und dazu noch in Gwynedd. Die waren mit Sicherheit Artus' Feinde. »Ich bin Diener in Camlann«, sagte ich fest. »Und Teufel sind keine da. Wenn du Teufel sehen willst, dann versuch es mal in Degganwy.«

Der Junge war erfreut. »Ich habe auch nicht geglaubt, daß in Camlann Teufel sind. Meine Mutter sagt, alle Krieger sind Teufel, aber ich finde Krieger ganz toll. Ich will auch Krieger werden, wenn ich groß bin. Hast du den Kaiser gesehen?«

»Ja.«

»Wie sieht er denn aus? Die Nonnen sagen, er ist ein Teufel und ein Verräter, und er hat Pferdefüße. Sie sagen auch, daß er mit Steuern alle ruinieren will.«

»Nein, ich fürchte, er hat keine Pferdefüße. Der Kaiser Artus ist – nun, er ist ungefähr so groß wie ich, und sein Haar hat ungefähr die Farbe von deinem Haar, und...«

»Trägt er einen purpurnen Mantel? Und eine Krone? Hywel hat ein Bild von einem Kaiser in einem Evangelienbuch gemalt, und er hat gesagt, man könnte sehen, daß es ein Kaiser ist, weil nur Kaiser purpurne Mäntel tragen dürfen.«

»Er hat einen purpurnen Mantel. Ich hab' noch nie gesehen, daß er eine Krone trägt. Aber er ist ein guter Mann, höflich und gerecht, und ein sehr großer König.«

Gwyn biß sich auf die Unterlippe, und seine seltsam dunklen Augen glänzten. »Ich würde ihn gern mal sehen. Hast du seine ganze Familie gesehen? Manchmal kommen Barden vorbei und singen Lieder, und dann bitte ich sie immer darum, auch Lieder von Kriegern zu singen. Aber meine Mutter läßt sie nicht. Sie verdrischt mich, wenn sie rauskriegt, daß ich die Barden darum gebeten habe.« Ziemlich verschämt fuhr er fort: »Ich weiß, ich bin böse, weil ich meiner Mutter nicht gehorche – aber hast du sie wirklich gesehen? Gawain, und Bedwyr, und Cei, und...« Der Junge hielt plötzlich inne und spähte mir besorgt ins Gesicht. »Du bist krank!«

Ich war krank. Der ›wunderbare Weg für Pferde‹ war, soweit ich das beurteilen konnte, von vorne bis hinten aus steilen Hügeln zusammengesetzt. Es war dunkel, und ich stolperte immer wieder über verschiedene Dinge, bis ich es vor Kopfschmerzen kaum noch ertragen konnte.

»Ist es noch viel weiter?« fragte ich und meine Stimme war rau.

»O nein, nein. Laß mich dein Pony nehmen, Rhys ap Sion. Dann lehnt du dich gegen das Tier und gehst langsam, und ich frage dich auch nichts mehr. So.« Er nahm zuversichtlich die Zügel, und ich ließ mich zusammensinken und lehnte meinen Unterarm auf das Pony. Ich stützte Eivlins Kopf mit meiner Schulter. Sie war warm. Das freute mich. Sie konnte noch nicht tot sein, denn die Nacht war kühl.

Wir gingen immer weiter und weiter, und ich konnte nur blind einen Fuß vor den anderen setzen. Ich war schon weit darüber hinaus, noch an den Weg zu denken. Ich fragte mich nur vage, warum jemand einen Jungen, der noch so klein war wie Gwyn, ganz allein in solch einem wilden Land herumstreifen ließ. Aber offenbar kannte er den Weg sehr gut, er mußte ihn schon öfter gegangen sein. Ein netter kleiner Kerl, trotz seiner unwürdigen Eltern. Er hielt sich ganz still, um mich nicht zu stören, obwohl er offenbar so aufgeregt war, daß er mich mit Fragen nur so bombardiert hätte. Und er wollte ein Krieger werden, wenn er groß war. Nun, in dem Alter hatte ich das auch gewollt. Ein guter kleiner Bursche. Wie weit konnte diese Abtei noch von der Straße sein?

Gwyn blieb stehen, und ich stolperte fast in ihn hinein. Als ich den Blick hob, sah ich eine dunkle Masse von Gebäuden, und das bernsteingelbe Lampenlicht glühte vor dem Tor und in zwei oder drei Fenstern. Ich war zu erschöpft, um irgendwelche Gefühle zu haben.

»Rhys ap Sion« sagte Gwyn nervös, »siehst du meinen Wurfspeer?«

»Ja.«

»Könntest du sagen, es ist deiner? Weißt du...« Er hielt inne, schaute mir ins Gesicht und fuhr leidenschaftlich fort – »ich darf ihn eigentlich nicht haben, und meine Mutter würde sich sehr aufregen. Ich bin heute nach dem Unterricht weggerannt, deshalb kriege ich sowieso meine Prügel. Aber Mama würde weinen, wenn sie wüßte, daß ich dieses Ding habe!«

Ich grinste fast. Er lief also gerne weg. »Aber sicher. Du kannst sagen, daß du ihn für mich trägst.« Ich dachte an noch etwas anderes und fügte hinzu: »Und erzähl ihnen nicht, daß ich Diener in Camlann bin. Darüber regen sie sich vielleicht auf.«

Er nickte, führte das Pony weiter, blieb dann wieder stehen.

»Aber du gibst mir doch hinterher den Speer wieder zurück, oder?«

»Aber klar.«

Er nickte beruhigt und führte uns zum Tor der Abtei Sankt Elena. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um zu klopfen, und schlug mit großer Begeisterung an das Eichentor. Nach einer Minute öffnete sich eine Klappe in der Tür, und ich konnte ganz kurz ein bleiches Gesicht erkennen. Dann schwang das ganze Tor auf, und eine schmale, magere Frau kam mit blitzenden Augen heraus.

»Gwyn!« schimpfte sie. »Du bist schon weg seit heute mittag, und... oh.« Sie sah Eivlin, mich und das Pony und blieb stehen und starrte uns an.

»Das ist Rhys ap Sion«, verkündete Gwyn stolz. »Er ist sehr krank, und das Mädchen ist noch kränker. Ich habe sie auf der großen Straße gesehen. Er läßt mich seinen Speer tragen.« Gwyn warf mir einen verschwörerischen Blick zu, den die Nonne bemerkt haben müßte, wenn sie mich nicht angestarrt hätte.

»Schwester«, sagte ich und versuchte, meine wirren Gedanken zu sammeln, »der Junge sagt die Wahrheit. Um Christi willen, gebt uns die Gastfreundschaft der Abtei, oder diese Frau stirbt vielleicht.« Sie starrte mich weiter an. »Ich gebe dir alles, was ich habe«, fügte ich verzweifelt hinzu, »und ich diene einem reichen Herrn, der dir noch mehr geben kann. Aber, so wahr du gerettet bist, laß uns ein und sorg dafür, daß man sich um sie kümmert!«

»Ja... ja natürlich. Ja. Lieber Gott! Kommt herein. Gwyn, lauf und hol Schwester Teleri – ja, und such auch deine liebe Mutter. Oh,

gib mir den Speer!« Gwyn gab widerstrebend die Waffe ab. »Deine arme Mutter hat sich Sorgen gemacht. Geh sofort!« Er schoß davon, und die Frau ließ mich in die Abtei ein.

Jetzt geschah alles schnell. Das Pony wurde in einen Stall geführt, und mich brachte man in eine Küche. Hinter mir gingen die Frauen, die Eivlin trugen. Eine kleine, braunhaarige, rundliche Frau in mittlerem Alter erschien aus dem Nichts und begann, sich mit Eivlin zu beschäftigen. Sie schüttelte den Kopf.

»Sieht nicht gut aus«, sagte sie und wandte sich an eine andere Frau, die offenbar ihre Helferin war. »Fast ertrunken. Du!« – die Frau wandte sich an mich. »Was ist mit diesem Mädchen passiert?«

»Ich... mhm...«

»Ist ja völlig durchweicht, das arme Kind. Seid ihr schiffbrüchig?«

»Nein, sie ist naß geworden, als ich sie getauft habe.«

»Du hast was? Das war aber nicht nötig, daß du so gründlich warst. Außerdem hättest du einen Priester fragen sollen.«

»Das konnte ich nicht! Sie lag im Sterben, oder sie wurde vielleicht auch wahnsinnig, und ich hatte Angst um sie.«

»Wahnsinnig? Fieber hat sie aber nicht.«

»Es war ein Fluch.«

»Was?« Die Frau beäugte mich. »Na, lassen wir das erst mal. Du bist selbst krank, und was du da redest, ergibt auch keinen Sinn. Bist du mit dieser Frau verheiratet?«

»Verheiratet?« Ich zwinkerte verständnislos. »Nein. Ich... ich... liebe sie...«

»Wirklich.« Sie sagte es ein bißchen ätzend. »Na, dann benimm dich in diesem Haus mit mehr Respekt. Du bleibst hier, und dieses arme Kind bekommt ein heißes Bad und ein warmes Bett – ich glaube, wir können sie in Myfanwys Zelle legen. Ja, da ist ein Feuer. Komm mit«, rief sie ihrer Helferin zu. Sie hob Eivlin ganz leicht mit beiden Armen auf.

»Warte!« sagte ich. »Wer bist du?«

»Ich bin Schwester Teleri, Ärztin für dieses Haus. Ich glaube, du wirst das respektieren.« Sie rauschte aus dem Zimmer, und ihre Helferin folgte ihr mit einer Laterne.

Ich setzte mich beim Feuer nieder und lehnte mich gegen die Wand. Na, diese Teleri schien zu wissen, was sie machte, und es gab nichts mehr, was ich für Eivlin tun konnte.

Jemand schüttelte mich am Arm. Ich versuchte, ihn

wegzuschieben, und dann öffnete ich die Augen. Mir wurde klar, daß ich geschlafen hatte. Erschöpft schaute ich mich um. Teleri war wieder da.

»Wie geht es Eivlin?« fragte ich.

»Wenn das der Name deiner... Freundin ist – sie ist sehr krank und sehr schwach. Aber eigentlich sollte sie sich erholen. Und jetzt: Was ist los mit dir?«

»Mit mir? Ich bin nicht sehr krank. Ich bin nur vor ein paar Tagen auf den Kopf geschlagen worden – nein, so lange ist es noch nicht her – es war... gestern nachmittag?« Ich mußte einfach innehalten. Es konnte doch nicht erst gestern gewesen sein?

»Mhm. Laß mich mal sehen. Ach, komm schon.« Teleri packte mich am Haar, zog meinen Kopf nach unten und untersuchte sehr sanft die Beulen. »Mhm. Du bist genauso krank wie deine Freundin. Sieh mal!« Das sagte sie zu ihrer Helferin. Ich schaute mir die andere Frau aus den Augenwinkeln an. Die sah nur das an, was Teleri ihr zeigte. Sie war hochgewachsen, dünn, blond, mit langem Gesicht. »Hast du seine Augen gesehen?« fragte Teleri. Die andere nickte. »Pupillen erweitert, keine Blickschärfe. Man hat das nach Kopfverletzungen. Wir wollen ihn mal reinigen, ihn ins Bett legen und dafür sorgen, daß er drinbleibt. Komm mit.«

Teleri und die andere Frau hieften mich auf die Beine. Ich fragte mich, ob die Helferin wohl Gwyns Mutter war, diejenige, nach der die Frau am Tor auch geschickt hatte. Denn ihr Haar hatte fast die gleiche Farbe wie Gwyns Haar.

Teleri arbeitete sehr energisch und sanft und plauderte dabei die ganze Zeit über Kopfverletzungen. Sie beschrieb ihrer Helferin all die fürchterlichen Folgen, die sie schon gesehen hatte. Aber mir war das egal. Endlich brachten sie mich in eine ruhige Klosterzelle, gaben mir jede Menge Woldecken und sagten mir, ich solle still liegen.

»Kümmere dich um Eivlin«, sagte ich zu Teleri. »Sie darf nicht sterben.«

»Na, aber wirklich! Komm«, sagte sie zu ihrer Helferin. »Laß ihn schlafen.« Sie huschten aus dem Zimmer und nahmen die Laterne mit. Ich lag still in der warmen, ruhigen Dunkelheit. Ich muß um Eivlin beten, dachte ich, und während ich das dachte, schlief ich ein.

11

Ich wachte auf, als die Morgensonne sich durch das Fenster auf mein Gesicht ergoß, aber ich rollte auf die andere Seite und schlief wieder ein. Ich wachte noch einmal auf, als wegen irgend etwas in der Abtei die Glocken läuteten, aber energisch hielt ich die Augen geschlossen. Nach einer Weile allerdings hörte ich Schritte, und die Tür des Raumes quietschte leise auf. Ich seufzte, öffnete die Augen und setzte mich.

Gwyn stand erstarrt in der Tür. Seine dunklen Augen waren groß vor Reue. »Hab ich dich aufgeweckt?« fragte er traurig.

»Nein. Ich war schon wach.«

»Ach so.« Er schloß die Tür hinter sich und lächelte ein kleines, scheues Lächeln. »Fühlst du dich besser?«

»Sehr viel besser. Weißt du, wie es Eivlin geht?«

»Wem?«

»Eivlin. Der Frau, die so krank war.«

»Ach die! Die schläft noch.« Er dachte einen Augenblick nach und fügte dann hinzu: »Teleri hat meiner Mutter erzählt, sie hätte noch nie so was gesehen, und das Mädchen rührt sich überhaupt nicht. Aber es wäre eigentlich gar nicht schlimm bei ihr. Teleri sagt, sie hofft, daß deine Freundin bald aufwacht.«

»Ich auch«, sagte ich mit Gefühl. »Ich auch.«

Gwyn schaute mich an. »Ich will für sie beten«, sagte er endlich. »Pater Carnedyr hat mir aufgetragen zu beten, wenn ich meine Lektionen nicht lerne, und ich bete dann einfach für sie.«

»Dank dir«, sagte ich. Gwyn trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

»Ich sollte meine Lektionen eigentlich bald machen«, sprudelte er heraus, »aber...«

»Komm, setz dich«, sagte ich und mußte grinsen, trotz allem. Ich hätte ja genau das gleiche getan.

Er setzte sich neben mich auf das Bett. »Erzähl mir von Camlann! Reiten dort alle mit ihren Schlachtrössern überall herum? Ist die Festhalle mit Gold gedeckt, wie Teged sagt?«

»Die Halle hat ein Dach wie jede andere Halle, aus ordentlichem Stroh. Und keiner reitet die ganze Zeit ein Schlachtroß. Und mit Sicherheit reiten sie mit den Schlachtrössern nicht überall herum.

Aber...«

Gwyn lächelte. »Das wäre ein Durcheinander, wenn sie überall damit herumritten! Einmal bin ich auf Pater Gillas Stute ins Refektorium geritten, und ich hab' so getan, als ob es eine Festhalle wäre. Das Pferd hat die Tische umgestoßen, und eine Menge Krüge sind dabei zu Bruch gegangen. Dafür hab' ich dreimal Prügel gekriegt – oh. Tut mir leid. Pater Carnedyr sagt, ich falle anderen immer in die Rede, und dafür sollte ich auch Prügel kriegen. Aber – ist die Königin sehr schön?«

Er wollte alles wissen; er konnte kaum stillsitzen, um mich anzuhören. Kaum hatte ich drei Sätze gesagt, da sprudelte er schon wieder mit neuen Fragen heraus. Nicht, daß er keine Manieren gehabt hätte, aber er war einfach intelligent und begeistert. Er wollte ein Krieger werden, das sagte er mir noch einmal ganz im Vertrauen, obwohl: »Meine Mutter sagt, ich soll Priester werden.« Aber Hywel hätte ihm den Speer gegeben, und er übte jeden Tag damit; und ob er mir auf der Straße wirklich angst gemacht hätte? Ich war froh, daß er da war. Ich hatte keine Möglichkeit, über Eivlin oder das Schlimme nachzudenken, das uns passiert war. Der Kleine gab mir fast das Gefühl, als ob ich zu Hause wäre. Ich erzählte ihm schöne, glänzende Geschichten von Camlann. Ich erzählte noch immer, als sich die Tür wieder öffnete und Teleris Helferin mit einem Tablett in der Hand dastand, auf dem Essen war.

Gwyn, der sich eifrig nach vorn gebeugt und mich mit glänzenden Augen angeschaut hatte, stand abrupt auf. Sein Gesicht wurde wieder traurig. »Er war schon wach, Mama«, sagte er der Frau. »Wirklich, ich hab' ihn nicht aufgeweckt.«

Die Frau stellte das Tablett ab.

»So. Aber er ist ein kranker Mann, mein Liebling, und du hättest nicht herkommen sollen, um ihn mit deinen Fragen zu belästigen. Warum bist du nicht in der Schulstube?«

Gwyn rutschte hin und her.

»Er ist gekommen, um sich nach mir zu erkundigen«, warf ich eilig ein. »Weil er ja derjenige gewesen ist, der mich gefunden hat, fühlte er sich verantwortlich. Und ich hab' mich gefreut, daß er mir Gesellschaft geleistet hat.« Gwyn warf mir einen dankbaren Blick zu.

Die Frau begann zu lächeln, aber sie unterdrückte das Lächeln, obwohl ihre Augen glitzerten. »Es ist gut, daß du dich um diesen armen Mann kümmerst, mein Herz. Aber du mußt dran denken, daß

er Ruhe braucht – und du brauchst Lektionen. Jetzt raus mit dir. Pater Carnedyr wartet sicher schon.«

Gwyn war anscheinend nicht erfreut über den Gedanken, daß sein Schulmeister auf ihn wartete, aber er strahlte wieder, als ich sagte: »Danke, daß du gekommen bist. Wenn es deiner Mutter nichts ausmacht, dann komm später wieder.« Er schaute die Frau an, und sie nickte zustimmend, also rannte er fröhlich los. Die Frau lachte, als er weg war, und machte sorgfältig die Tür zu.

»Gwyn ist dein Sohn?« fragte ich sie.

»Ja, mein Sohn«, sagte sie. »Möchtest du etwas essen?«

»Ich danke dir. Er ist ein sehr netter Junge.«

Sie seufzte und schob sich eine Strähne ihres gelben Haares aus den blauen Augen. Ihre Geste war so graziös wie das Wehen eines Weidenbaums. »Er ist ein lieber Junge, aber er ist wild. Ich hoffe, er hat dich nicht ermüdet.« Ich schüttelte den Kopf, und sie nahm das Tablett auf und brachte es herüber. Das Essen bestand aus einer Schale Haferbrei mit Honig, aus Brot, Butter und frischer Milch. Es duftete wunderbar. »Gwyn ist klug. Er lernt seine Lektionen gut, und er ist sanfter als ein Tag im Juni. Aber er hat Phantasie und zuviel Temperament, und immer läuft er weg. Eines Tages wird er Schwierigkeiten haben.«

»Er sagt, daß du aus ihm einen Priester machen willst.«

»Das sollte er auch werden. Er ist klug genug, und Priester zu sein, das ist ein edler Beruf. Wir brauchen viele Priester in diesem Zeitalter. Jenen, die diesem Beruf folgen, bietet er eine eigene Ehre, einen eigenen Ruhm.«

Ich sagte nichts, sondern begann den Haferbrei zu essen. Er war köstlich.

»Du magst wohl den Gedanken nicht«, beobachtete sie. »Nun, viele Männer mögen ihn nicht. Gwyn will Krieger werden. Ich bitte dich, unterstütze ihn nicht darin, und erzähl ihm auch keine Geschichten, die seinen Wunsch fördern.«

Ich schaute überrascht zu ihr auf, den Löffel mitten in der Luft. Sie stand gerade und ruhig an der Wand, lächelte ein wenig, war einfach gekleidet. Aber ihr Tonfall hatte etwas Befehlsgewohntes. Ich fragte mich, woher sie wohl stammte. Nach ihrem Akzent zu urteilen, war sie nicht in Gwynedd geboren.

»Alle kleinen Jungen hören gern solche Geschichten«, sagte ich, »und ein Lied kann auch nichts schaden. Dadurch wünscht sich ein Junge nur, tapfer zu werden, und das ist nichts Böses.«

»Das ist nichts Böses, nein. Aber Lieder können einen Jungen auch dazu bringen, Krieg und Streit zu lieben und Gold und Körperkraft über Tugend und Ehrlichkeit zu setzen. Die Lieder reden viel vom Glitzern der weltlichen Macht und wenig von Freundlichkeit, Frieden und Adel der Seele. Ich möchte nicht, daß mein Sohn sie hört... Ich sage dir das, weil du ihm von Camlann erzählt hast.«

Ich schaute vorsichtig den Haferbrei an. Ich war verlegen.
»Nun... er hat mich drum gebeten.«

»Und du bist dagewesen?«

»Ich war dort Diener.«

Sie schwieg einen Augenblick und betrachtete mich. Dann sagte sie: »Es ist deine eigene Angelegenheit, wem du treu bist. Aber ich muß dich darum bitten, meinem Sohn davon zu schweigen. Ich habe schon genug Ärger mit Gwyn, ohne daß er auch noch die Truppe eines Mannes bewundert, den ich für einen Usurpator und Tyrannen halte. Und ohne daß er vielleicht sogar dort hinläuft.«

»Artus ist ein sehr großer König«, sagte ich verletzt. »Er ist ein Mann, dem der Schutz seines Volkes am Herzen liegt und der Ordnung und Gerechtigkeit schaffen und verteidigen will. Viele seiner Krieger sind gute Männer.«

»Fandest du das? Dann denkst du anders als ich.«

Ich schluckte. »Du bist sehr streng, Herrin.«

Sie bemerkte nicht, daß ich den Titel benutzte, sondern schüttelte nur langsam den Kopf und schaute mir in die Augen. »Ich habe einen Grund. Gwyns Vater war... ist... ein Krieger.«

»Oh«, sagte ich. »Hat er... er hat doch nicht dein Gelübde entehrt?«

Sie schüttelte wieder den Kopf. »Nein, damals hatte ich noch kein Gelübde abgelegt. Alles, was ich verloren habe, war meine Ehre – obwohl das weiß Gott ein schlimmer Verlust ist.« Sie ging zum Fenster und schaute hinaus. »Ich bitte dich ja nur, daß du meinem Sohn keine Geschichten mehr von Kriegen und Kriegern erzählst«, sagte sie sanfter.

Das war vernünftig, denn er war ihr Sohn, und sie trug die Verantwortung. Außerdem war es genauso unwahrscheinlich, daß er ein Krieger wurde, als daß ich einer wurde. Also stimmte ich zu und aß schweigend meinen Haferbrei, während ich mich fragte, wer sie wohl war.

Als ich fertig war, wandte sich die Frau vom Fenster ab, lächelte

wieder und versuchte mich zu erleichtern. »Komm, laß mich einmal deinen Kopf ansehen.« Ich ließ sie. Sie schaute sich die Beulen an, strich dann etwas Salbe darauf und verband mich. Als sie fertig war, trat sie zurück und wischte sich die Hände.

»Wie geht es Eivlin?« fragte ich sie. »Der Frau, mit der ich gekommen bin.«

»Sie schläft noch. Wir halten sie warm und machen es ihr bequem.«

Ich schwieg einen Augenblick. »Wird sie wieder aufwachen?« fragte ich.

Anstatt zu antworten, schaute sie mich fest an. »Ist dir das so wichtig?«

»Ja.« Ich mußte wieder das sagen, was ich schon in der vergangenen Nacht gesagt hatte. »Ich liebe sie.«

Die Frau schaute mich noch einen Augenblick an, lächelte dann in einer Art, durch die mir klar wurde, daß sie mir vorher mißtraut hatte. Es war ein warmes, offenes Lächeln, das ihr Gesicht atemberaubend schön machte. »Du sprichst die Wahrheit«, sagte sie. »Verzeih mir – in diesen dunklen Tagen wird Frauen soviel Böses angetan, daß man dazu neigt, mißtrauisch zu sein, wo es nicht angebracht ist. Du... deine Freundin hat Glück.« Sie hob wieder das Tablett auf. »Und jetzt«, sagte sie energisch, »jetzt mußt du im Bett bleiben und dich ausruhen. Teleri sagt, das ist die beste Behandlung gegen Kopfverletzungen.«

»Also bleibe ich im Bett.« Obwohl das ohne Gwyn auf die Dauer zum Verrücktwerden sein würde. Und falls Gwyn kam, würde es schwierig werden, das Thema Camlann nicht anzuschneiden. »Wirst du mir einen Priester schicken, der mir das Sakrament reicht?« Gwyns Pater Gilla schien ein netter Mensch zu sein.

Darüber lächelte sie wieder. »Ich will mit Pater Carnedyr reden, wenn er den Kindern ihre Lektionen erteilt hat. Teleri wird wahrscheinlich später auch kommen, und mit ihr kannst du auch reden, denn das ist es doch, was du willst, nicht? Du kannst Teleri sagen, daß ich – Elidan, meine ich – sich um den Priester kümmert... Was hast du?«

Elidan.

Nach all der langen Zeit, die mein Herr gesucht hatte, war ich derjenige, der sie gefunden hatte, durch Zufall. Aber sie mußte es sein. Wenn sie das Gelübde abgelegt hatte, nachdem Gwyn geboren war, oder kurz vor seiner Geburt, dann waren es jetzt acht Jahre oder

so... genau die richtige Zeit...

Und das bedeutete, daß Gwyn Gawains Sohn war. Es erklärte auch, wie Bran Elidans wohlgehütetes Geheimnis herausbekommen hatte. Lieber Gott.

»Herrin«, sagte ich, »ich habe deinen Namen schon einmal gehört.«

Sie war erstaunt, und einen Augenblick dachte ich, hatte sie auch Angst. Aber wenn sie Angst hatte, dann verbarg sie das schnell. Nur ihre Augen wurden ein wenig schmaler, während sie sagte: »Möglich. Mein Name ist nicht allzu häufig, aber unbekannt ist er auch nicht. Ich weiß nur nicht, wo du von mir gehört haben könntest. Ich bin nur eine Schwester der Abtei Sankt Elena.«

»Deren Vater Caw hieß, und deren Bruder einmal König von Ebrauc war.«

Ihr Gesicht erstarrte. »Das ist Unsinn«, sagte sie sofort, während sie sich faßte. »Du hast von einer anderen gehört.«

»Herrin, ich wußte, daß man glaubte, du wärst irgendwo in Arfon, und dein Akzent stammt aus dem Norden. Gleichgültig, wie sehr du versuchst, die Sprache von Gwynedd nachzuahmen. Und du mußt zur rechten Zeit dein Gelübde abgelegt haben. Warum solltest du abstreiten, daß du Elidan, die Tochter des Caw, bist?«

Sie stellte eilig das Tablett ab. »Nun gut«, gab sie zu und biß sich auf die Lippen. Sie richtete sich auf und fuhr ruhiger und mit großer Würde fort: »Ich bin Elidan, die Tochter des Caw. Aber ich habe die Welt verleugnet und alle Dinge der Welt, und... ich habe Feinde. Du darfst mich nicht an die Welt verraten.«

»Das ist keine Frage, wenn es um die Welt im ganzen geht, Herrin. Aber ich fürchte, ich muß es meinem Herrn sagen.«

»Deinem Herrn? Wessen Diener bist du denn?«

»Der Diener Gawain ap Lots. Er hat dich gesucht, Herrin.«

»Nein!« schrie sie. »Nicht ihm... Nein, ich will ihn nie wiedersehen. Ich habe geschworen, eher zu sterben! Du... hör zu, er hat mich betrogen, er hat mich angelogen, er ist eidbrüchig geworden und hat meinen Bruder ermordet. Er hat mich entehrt, mich und mein Haus. Ich habe geschworen, ihn nie wiederzusehen. Sag ihm, ich halte meine Eide!«

Ihr Zorn und ihr Schrecken machten mich einen Augenblick lang sprachlos. Dann kam mir der Gedanke, daß Gawain, wäre er dagewesen, zu ihren Füßen niedergekniet und ihr zugestimmt hätte. Das wiederum machte mich wütend. »Er hat dich schlecht

behandelt«, sagte ich, »aber so schlecht nun auch wieder nicht. Bei jedem Streit gibt es zwei Seiten, und deine Unehre war deine wie seine Schuld.«

Bei diesen Worten verschwand der leidenschaftliche Blick aus ihren Augen, und sie schaute mich kalt an. »Ich habe mich vergessen. Natürlich bist du nur sein Diener. Ohne Zweifel hat er dir irgendeine hübsche Geschichte erzählt, in der ich alle Schuld hatte. Aber so war es nicht...«

»Er hat mir die Geschichte erzählt, aber er hat sich die Schuld gegeben. Das einzige, was er nicht auf sich laden konnte, war, daß er dich mit Gewalt gewonnen hat.«

»So also trage ich die Schuld, wie eine willige kleine Hure? Das haben sie wenigstens in Caer Ebrauc gesagt. Mein Bruder war freundlicher: Er hat geglaubt, man hätte mich bezaubert.«

»Du bist nicht dumm, Herrin. Du kannst nicht glauben, daß er irgendeinen Bann über dich ausgesprochen hat. Und wenn du damals geglaubt hast, daß er ein Zauberer wäre, dann macht das die Sache noch schlimmer.«

»Aber er war so wunderbar!« rief sie, hielt dann inne und preßte die Hände auf den Mund. Ich starrte sie an, und sie senkte die Hände wieder, während sie mich mit neuem Zorn anstarrte. »Ja, ich habe es gesagt, und so war es auch. Und er war von edler Geburt und berühmt. Berühmt in ganz Britannien, obwohl er nicht älter war als ich. Jedes Mädchen in Caer Ebrauc seufzte, wann immer sein Name erwähnt wurde. Aber er schaute nur mich an, als ob ich in seinen Augen mehr als die ganze Welt wäre. Lieber Gott! Er brauchte keine andere Zauberei als seine Augen und seine Worte. Dir will ich es bekennen. Ich wünschte damals, ich hätte ihm meine Seele geben können. Wie konnte ich ihm irgend etwas in der strahlenden Welt verweigern? Aber ihm war es nichts. Er nahm, was er wollte, schwur mir einen Eid und ritt davon. Dann brach er den Eid und tötete meinen Bruder. Er hat mich benutzt. Aber ich bin auch aus keiner unedlen Familie, und ich werde mich nicht wieder benutzen lassen. Er verdient es, zu sterben!« Ihre Stimme klang scharf vor Schmerz, aber ihre Augen waren wild, sie schauten verletzt, aber klar und tränenlos. Ich erinnerte mich an das, was der Kaiser Artus von ihr gesagt hatte, nämlich daß sie nicht verzeihen würde.

»Herrin«, sagte ich hilflos, und dann entschloß ich mich, weiter zu drängen. »Herrin, mein Herr hat sich fast umgebracht, als er dich beim letztenmal verließ. Also muß er die gleichen Gefühle gehabt

haben. Nein, das hat er mir nicht gesagt. Er hat es nur zugegeben, als man ihn darauf ansprach. Ich habe ihn kennengelernt, weil er allein, mitten im Winter, in ganz Britannien nach dir gesucht hat, einfach um dich um Verzeihung zu bitten.«

Einen Augenblick lang starrte sie mich ungläubig an. »Um mich um meine Verzeihung zu bitten?« Ihre Hände ballten sich, entspannten sich wieder. »Um mich um Verzeihung zu bitten? Wie... Nein. Wie kann er so etwas von mir erwarten? Ich bin nicht so schwach und zerbrechlich, daß ich ihm wieder um den Hals falle, wenn er mir das nächstemal winkt. Ich werde nicht zu ihm sagen: ›Gut, es war alles nichts. Ich will dich heiraten.‹ Er wollte mich heiraten. Nachdem er meinen Bruder getötet hatte. Ich hätte sterben sollen, am ersten Tag, an dem ich ihn sah, wie er nach Llys Ebrauc ritt, die Sonne im Rücken. Und möge ich wirklich sterben, wenn ich ihn wiedersehe und ihm meine Verzeihung schenke.«

»Aber er hat alles bitterlich bereut!« bettelte ich. »Und – in Christi Namen, Gwyn ist sein Sohn!«

Bei diesen Worten wurde ihr Blick kalt wie der Blick im Januar. »O nein. Gwyn nicht«, sagte sie, flach, aber mit größerer Kraft als bisher. »Gwyn ist mein Sohn. Gawain wird mir mein Kind nicht wegnehmen. Ich will nicht, daß mein Gwyn aufwächst und ein Krieger wird, in irgendeiner Festung, zu seiner eigenen Vernichtung. Ich will mit meinen nackten Händen gegen Gawain kämpfen, wenn er versuchen sollte, mir Gwyn wegzunehmen.«

»Du willst es lieber zulassen, daß man dein Kind den Bastard einer Nonne nennt?« wollte ich wissen und versuchte, aus dem Bett zu steigen, um sie anzusehen.

»Ja, ja, es ist viel besser, der ›Bastard einer Nonne‹ zu sein, als der ›Bastard eines Kriegers‹! Du dummer Narr von einem Diener, hast du denn noch nicht gelernt, daß Menschen an den Höfen grausam sind, gefährlich und grausam? So wahr die Erde unter mir ist und der Himmel über mir und die See um mich, ich will nicht, daß mein Sohn seinen Vater kennenlernt!«

Während die Worte ihres Eides in dem kleinen Raum klangen, flog die Tür auf, und Teleri rauschte herein. Sie blieb an der Schwelle stehen und schaute von mir zu Elidan, dann wieder zu mir. Sie kam ganz ins Zimmer und schob mich mit einer Hand zum Bett zurück. »Du«, sagte sie. »Setz dich und sei still. Du solltest nicht herumlaufen und deine Ärzte anbrüllen. Also Elidan, was ist denn hier los?«

Elidan starrte sie an, holte tief Atem, der fast wie ein Schluchzen klang, und schüttelte den Kopf. »Er... er ist der Diener von... von Gwyns Vater.«

Teleris Augenbrauen schossen hoch, und sie starrte mich voller Erstaunen an. »Tatsächlich?«

»Und er sagt, sein Herr sucht nach mir.«

»Das stimmt«, sagte ich. Mein gesunder Menschenverstand kehrte zurück, und ich sah, daß sie mich leicht zwingen konnten zu gehen. Mein Magen krampfte sich zusammen. Das war ja alles gut und schön für mich, aber für Eivlin war es undenkbar. Außerdem wurde mir klar, daß Elidan einen Grund hatte, ihre Entdeckung zu fürchten, und daß ich nicht gerade taktvoll gewesen war. »Es ist wahr, daß ich sein Diener bin«, meinte ich, »aber mein Herr ist in der Angelegenheit nicht so schuldig, wie diese Dame gedacht haben mag. Und er hat die Art, wie er sie behandelt hat, sehr bitter bereut. Ich habe ihr gerade erzählt, daß er mitten im Winter in ganz Britannien nach ihr gesucht hat, um sie um Verzeihung zu bitten. Ich könnte schwören, daß er ihr nichts Böses will, und mit Sicherheit auch nicht diesem Konvent.«

»Ach, wirklich?« sagte Teleri. »Das Reisen mitten im Winter ist eine harte Buße für jeden Mann – aber das spielt hier keine Rolle. Es kümmert mich nicht, Elidan, wessen Diener dieser Mann ist. Er ist krank, und unsere Aufgabe ist es, die Kranken zu heilen. Damit hat es sich, selbst wenn er seinen Herrn tatsächlich über uns bringt.«

»Ich habe Angst um meinen Sohn«, sagte Elidan.

»Ach. Deinen Sohn. Ja.« Teleri runzelte die Stirn. »Aber, meine Liebe, was kann man da tun? Du kannst doch nicht vorschlagen, daß wir diesen großen Ochsen zum Sterben rauswerfen.«

Elidan errötete. »Ich... aber nein, ich mache keinen Krieg mit Dienern. Nur... Rhys ap Sion, du schuldest uns etwas für die Hilfe, die wir dir und deiner Freundin haben angedeihen lassen. Schwöre, daß du meinen Namen deinem Herrn gegenüber nicht erwähnen wirst, wenn du ihn wiedersehst. Schwöre das auf dein Seelenheil.«

»Wie kann ich solch einen Eid schwören? Mein Herr Gawain wird mit Sicherheit die Suche nach dir fortsetzen.«

»Wie war der Name deines Herrn?« fragte Teleri mit einem anderen Tonfall.

»Gawain ap Lot.«

Elidan wandte sich abrupt ab und ging zum Fenster. Sie hielt sich am Fensterbrett fest, und ich sah, wie ihre Knöchel weiß wurden, so

hart packte sie zu.

»Du hast mir nie den Namen deines Liebsten gesagt«, sagte Teleri zu ihr. »Du hast mir nie gesagt, daß er der Neffe des Kaisers ist.«

»Ich hatte keinen Grund«, meinte Elidan müde. »Und ich hatte Angst, daß die Schwestern mich vielleicht zurückweisen würden, wenn sie wußten, wie mächtig meine Feinde sind.«

»Wir hätten dich nicht zurückgestoßen, wenn dein Liebster der Kaiser selbst gewesen wäre. Aber ich sehe jetzt ein, warum du Angst hattest. Solch ein Mann bringt vielleicht eine ganze Truppe her, um dich wegzuholen, und wenn wir uns an unseren König wendeten, dann wäre das genau dasselbe, als wenn ein Fuchs Schutz bei einem Drachen sucht.«

»Gawain würde so etwas nie tun«, protestierte ich.

»Ich habe auch einmal geglaubt, daß Gawain nie einen Eid brechen würde«, erwiderte Elidan. »Aber er hat es getan, und mein Bruder ist tot. Jetzt weiß ich nicht mehr, was er tun würde. Wenn ich zurück zu meinem Clan ginge, zu meinem Halbbruder Eryriad, dann würde er sich freuen, daß sich alles so gut ergehen hat. Eryriad wäre geehrt, wenn Gawain mich heiratete. Aber ich will nicht. Ich kann ihm nicht vergeben. So tief will ich nicht sinken.«

»Gawain möchte nur mit dir sprechen«, sagte ich drängend. »Er ist ein guter Mann, der beste Herr, den ich mir wünschen könnte. Wenn du nicht genug Christenliebe hast, um ihm zu verzeihen, dann solltest du ihm das wenigstens ins Gesicht sagen!«

»Ich habe sehr viel von Gawain ap Lot gehört – wer hat das nicht?« meinte Teleri vorsichtig. »Und ich habe gehört, daß er mehr mit der Anderwelt zu tun gehabt hat, als sicher oder ziemlich ist. Es gibt Geschichten von seinem magischen Schwert, seinem Zauberpferd und seinem Schlachtenwahnsinn. Aber ich habe auch gehört, daß er freundlich ist, daß er die Schwachen schützt und Gott fürchtet. Ich weiß nicht. Es ist schwierig, irgendeiner Sache sicher zu sein, die mit dem Kaiser zu tun hat, wenigstens hier in Gwynedd. Denn es gibt Menschen genug, die jedem, der sie hören will, böse Geschichten erzählen. Aber wenn er ein einfacher Mann wäre, mein Kind«, und sie ging hinüber und stellte sich neben Elidan, »dann würde ich sagen, verzeih ihm und vergiß ihn.«

Elidan sagte nichts. Sie starrte nur aus dem Fenster.

»Ich schwöre dir, mein Herr wird dir nichts tun«, wiederholte ich noch einmal. »Aber wenn du mir nicht glaubst – na, du wirst ja doch

tun, was du willst, und nichts kann dich aufhalten. Aber Eivlin, Eivlin hat damit nichts zu tun. Sie ist eine tapfere Frau und sehr ehrenhaft. Ich habe sie auch nicht entehrt, also braucht ihr keine Angst zu haben, sie hierzubehalten. Und wenn ich sie noch nicht geheiratet habe, dann heißt das nicht, daß ich es nicht tun werde.«

Meine letzten Worte überraschten mich, denn ich hatte daran überhaupt noch nicht gedacht. Und dennoch, ich konnte mir eine viel schlimmere Frau vorstellen, aber keine bessere. Plötzlich war ich still, während ich mir den Gedanken durch den Kopf gehen ließ.

Teleri schnaufte, dann lachte sie. »Das war gut gesprochen! Aber niemand von uns bedroht deinen Liebling. Natürlich wird sie bleiben, bis es ihr besser geht, und du auch, denn ich kann noch nicht mal für einen dicken Ochschädel garantieren, wenn er so herumrennt wie du. Elidan, hast du dir heute morgen seinen Kopf schon angesehen?«

Elidan preßte die Handballen auf die Augen und nickte. Teleri schwieg wieder. Ich war sicher, daß Teleri als Bauerntochter aufgewachsen war.

»Er ist schon ein bißchen besser«, sagte Elidan, während Teleri die Beulen untersuchte. »Ich glaube es wenigstens. Aber du hast recht, er muß bleiben, und wir können keine Eide verlangen, wenn er sie nicht leisten will. Wir können ihn nicht für das Verbrechen eines anderen bestrafen.«

Teleri nickte und befestigte den Verband wieder. »Viel besser heute. Ein guter, dicker Schädel.«

»Das sagt meine Schwester auch«, bemerkte ich. »Wie geht's Eivlin?«

Elidan kam zum Bett herüber und setzte sich. Sie sah erschöpft aus. »Sie könnten wir nicht wegschicken. Eigentlich sollte es ihr gutgehen. Sie hat kein Fieber. Sie friert nicht und zittert auch nicht. Sie ist nicht verletzt und hat auch keine Anzeichen von Krankheiten. Aber sie fühlt nichts, sie reagiert auf nichts, und ihr Herz schlägt sehr langsam und ungleichmäßig.«

Teleri preßte einen Augenblick lang Elidans Hand und lächelte sie an. Ich schaute die Frau an und verstand, warum Gawain sie geliebt hatte. Sie ließ sich nicht vom Haß das Gefühl für Humor verdunkeln, und sie hatte den Mut, sehr viel für das zu riskieren, was sie wollte. Willenskraft und Adel schimmerten durch sie hindurch wie ein Stein durch die Flut eines Flusses. Sie war unnachgiebig. Aber sie würde auch unnachgiebig bleiben, so dachte ich, wenn

Gawain kam und sie bat. Artus hatte recht gehabt. Die Kinder des Caw hielten es für eine Unehre, zu verzeihen.

»Wirklich, wir wollten dich deswegen auch fragen«, sagte Teleri energisch. »Was ist mit diesem Mädchen passiert, daß sie so ist? Und keinen Unsinn über Flüche!«

»Aber das war der Grund«, sagte ich. Elidans Gesicht blieb ruhig und ausdruckslos, aber Teleri lehnte sich zurück. Sie hob wieder die schmalen schwarzen Augenbrauen. »Es hört sich an wie Blödsinn, aber es ist wahr«, bestätigte ich. »Mein Herr hat nichts zu tun damit, das dürft ihr nicht glauben. Eivlin war Dienstmädchen der Königin Morgas von den Ynysoedd Erch. Morgas und König Lot sind in Degganwy und schmieden Pläne mit Maelgwyn Gwynedd. Mein Herr ist dort hingeschickt worden, als Botschafter des Kaisers. Morgas hatte etwas gegen meinen Herrn vor und wollte mich dabei benutzen, aber Eivlin half mir zu entkommen, als sie mich gefangen hatten, und dafür hat die Königin sie verflucht.«

»Du erzählst da seltsame Dinge«, bemerkte Teleri. »Also gut, ein Fluch. Und was war das mit der Taufe, wovon du da gefaselt hast?«

»Eivlin war nicht getauft. Sie ist in Erin geboren und auf den Inseln aufgewachsen. Als sie anfang zu schreien, daß Schatten sie angriffen, da hab' ich mir gedacht, es könnte vielleicht helfen. Und sie hat ja auch aufgehört zu schreien. Sie ist ohnmächtig geworden, so, wie sie jetzt ist.«

»Mit Sicherheit macht sie weniger Krach«, Teleri musterte gründlich mein Gesicht. »Aber du scheinst diese Geschichte wirklich zu glauben.«

»Wie könnte das anders sein, wo ich sie doch erlitten habe?«

Sie sah gedankenvoll drein. »Ich habe nie viel von Geistergeschichten gehalten. Trotzdem kann ich dich keinen Idioten nennen, denn ich habe so eine Krankheit noch nie gesehen. Aber...«

»Aber es geht einem gegen den Strich, so was zu glauben. Schwester, ich glaube es selbst nicht gern. Wenn es um das Kämpfen geht, dann ziehe ich wirkliche Dinge Schatten auf einer leeren Straße vor. Aber Morgas' Macht ist wirklich und gefährlich, ich habe Grund, das zu glauben.«

»Wenn es mit Zauberei zu tun hat, dann erklärt das auch, warum Gawain hier ist«, sagte Elidan bitter.

»Herrin, wenn du glaubst, daß Gawain dem Teufel huldigt, dann kennst du ihn überhaupt nicht. Aber seine Mutter und sein Bruder Medraut und Maelgwyn Gwynedd und alle anderen in Degganwy

wollen Gawain vernichten. Das ist ein Teil des Planes gegen den Kaiser. Und wenn sie es schaffen und wenn sie den Kaiser auch vernichten, wie lange wird Britannien dann noch sicher sein? Gnädiger Heiland, dies ist ein Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, nicht ein Märchen, um euer Mitgefühl zu gewinnen!«

»Hör auf!« befahl Teleri und hielt die Hand hoch. »Du gehst zu weit. Ich« – sie stand geschmeidig auf –, »ich neige dazu, dir zu glauben, wenn du sagst, das Mädchen leidet unter einem Fluch. Gott verzeih mir dafür, daß ich so etwas glaube. Ich werde Pater Gilla eine Messe für sie lesen lassen, und wir können alle beten. Das ist natürlich kein Heilmittel, das ich normalerweise nehmen würde, aber wenigstens wird es nichts schaden. Darüber hinaus weiß ich nicht, was ich tun soll. Wenn sie nicht aufwacht, dann wird sie verdursten, denn wir können sie nicht dazu bringen, irgend etwas zu schlucken. Was den Rest deiner Geschichte anbetrifft – deinen Herrn, und König Maelgwyn und den Kaiser und diese berühmte Hexe Morgas von den Orcades –, all das wollen wir beiseite lassen. Die Kämpfe zwischen Königreichen gehen über unsere Begriffe. Unsere Aufgabe ist es, die Kranken zu heilen, die Waisen aufzunehmen, Bücher zu schreiben und die Felder zu bestellen. Das hat unsere Abtei stets getan, und das werden wir auch weiterhin tun, wenn Gott will.«

Dazu konnte ich nichts mehr sagen, ich nickte mit dem Kopf und dachte über Eivlin nach, und dann über Gawain. Hatte er meine Botschaft bekommen? Hatte er sie verstanden? Konnte er irgend etwas in der Angelegenheit unternehmen?

»Vielleicht«, sagte ich langsam, »vielleicht darf mein Herr Gawain wenigstens wissen, was es mit Eivlin auf sich hat.«

»Nein!« schrie Elidan. »Er darf nicht hierherkommen. Er darf nicht wissen, daß Gwyn existiert.«

»Elidan, wenn diese Geschichte wahr ist, dann liegt das, was geschehen ist, außerhalb unserer Macht. Es wäre eine schwere Sünde, ein unschuldiges Mädchen sterben zu lassen, aus Angst vor diesem Mann, der sie vielleicht heilen kann. Wenn er Hilfe bringt, dann muß er kommen.«

»Aber was ist mit dem Leben meines Sohnes? Was, wenn er mir meinen Sohn wegnimmt?«

»Erzähl ihm nichts von Gwyn. Halte das Kind geheim. Wenn du dem Mann nicht verzeihen kannst, dann tu es nicht. Aber ich kann nicht glauben, daß er dich zu irgend etwas zwingt, und du mußt an das Leben dieses Mädchens denken.«

»Natürlich«, sagte Elidan nach einer Weile. »Möge es zum Besten sein! Rhys ap Sion, wenn du glaubst, Gawain kann dem Mädchen helfen, dann bring ihn her. Ich will mit ihm reden. Aber, um deines Seelenheiles willen, erzähl ihm nichts von meinem Sohn.«

Ich zögerte. »Ich weiß nicht einmal, ob ich Gawain erreichen kann«, murmelte ich und ging der Angelegenheit aus dem Weg. »Ich kann nicht einfach zurück nach Degganwy. Die Wachen würden mich am Tor nicht durchlassen. Wenn ich Gawain aber doch erreiche...«

»Schwöre mir, daß du Gwyn nicht erwähnen wirst. Ich vertraue dir, das mußt du doch einsehen.«

Ich schaute sie an. Wenn sie Gawain vergab, dann entließ sie mich vielleicht auch aus diesem Eid. Wenn sie es nicht tat, oder wenn sie ihm nur mit Worten verzieh... Dann war es wahrscheinlich besser, daß Gawain nie etwas von der Existenz seines Sohnes erfuhr. Er konnte wegen des Kindes sowieso nichts unternehmen. Er konnte es kaum von Elidan wegreißen. Sie hatte gesagt, sie würde mit bloßen Händen kämpfen, um den Jungen zu schützen, und ich glaubte ihr. Sie tat, was sie für richtig hielt. Und wenn Gawain wußte, daß Gwyn sein Sohn war, wenn er ihn nicht behalten durfte, dann bedeutete das für ihn nur noch eine weitere Last an unverdientem Elend.

»Ich schwöre, daß ich Gwyn Gawain gegenüber nicht erwähnen werde, es sei denn, du selbst gibst mir die Erlaubnis«, sagte ich Elidan und schaute ihr in die ernsten Augen. »So wahr Gott mir helfe, und alle Heiligen und Engel. Ich schwöre es auf mein Seelenheil.«

»Dann sag Gawain, er soll kommen. Ich werde mit der Äbtissin Maeri reden und ihr die Situation erklären. Ich will sie bitten, dich zu unterstützen und dir alle Hilfe zu geben, denn ich glaube an deine Geschichte von Morgas' Zauberei. Es ist recht für uns, daß wir uns ihr entgegenstellen.«

»Ich danke dir«, sagte ich.

»Gut!« Teleri stemmte die Hände auf die Hüften. »Gut gemacht! Und jetzt, wo du dich entschlossen hast, die Hilfe dieses Herrn zu suchen, wie können wir ihn erreichen?«

»Ich werde gehen«, sagte ich. »Ich kann versuchen, in der Nacht über die Mauern von Degganwy zu klettern. Unmöglich ist es sicher nicht.«

»So etwas wirst du nicht tun«, erklärte Teleri. »Du wirst

hierbleiben und dich ausruhen.«

»Du kannst einen Boten mit einem Brief aussenden«, schlug Elidan vor. »Der darf durch das Tor, und er kann so tun, als ob er irgendwas in der Festung verkaufen will.«

»Ich kann nicht schreiben«, sagte ich.

Elidan lächelte. »Dann diktier es einer von uns. Dies ist eine Abtei. Wir lehren hier das Schreiben. Pater Gilla kann die Botschaft hineinbringen, wenn er dazu gewillt ist. Seine kleine Stute ist das beste Pferd, das wir haben. Ich werde mit ihm reden, und du kannst heute nachmittag den Brief diktieren.«

»Aber jetzt schläfst du«, fügte Teleri hinzu. »Du siehst aus, als ob du Ruhe brauchen könntest.«

Sie rauschte aus dem Zimmer. Sie blieb nur einmal stehen und bückte sich, nahm das Tablett auf und trug es hinaus. Elidan folgte ihr, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ich seufzte und legte mich. Ich schaute die Decke an. Es gab zu viele Dinge, über die ich nachdenken mußte, und Ruhe fand ich keine. Jedesmal, wenn ich es schaffte, meine Gedanken von Eivlin loszureißen, während ich mir sagte, daß meine Sorgen ihr auch nichts halfen, stellte ich fest, daß ich an Gawain dachte. Vielleicht war es absurd, ihn um Hilfe zu bitten. Vielleicht dachte er selbst Hilfe. Er war umgeben von Feinden, und nur Rhuawn war eine trügerische Hilfe. Ich wußte, daß Rhuawn auf Gawains Seite gegen Maelgwyn war, aber Medrauts subtilere Gegnerschaft war ihm entgangen. Rhuawn war ein guter Mann, aber sie hatten ihn beschwätzt, und es war unwahrscheinlich, daß er wieder zur Besinnung kam, es sei denn, Medraut tat etwas Dummes. Es sei denn, Eivlin hatte Medraut mit dem Stück Feuerholz schwer verletzt. Der Schlag konnte Morgas' Pläne vielleicht für eine Weile verzögern. Ich konnte Eivlin darin vertrauen, daß sie hart zugeschlagen hatte, und Medrauts Kopfschmerzen waren vielleicht schlimmer als meine. Vielleicht fühlte sich sogar Morgas nicht wohl. Das war ein aufmunternder Gedanke, und schließlich schaffte ich es, mich zu entspannen und einzuschlafen.

Vielleicht kam es von meiner Kopfverletzung, aber ich hatte Alpträume.

Es schien mir, daß ich Morgas von den Orcades sah. Sie stand in einem kleinen, dunklen Zimmer, flocht ihr Haar in einem seltsamen Muster und sang. Nach einer Weile konnte ich durch ihren Gesang ein Wimmern hören, schwach zuerst, dann immer lauter. Es wurde

zu einem Geheul, das ohne Rhythmus in einer fremden Sprache gebrüllt wurde.

Morgas hielt inne mit ihrem Lied und lachte. Ihre Zähne glänzten weiß, als sie vor Freude den Kopf zurückwarf. Ihr Bild schwand, und der heulende Gesang wurde lauter. Ich sah eine Beerdigungsprozession, die in der Dunkelheit dahinzog, und rote rauchende Fackeln schwankten darüber. Mitten im Fackellicht wurde ein Katafalk getragen, mit einer stillen Gestalt darauf, die von einem Umhang bedeckt war. Ganz plötzlich wurde der Ring der Trauernden durchbrochen, und Agravain ap Lot stürzte in die Mitte und warf sich neben der Bahre weinend nieder. Er vergrub sein Gesicht in dem Umhang. Das Ganze löste sich auf, das Heulen wurde schwächer, und ich bemühte mich, näher heranzukommen. Ich wollte wissen, wer auf der Bahre lag, denn ich hatte schreckliche Angst. Ich hatte fürchterliche Angst, daß es Gawain war. Aber der Gesang schwand, bis nur noch ein schwaches Gekrumm zu hören war, wie vom Wind. Auch das Fackellicht verlöschte. Ich sank in einen schwarzen Ozean, während ich mich noch immer vorwärts kämpfte. Dann kam ein Donnerschlag, und ich öffnete die Augen und sah Medraut. Er lächelte.

»Mir scheint er gesund zu sein«, sagte Medraut mit glatten Worten. Ich schaute hinter ihn und sah, daß er mit Teleri redete.

»Du kannst ihn nicht mitnehmen«, sagte Teleri. Ihre Hände waren verkrampft, und ihre Augen strahlten zu hell. »Um Gottes willen, erwartest du denn, daß wir ihn dir einfach übergeben?«

»Ich erwarte, daß ihr tut, was ich euch sage, oder ich Sorge dafür, daß eure Abtei bis auf die Grundmauern verbrannt wird... Steh auf!«

Ich setzte mich. Ich war ungeheuer verwirrt. Ich war im gleichen Zimmer in der Abtei Sankt Elena, und es war Nachmittag. Die gleichen Binsen lagen auf dem Fußboden, die steinernen Wände bestanden aus den gleichen rauhen Steinen. Es war kein Traum: Medraut stand wirklich vor mir.

Er lächelte noch einmal. Ich bemerkte, daß sein Kopf verbunden war. »Ich hab' dir gesagt, du sollst aufstehen.«

Ich stellte mich hin und wickelte das Bettzeug um mich. Ich hatte nur meine Unterkleidung an, denn die Nonnen hatten meine Tunika und meine Hosen mitgenommen.

Medraut lachte über mich. »Bringt ihm seine Kleider, und beeilt euch«, befahl er Teleri.

»In Christi Namen, du kannst ihn nicht mitnehmen!« sagte sie.

Ich war wach genug, um es besser zu wissen. »Doch, das kann er. Und er wird die Abtei niederbrennen, wenn du ihn nicht läßt. Geh besser.«

Fast tat sie es nicht. Sie starrte mich einen langen Augenblick an und drehte die Hände ineinander. Aber dann wandte sie sich um und rannte aus dem Zimmer. Medraut lachte wieder, schaute sich um und setzte sich bequem aufs Bett.

»Du hast ausgezeichnete Pflege gefunden«, bemerkte er. »Die hier heilen dich vielleicht nicht so schnell wie meine Mutter, aber ohne Zweifel ist die Behandlung angenehmer. Wo ist der andere Sklave, das Weibsstück, das für diese Sache verantwortlich ist?« Er berührte seinen Verband.

»Sie ist tot«, sagte ich ihm und betete darum, daß er es nicht besser wußte. »Sie ist gestern gestorben. Kurz vor Sonnenuntergang. Sie hat angefangen zu schreien, und dann ist sie auf der Straße niedergestürzt. Sie ist tot.«

»Das habe ich mir gedacht.« Er zog ein Knie hoch und schlang die Arme darum. Sein blondes Haar fing die Nachmittagssonne ein, und sein weicher, junger Bart glänzte in seinem Gesicht. Gold leuchtete an seiner Mantelschließe und an seinem Halsreif. »Mutter verteidigt ihre Ehre. Die kleine Füchsin hätte es nie wagen sollen, sich ihr zu widersetzen. Ich hoffe, sie hat gelitten.«

Ich sagte nichts. Ich hoffte, daß Teleri Eivlin nicht erwähnt hätte, und ich hoffte auch, daß Medraut weder von Elidan noch von Gwyn etwas wußte oder etwas spüren konnte. Teleri kam mit meinen Kleidern zurück, und ich zog mich schnell und schweigend an.

Medraut stand auf und strich seinen Mantel glatt. Eine Hand ruhte leicht auf seinem Schwert, und ich starrte die Waffe an. Entweder besaß er zwei Schwerter mit identischen Heften, oder er hatte irgendwie das Schwert zurückbekommen, das Eivlin ihm abgenommen hatte. Er bemerkte den Blick und blitzte mir sein fröhliches Lächeln entgegen.

»Ja. Ich hab' es wieder.« Er tätschelte das Schwertheft. »Ein nützliches Ding. Ich könnte dir noch mehr davon zeigen.«

Ich hatte nicht unbedingt den Wunsch, noch mehr davon zu sehen. Mir war übel. Hatten er oder Morgas mich irgendwie verfolgt und die Botschaft vor Gawain gefunden? Oder war die stille Gestalt aus meinem Traum in der Tat Gawain gewesen?

Es hat keinen Zweck, sich auf Träume oder Gefühle zu verlassen. Was immer auch mit meiner Botschaft geschehen war, es änderte

nichts an der Tatsache, daß ich still mit Medraut gehen mußte. Ich durfte keine Aufmerksamkeit in der Abtei erregen, und ich mußte mich darauf vorbereiten, das Ganze noch einmal zu durchkämpfen. Ich war froh, daß der Gedanke mich betäubte. Denn wenn das nicht der Fall gewesen wäre, dann hätte ich, glaube ich, den Raum nicht verlassen können, ohne auf die Knie zu fallen und ihn anzubetteln, mich zu verschonen. Und das hätte vielleicht eine Katastrophe bedeutet. Das Ende, so sagte ich mir energisch, liegt überhaupt nicht in unseren Händen. Wir können nur tun, was wir für Recht halten, und Gott das andere anvertrauen.

Medraut stellte sich neben die Tür und machte Teleri und mir mit einer Handbewegung klar, daß wir zuerst gehen sollten. Teleri passierte ihn stolz und energisch, ohne ihn anzuschauen. Als ich hinter ihr herging, schlug mich Medraut voll auf das Ohr.

Ich torkelte gegen die Tür, schlug mit der anderen Seite meines Kopfes an den Türrahmen und stürzte am Boden auf die Knie. Teleri schrie auf. Medraut bückte sich und zerrte mich an meiner Tunika wieder hoch.

»Und das«, sagte er mit wildem Blick, »das ist dafür, daß du weggelaufen und meine Mutter mit Schande bedeckt hast. Die volle Bezahlung kann ich dir nicht geben, Sklave, dazu hat nur sie das Recht. Aber vergessen ist es nicht.«

Die Welt wirbelte in Spiralen um mich her, so daß ich die Augen schloß und bis zehn zählte. Dann schaffte ich es, wieder auf den eigenen Füßen zu stehen. Medraut ließ mich los. »Zeig uns den Weg nach draußen«, befahl er Teleri, die erstarrt dastand und die Hand erhoben hielt. Ob sie zuschlagen oder helfen wollte, wußte ich nicht genau. Ihre Augen blitzten, und sie widersprach fast, aber sie schaffte es, sich zu beherrschen. Wir gingen aus der Abtei hinaus.

Ein Dutzend berittene Krieger wartete im Hof auf Medraut. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich eine kleine Gruppe von Nonnen, die an der Mauer zusammengedrängt standen, und Gwyn war auch da und starrte die Männer mit vor Ehrfurcht weit aufgerissenen Augen an. Mein kleines Pony war draußen und gesattelt, und auf Medrauts Befehl saß ich müde auf. Ich ließ mir die Hände binden, während ein anderer das Pony an die Leine nahm. Medraut schwang sich auf sein eigenes Pferd, einen eleganten, langbeinigen Grauen. Er nickte den Nonnen zu. »Es ist gut, daß ihr so vernünftig wart.« Dann nahm er die Zügel. »Ihr habt nur diesen einen unverschämten Diener verloren und nicht euer Heim und euer Leben.«

»Was macht ihr mit Rhys?« brüllte Gwyn. Plötzlich schoß der Junge von der Mauer heran und stürzte sich zwischen die Pferde. Jemand schrie. Medraut riß sein Schwert heraus.

»Was ist das für ein Bengel?« wollte Medraut wissen. »Einer von euren Bastarden?« Er schaute die Nonnen verächtlich an.

Elidan trat aus der Gruppe heraus und ging zu ihrem Sohn. »Er gehört mir«, sagte sie, und ihre Stimme war ruhig und sehr klar.

»Er hat mir den Weg hierher gezeigt«, sagte ich und wagte es nicht, einen von den beiden anzusehen. »Er ist noch zu jung, um Verstand zu haben.« Ich wagte es nicht, daran zu denken, was Medraut und Morgas wohl mit dem Kind machen würden.

»Aus dem Weg, Bengel, oder ich schneide dir die Ohren ab«, sagte Medraut mit freundlicher Stimme.

Gwyn starrte ihn an. »Was für ein Krieger bist du denn?« wollte er wissen. »Wenn ich erwachsen bin, dann komme ich und kämpfe gegen dich. Du kannst Rhys nicht einfach so mitnehmen. Er ist krank. Teleri und Mama sagen es beide. Mama!« Sie hatte ihn erreicht und packte ihn am Ohr. »Mama, er kann das nicht!«

»O doch«, meinte Elidan. »Und die Bastarde von Nonnen werden nie Krieger, wofür man Gott danken sollte. Denn du wirst nie in Versuchung sein, brutal und vulgär zu werden.«

Medraut war zuerst zu überrascht, um zu reagieren. Elidan zerrte Gwyn beiseite. Der Junge protestierte. »Aber Mama, er ist doch...«

»Er ist ein Hund, aber wir haben keine Macht.« Sie schob Gwyn aus dem Weg.

Medraut zog sein Schwert. Der Stahl machte ein raschelndes Geräusch. Elidan wandte sich ihm zu, graziös wie eine Hirschkuh, und hob den Kopf. Ihre Augen waren klar und strahlend vor Verachtung. Ich hatte den wilden Drang, irgend etwas zu tun, um Medraut abzulenken. Ich wollte sie auslachen, darauf hindeuten, wie lächerlich ihre Geste war. Aber sie war nicht lächerlich. Elidan wußte genau, was sie tat. Durch die Reinheit ihres eigenen Muts und ihrer Ehre machte sie Medraut unmöglich. Sie zeigte allen, daß seine Handlungsweise übel war, und sie ließ es auch ihn sehen. Jetzt lächelte sie über sein Schwert, während sie die Gefahr völlig mißachtete, in der sie schwebte. Sie war erstaunlich schön.

Medraut fluchte unartikuliert. Er wußte, was sie getan hatte. Dann schlug er seinem Pferd die Hacken in die Flanken und ritt auf sie los. Er benutzte nur die flache Seite des Schwertes, aber der Schlag traf sie am Kopf, und sie stürzte. Medraut brachte sein Pferd

zum Galoppieren und ritt davon, ohne sich umzudrehen. Ich riskierte einen Blick, als jemand mein Pony am Zügel riß und mich hinter den anderen herzog. Gwyn schrie, aber Elidan hatte sich auf den Knien aufgerichtet. Über ihre Stirn strömte Blut, und dann legte sie die Arme um ihren Sohn und tröstete ihn. Sie schaute mich über seine Schulter an, ihr Blick strahlte noch immer, aber er war jetzt voller Hilflosigkeit und tiefem Kummer. Langsam schüttelte sie den Kopf.

Der Weg von der Abtei in die Hügel kam mir viel kürzer vor als die qualvolle Wanderung nach unten. Medraut bestand darauf, im schnellen Trab zu reiten, was ungefähr die schnellste Gangart war, die mein Pony schaffte. Als wir die Hauptstraße erreichten, befahl er einem seiner Männer, mit einer Botschaft voranzureiten. Sie sprachen irisch, und ich verstand nichts von dem, was sie sagten, außer einem einzigen Wort: »Riga«. Ich hatte schon gelernt, daß dies das Wort war, das die Männer von den Ynysoedd Erch benutzten, wenn sie von Morgas redeten. Riga, »die Königin«. Der Bote nickte Medraut zu, rief seinen Kameraden einen Gruß zu und brachte sein Pferd zum Galoppieren. Er stob davon, um Morgas zu suchen und ihr zu sagen, daß Medraut mich wieder eingefangen hätte. Wir anderen folgten ihm auf der Straße im gleichen stoßenden Trab. Mein Kopf, der schon besser gewesen war, begann wieder zu dröhnen. Ich startete mit leerem Blick voraus und versuchte, die Männer um mich her nicht zu sehen und auch nichts zu fühlen. Daß ich jetzt wieder zu Morgas zurück mußte, nachdem ich so viel durchgemacht hatte. Nach all den Strapazen! Wenn ich darüber nachdachte, dann begannen meine Hände zu zittern, und es wurde unerträglich.

Aber wenigstens war Eivlin in Sicherheit – wenn sie weiterlebte. Ach, Iffern sollte Morgas und Medraut und all die anderen verschlingen. Eivlin hatte ihr Leben riskiert, um mich zu retten. Und jetzt starb sie wahrscheinlich, aber sie war nicht mehr Morgas' Werkzeug. Auch ich würde das nicht sein. Und dennoch, ich war fast fertig gewesen, als Eivlin hereinkam, um mich zu retten. Morgas war dem Erfolg sehr nah gewesen. Ich erinnerte mich noch an ihr triumphierendes Lächeln.

Aber vielleicht brauchte sie mich jetzt nicht mehr zu ihrem Plan gegen meinen Herrn. Wenn Gawain tot war, dann würde Morgas mich nur für meinen Ausbruch strafen wollen. Wenn Gawain tot war. Ich hatte keinen Grund, das zu glauben, außer einem Alptraum – einem Alptraum und Medrauts Schwert und der ganzen Situation.

Was machte Rhuawn? Glaubte er Medraut noch immer? War er bereit, mit Medraut nach Camlann zurückzureiten und Morgas bei Maelgwyn zu lassen, und... Was hatte Morgas gesagt? »Andere werden Maelgwyn in seinem Bündnis beitreten, und sie werden darauf warten, bis die Familie miteinander im Streit liegt. Dann wird der Schilderwall gebrochen sein, und die Tore der Festung werden fallen. Dann wird Artus sterben.« All die Ordnung und Einigkeit, all die Kraft und das Lachen, alles Licht sollte fallen und gebrochen sein. Und nichts würde bleiben, nichts außer einer Wildnis, die einmal ein Königreich gewesen war.

Ich schaute die Straße hinab. Konnte ich mich kopfüber vom Pony werfen und mir den Hals brechen? Sich selbst töten, das ist eine Sünde, aber da ja nichts mehr vor mir lag außer einem qualvollen Tod, mußte so etwas in Gottes Augen zu rechtfertigen sein.

Ich konnte es nicht tun. Es war der reine Wahnsinn, es nicht zu tun, aber ich konnte noch nicht einmal ernsthaft daran denken. Ich blieb schweigend sitzen und ballte die Hände in den Fesseln, und ich schaute die Berge an, die ruhig und freundlich in ihrem Frühlingsgrün dastanden.

Wir ritten nicht nach Degganwy, sondern wir bogen auf einen anderen Weg, der tiefer in die Berge führte. Irgend etwas an diesem Weg kam mir bekannt vor, und ich erinnerte mich wieder, daß ich den Pfad mit Eivlin im Mondlicht hinabgeritten war. Ich hatte unkontrollierbar gelacht, aus Freude darüber, daß wir entkommen waren. Jetzt schickte Medraut die Hälfte seiner Männer nach Degganwy, und die anderen trabten den schmalen Pfad einzeln hintereinander hinauf. Wir ritten in den letzten Strahlen der Nachmittagssonne. Wir hatten die Reise in kurzer Zeit geschafft. Mein kleines Pony schwitzte von der schnellen Gangart. Ich schwitzte auch, aber mir war kalt, so kalt, als ob wir Februar hätten anstatt April.

Wir sahen die Schäferhütte vor uns, und Medraut wandte seine graue Stute zu dem Platz unten am Hügel, wo auch vorher die Pferde angebunden gewesen waren. Dort stand jetzt ein Pferd, eine nußbraune Stute mit feinem Geschirr. Morgas' Pferd. Ich schloß die Augen, ich war nicht gewillt, das weiterhin zu sehen. Wir hielten an.

»Sitz ab«, befahl mir Medraut. Ich glitt vom Pferd, blieb stehen und schaute meine gebundenen Hände auf der dicken Mähne des Ponys an. Das Tier warf seinen Kopf hoch, seine Flanken bebten.

Medraut gab seinen Männern ein paar Befehle, wieder auf irisch, und wandte sich dann an mich. »Los«, befahl er. Ich holte tief Atem, drehte mich um und ging mit ihm.

Alle Krieger blieben bei den Pferden, außer einem. Derjenige, der mitkam, war der gleiche Ronan, der vorher Wache gestanden hatte. Es war fast mehr, als ich ertragen konnte, und ich biß mir auf die Zunge.

Wenn der Ritt von St. Elena hierher mir kurz vorgekommen war, dann schien der kurze Fußweg den Hügel hinauf jahrelang zu dauern, und als wir die Tür erreichten, war ich soweit, daß ich hätte schreien können. Ich biß mir fester auf die Zunge und schmeckte mein eigenes Blut. Medraut öffnete die Tür und schob mich zuerst hinein.

Morgas stand im Raum, dunkel in Gold und Rot. Aber noch ein anderer war dort, jemand, der hinter der Tür stand, denn ihr Blick war dorthin gerichtet. Ich sah, daß es so sein mußte, während ich einen Schritt hinein machte, und Medraut folgte mir. Und dann knallte die Tür plötzlich zu, Ronan vor dem Gesicht. Medraut wirbelte herum. Seine Hand lag am Schwert, sein Gesicht war erstaunt, und ich drehte mich auch um. Gawain stand vor der nackten hölzernen Tür, sein Schwert war wie ein Feuerstreif in seiner Hand, sein Kettenhemd glänzte. Sein Blick war fest auf Morgas' Augen gerichtet, und sein Gesicht war ausdruckslos.

Ronan polterte hinter uns gegen die Tür und rief wütend etwas auf irisch. Ohne Bewegung gab Gawain mit leiser Stimme irgendeinen Befehl auf irisch. Das Poltern hörte auf, und Ronan fragte etwas.

Morgas nickte; ihr Blick bewegte sich nicht. Sie wiederholte, was Gawain gesagt hatte. Ein langes Schweigen entstand. Dann hörte ich Ronans Schritte, die sich entfernten, und die Luft in der Hütte lag dick und still.

»So«, sagte Gawain endlich, und seine Stimme klang kühl. »Du hattest also keine Ahnung, wo mein Diener sein könnte.«

»Warum ist der hier?« wollte Medraut wissen und schaute Morgas an. Er lockerte das Schwert in der Scheide, bereit anzugreifen. Morgas sagte nichts, und nach einem Augenblick des Zögerns drückte Medraut sich an sie heran.

Gawain tat einen schnellen Schritt nach vorn und packte mich an der Schulter. Dann führte er sein Schwert mit einem einzigen schnellen Streich, der meine Fesseln halb durchschneidete. »Rhys.

Geht's dir gut?« Seine Stimme hatte wieder einen Ausdruck: Besorgnis. Ich zitterte. Einen schrecklichen Augenblick lang hatte ich geglaubt, Morgas hätte ihren Plan gegen Gawain durchgeführt und Erfolg gehabt. Aber das war deutlich nicht der Fall, und ich war zu verwirrt, um nachzudenken.

»Mir geht's gut«, stammelte ich. »Aber du... du bist nicht tot.«

»Natürlich nicht. Warum sollte ich das sein?« Ich schüttelte den Kopf, unfähig zu erklären, und entschloß mich, nicht wieder einem Traum zu vertrauen. Gawain schüttelte mich leise an der Schulter und tat noch einen weiteren Schritt nach vorn, so daß ich hinter ihm stand.

»Herrin«, sagte er zu Morgas, »ich habe meinen Diener gefunden, und ich will dich jetzt nicht länger bemühen. Wir wollen gehen.«

Unglaublicherweise lächelte sie. Es war ein Lächeln, das ich nicht mochte, ein intimes, geheimes Lächeln, das an Gawain allein gerichtet war. »Du hast gewonnen, mein Falke«, sagte sie ganz, ganz leise. »Nie hätte ich es geglaubt, früher. Immer habe ich gedacht, du wärest ein Narr: zuerst, weil du benutzt werden konntest, und danach, weil du die Macht ablehntest, als sie dir angeboten wurde. Jetzt sehe ich, daß du weiser bist als ich.« Sie kam näher. Medraut starrte sie verwirrt an. Gawain stand bewegungslos da; er schaute sie nur an wie in der ersten Nacht, als wir nach Degganwy kamen.

»Dadurch mag ich dich noch lieber«, fuhr die Königin fort. »Alle Männer, die ich gekannt habe, und alle meine Söhne, sie sind immer schwach gewesen. Ich bin sehr froh, mein Frühlingsfalke, daß du stärker bist...«

»Mutter!« sagte Medraut mit qualvollem Flüstern. Sie drehte sich nicht um, sondern machte nur noch einen Schritt auf Gawain zu und lächelte dieses Lächeln. Mir sträubte sich das Haar.

»Herr«, sagte ich, »laß uns gehen.«

Er schien mich nicht zu hören. Er schaute Morgas an. Die Spitze seines Schwertes sank langsam nach unten, und sie kam näher.

»Und dennoch hätte ich mehr von dir erwartet, mein zweiter Sohn. Geboren, nicht um Lot zu erfreuen und auch nicht für meine Pläne, sondern nur für mich allein.«

Gawain trat zurück, rannte fast in mich hinein. Ich packte seinen Arm. »Herr, hör ihr nicht zu.«

Sie kam näher, sie hob die Arme, als ob sie ihn umarmen wollte. Ihre Augen waren zu fürchterlich, als daß ich sie anschauen konnte.

Gawain bebte. Er hob das Schwert und drehte es seitwärts, so daß die Schneide auf Morgas zeigte.

Vielleicht brachte er sie um. Vielleicht auch nicht. Wenn er sie tötete, seine Mutter – was würde aus ihm werden? Große Angst überkam mich. Und wenn er sie nicht tötete, dann kam sie, um ihn für sich zu gewinnen. Ganz deutlich zerrte sie all das hervor, was sie an dunklen Erinnerungen aus seinen frühesten Jahren noch in seinem Herzen zurückgelassen hatte. Was immer er auch für sie empfand, er konnte ihr nicht einfach mit seinem Willen widerstehen. Er wurde von ihr in einen unheiligen Mord hineingerissen, oder in eine noch schlimmere Liebe, und ich konnte alles deutlich sehen, als ich sie anschaute.

Morgas trat noch einen Schritt näher, und ich wandte den Blick ab. Gawains Schwert hob sich ein wenig, und ich wußte, daß er zuschlagen würde.

»Mutter«, sagte Medraut. Sie schaute ihn nicht an, nur Gawain. Das Schwert schwang um eine Haaresbreite zurück, und ich packte das Handgelenk meines Herrn mit beiden Händen.

Er machte eine wilde Bewegung, mit der er fast seine Hand losriß, aber ich hielt fest. Morgas bewegte sich nicht. Gawain wirbelte herum und schaute mir ins Gesicht. Seine Augen waren weit aufgerissen und wütend und dunkel.

»Gawain«, sagte ich. »Herr, laß uns gehen. Hier gibt es nichts mehr zu tun.« Er wirbelte zurück und schaute Morgas an.

»Komm«, drängte ich. »Es gibt noch anderes zu erledigen, und wir dürfen keine Zeit verlieren.« Ich tastete hinter mir nach dem Türriegel. Morgas runzelte die Stirn.

»Was muß erledigt werden?« fragte Gawain wie ein Mann in einem Traum.

Ich riskierte es. »Ich habe Elidan gefunden – und darüber hinaus ist noch die Arbeit da, die dein Herr dir gestellt hat.«

Seine Finger wurden weiß am Schwertgriff. »Elidan?« Er starrte mich an. »Hör auf!« sagte Morgas.

»Herrin«, meinte Gawain, während er sich wieder fing. »Rhys hat recht. Hier gibt es nichts mehr zu tun, und anderswo wäre sehr viel zu tun.«

Morgas ging mit finsterem Gesicht zu Medraut zurück, aber sie drehte sich nicht um. Sie hob eine schmale, bleiche Hand und hielt sie mit der Handfläche nach oben, während die Finger auf Gawain zeigten.

»Du wirst nicht gehen«, sagte sie. »Medraut, hilf mir.«

Gawain warf einen langen, traurigen Blick auf Medraut. Dann schaute er wieder Morgas an. Medraut ließ sich auf ein Knie nieder und hielt das Heft seines Schwertes mit beiden Händen. Die Spitze zeigte vor seiner Mutter und ihm selbst schräg nach oben. Er schaute Morgas nicht an, sondern er biß sich in wilder Erregung auf die Unterlippe, so daß sie blutete.

»Wollt ihr es so haben?« fragte Gawain sehr ruhig. Fast hätte er noch mehr gesagt, aber er beherrschte sich. Er richtete sich auf, hob sein Schwert und hielt es mit der Spitze nach unten. Seine rechte Hand lag auf dem Heft, und seine linke Hand umklammerte die nackte Klinge. Er hob es, bis das Griffkreuz auf gleicher Höhe mit seinen Augen war. Ein Licht rührte sich im Stahl, und der Rubin im Knauf begann mit tiefem Strahlen zu glühen.

Medraut warf einen Blick auf Morgas, dann auf Gawain. Er schien sich zu sammeln. Das Gesicht der Königin war angespannt, bleich, ihre Augen waren unergründlich und viel zu groß. Langsam hob sie die andere Hand und legte sie mit der Handfläche nach unten auf die Hand, die sie schon ausgestreckt hatte.

Ich packte den Türriegel, bereit, die Tür aufzureißen. Aber Gawain bewegte sich nicht, deshalb blieb ich nur auf meinem Platz und wartete. Das Schweigen wurde dichter.

Morgas breitete die Finger aus und bewegte die Hand ein ganz klein wenig. Ihr Gesicht war wie ein Blitz, lebendig und unmenschlich vor Anspannung. Wie mit großer Anstrengung zog sie ihre Hände ein wenig auseinander. Ich hörte meine eigene Stimme keuchen. Dunkelheit kochte zwischen ihren Händen, tropfte heraus und schwärzte die Dämmerung des Raumes. Ich schloß die Augen, öffnete sie wieder. Die Finsternis quoll noch immer aus den schmalen Händen der Königin. Sie tropfte nach unten, an der Klinge von Medrauts Schwert entlang, und floß auf den Fußboden, häufte sich in einer dunklen Masse um Medrauts Knie.

Das Schwert in Gawains Händen begann heller zu brennen, ein tiefer roter Glanz lief vom Heft zur Klinge zu einem fast weißen Glühen.

»Glaubst du wirklich, daß das reicht?« flüsterte Morgas. Ihre Stimme klang in der Stille wie der erste Hauch des Windes, der die Luft vor einem Gewitter durchfährt. Er brachte alles zum Zittern. Morgas' Finger krümmten sich um die Finsternis, rollten sich mit großer Anstrengung ein, bis sie wie Krallen aussahen. »Schau! Ich

bin Königin und Herrscherin der Luft und der Finsternis, und die ganze Erde wird mein Reich sein. Alles Fleisch wird mir gehorchen. Glaubst du, daß eine stählerne Klinge ausreicht, um mich zurückzuhalten? Narr!« Sie warf den Kopf zurück, und ihr Haar wirbelte durch die Nacht und schien die Schwärze einzusaugen und sie umherzuschleudern.

Ich sah, wie Gawain sein Schwert fester packte. Die nackte Klinge schnitt ihm in die linke Hand. Das Strahlen wurde tiefer. »Die Finsternis hat nicht allein die Herrschaft auf der Erde«, sagte er, und seine Stimme war rauh vor Anstrengung. »Durch das Licht wurde dieses Schwert geformt, und durch das Licht wird es gehalten, nicht als Stahl, sondern als das Ebenbild eines Willens.«

Morgas breitete mit einer wilden Bewegung die Arme aus, und völlige Finsternis verschlang die Hütte und den Boden unter unseren Füßen. Ich konnte den Türriegel nicht mehr fühlen, und ich konnte auch nicht mehr sagen, wo wir waren. Es schien mir, als ob wir in der Luft hingen oder als ob wir durch einen riesigen Abgrund hinabstürzten, der alles Leben und alles Licht aufsaugte. Ich fummelte vor mir herum und fand Gawains Schulter. Trotz aller Finsternis konnten wir noch immer Morgas sehen, als ob sie das Zentrum der schwarzen Nacht wäre, obwohl sie geisterhaft bleich wirkte. Sie stand am Rand des Abgrunds vor uns, qualvoll nah und ungeheuer fern. Gawains Schwert brannte noch immer, so deutlich wie ein Herdfeuer in einer Winternacht oder eine Kerze auf einem Altar. Aber seine Schulter unter meiner Hand war verkrampft vor Anstrengung, war so hart und kalt wie ein Stein.

»Und was ist Licht?« fragte Morgas, die Königin. Ihre Stimme war dünn und kalt, nicht mehr die Stimme einer Frau, nicht mehr die Stimme eines Menschen. »Alle Dinge begannen in Dunkelheit, und alle Dinge werden in die Finsternis zurückkehren, wenn du auch deinen kurzen Augenblick am Rand des Abgrunds kämpfen willst. Alle Dinge sind berührt und durchdrungen von Dunkelheit. Sieh, wie in dieser Zeit die Finsternis die Welt umgibt: Rom ist gefallen, und der ganze Westen ist Rom gefolgt. Kann ein wenig Licht hoffen, in Camlann zu überleben? Die Finsternis hat die Herzen aller ergriffen, die für das Licht kämpfen. Das Herz Rhuawns, deines Freundes, hat auf die Finsternis gehört. Artus, dein Herr, ist ihrer Eingebung gefolgt. Sie hat einen Platz in deinem eigenen Herzen. Alles muß zurückfallen an die Finsternis, es muß brechen und dorthin zurückkehren, woher es kam. Die Nacht kommt, und kein Tag wird

sein. Licht ist Illusion! Die Finsternis allein ist wahr und stark. Wisse das!«

Einen Augenblick lang schien das Licht aus Gawains Schwert schwächer zu werden, blasser. Es schien nichts mehr zu beleuchten. Ich spürte, wie er sich bewegte, wie er sich bereitmachte zu kämpfen. Ich hatte den Drang, ihn anzuschreien, ihm zu sagen, den Kampf aufzugeben und zu fliehen. Wenn es noch einen Platz gab, an den wir fliehen konnten. Aber ich konnte mich weder bewegen, noch konnte ich sprechen. Mein Körper schien gefesselt von Ketten aus Eis, und meine Gedanken waren voll Dunkelheit. Lieber Gott, dachte ich, laß mich nur noch einmal die Sonne sehen, ehe ich sterbe. Laß noch etwas dasein außer der Finsternis. »Und Gott sagte: ›Es werde Licht«, und es ward Licht«, erwiderte Gawain. Seine Stimme klang klar und stark und froh. »Wenn Rom auch gefallen ist und wenn auch Camlann fällt, wenn ich und Artus und Rhuawn auch erschüttert wurden durch die Finsternis in unseren Seelen, so kannst du dennoch nicht die Sterne erschüttern oder den Märzwind zurückrufen, wenn der Frühling die Bäume mit seinem Hauch berührt. Das Licht ist der Erstgeborene der Schöpfung, durch Licht und im Licht wurde die Welt erschaffen, und die Finsternis ist nur das, was vom Licht beleuchtet wird. Die Finsternis ist nicht Kraft, sondern die Abwesenheit der Kraft.«

Morgas warf die Arme über den Kopf, und die Schwärze bewegte sich um sie her wie Wasser. Die Augen der Königin waren weit aufgerissen und glänzten unnatürlich. Medrauts Schwert bewegte sich auf und ab wie ein schmaler Schatten, und ich sah ihn undeutlich. Ich sah, daß er jetzt auf beiden Knien vor Morgas am Boden kauerte. Mit hoher, flacher Stimme schrie die Königin in einer seltsamen Sprache Silben, von denen ich nie geglaubt hätte, daß eine menschliche Zunge sie formen konnte. Es waren Geräusche, bei deren Klang ich mir die Ohren verstopfen wollte. Gawain taumelte, fiel auf die Knie. Seine Augen glänzten im Licht des Schwertes, sein Gesicht war verschmiert von Schweiß und Tränen. Ich hockte hinter ihm. Ich hatte Angst, aufzustehen, mich zu bewegen, zu atmen. Ich betrachtete Gawains Hände, die am Schwert zitterten, und sah, wie das Blut von seiner linken Hand über die Klinge tropfte. Das Licht flackerte.

Morgas schrie wieder. Ich sah, daß Medrauts Kopf wie von Erschöpfung gebeugt war, aber er hielt noch immer das Schwert hoch. Seine Arme zitterten, als ob sie ein schreckliches Gewicht

hielten. Während Morgas sprach, flutete die Nacht über uns wie eine Welle, die sich aufbäumt und bricht. Einen Augenblick lang, der mir wie eine Ewigkeit schien, konnte ich nichts mehr sehen. Nichts außer einem ganz schwachen Glanz, wo das Schwert gewesen war, und der Glanz verebbte, als ob er sich in die Finsternis zurückzog.

Aber er verschwand nicht. Er wurde heller, wurde wieder schwächer, flammte auf, begann wieder zu strahlen. Ich spürte, wie Gawain erstarrte, seine Kraft sammelte, sich erhob. Die Finsternis ebte zurück, rieselte davon, und mit Schrecken wurde mir klar, daß ich den gestampften Lehmfußboden der Hütte sehen konnte. Ich hätte diesen Augenblick nicht für den herrlichsten Rosengarten auf der grünen Erde hergegeben.

Die Königin streckte die Hände aus, die Handflächen auf Gawain gerichtet. Ihr Mund bildete Worte, die ohne Klang herauskamen. Aber das Licht rührte sich wieder in der Klinge, wurde hell und klar, das Dunkelrot strahlte rosa, glühte fast weiß. Die Königin schaffte es, noch ein letztes Mal aufzuschreien, aber die Dunkelheit schwand. Medraut stieß einen Schluchzer aus und brach auf dem Boden zu Füßen seiner Mutter zusammen. Sein Schwert fiel vor ihm auf die Erde, und die Dunkelheit verschwand. Der Raum füllte sich mit pulsierendem Licht aus dem Schwert, mit Licht, das wie Sonnenstrahlen durch unruhige Wasser dringt.

Gawain zog seine linke Hand weg. Seine Handfläche war blutig von der Klinge des Schwertes. Dann senkte er den rechten Arm, und das Schwert stand wieder gerade. Das Licht verebbte in einer flachen Welle auf dem Stahl.

Morgas senkte die Arme und starrte uns über Medrauts bewegungslosen Körper an. Ihr rotes Gewand war zerknittert, und die Winkel ihrer Lippen und Augen wirkten welk. Zum erstenmal sah ich Falten in ihrem Gesicht und Weiß in ihrem Haar, und ich wußte, daß sie wie jede andere Frau alt wurde. Ich wandte mich ab und öffnete die Tür. Der Wind aus den Bergen fuhr über die Heide, und die letzten Strahlen des Sonnenuntergangs zeichneten die Berge nach.

Gawains Hand legte sich für einen Augenblick auf meinen Arm. »Laß uns gehen«, sagte er ruhig, und dann, zu Morgas gewandt: »Mutter, ich wünsche dir Gesundheit.«

»Nein!« schrie Morgas. Sie stolperte vorwärts, fiel fast über Medraut. »Nein!« schrie sie noch einmal verzweifelt. Ich wandte ihr den Rücken zu und trat aus der Tür, und Gawain folgte mir

schweigend.

»Nein, nein!« schrie sie wieder, und dann begann sie zu schluchzen. »Verlaß mich nicht, ich bitte dich! Noch immer bin ich mächtig, ich kann mich erholen – gib mir Zeit, nur ein paar Tage...« Und ich dachte plötzlich, daß sie nicht mehr mit uns sprach, sondern mit einem Dämon, dem sie lange gedient hatte. Aber ich schaute mich nicht um. Hinter mir schloß Gawain sanft die Tür.

12

Wegzureiten war nicht so einfach, wie ich angenommen hatte. Neben Morgas hatten Medrauts sechs berittene Krieger wie eine unbedeutende Einzelheit gewirkt, aber als wir draußen waren und die Straße anschauten, die nach Hause führte, wurde mir klar, daß sechs bewaffnete Männer nie unbedeutend sind. Wir waren erst ein kleines Stückchen den Hügel hinabgegangen, als Ronan uns sah und uns Befehle auf irisch gab. Wir sollten wohl anhalten und zurückgehen. Gawain stieß einen hohen, klaren Pfiff aus, und Ceinceled galoppierte über den Hügel zu ihm hinüber, während Gawain mit dem anderen zu reden begann. Ich hätte erwarten sollen, daß der Hengst in der Nähe war. Medrauts Männer sprangen auf die Pferde, und Gawain kämpfte gegen sie, ehe auch nur einer von uns Zeit hatte nachzudenken. Der Kampf wurde allerdings nicht wild durchgestanden. Medrauts Männer waren von Anfang an nervös, und als Gawain Ronan mit einem Speer traf und dann sein Schwert zog und einen anderen niederhieb, wendeten die übrigen ihre Pferde und flohen. Für mich war schon zuviel geschehen, als daß ich noch viel denken oder fühlen konnte. Ich packte einfach Ronans Schlachtroß beim Zügel, saß auf und ritt hinter Gawain her. Die ersten Sterne gingen schon im Osten auf. »Herr«, sagte ich nach ein paar Minuten, »wir nehmen den gleichen Pfad, den die Krieger der Königin genommen haben. Wie weit willst du sie verfolgen?«

Er schüttelte den Kopf. Er sah erschöpft aus, hager vor Müdigkeit und Anstrengung – kein Wunder nach dem, was in der Hütte geschehen war. »Wir verfolgen sie gar nicht. Sie haben Freunde in Degganwy. Laß sie schnell die Festung erreichen. Wir müssen einen Platz finden, auf dem wir heute nacht lagern können.«

Ich nickte. Dann fragte ich: »Wie hast du mich gefunden? Was ist in Degganwy passiert?«

Er hob die linke Hand in einer Geste des Protests, und dann runzelte er die Stirn, weil Blut daran war. »Bitte«, sagte er, während er die Hand senkte und sie anstarrte. »Es ist schon spät. Es gibt nicht viel zu fragen und zu antworten, und wir sollten es beide jetzt nicht tun. Der Morgen kommt noch früh genug.«

Wir ritten nicht sehr weit in dieser Nacht. Wir bogen nach Norden auf die Straße nach Degganwy ab, und dann ritten wir zur

Hauptstraße, denn wir vertrauten nicht darauf, daß man uns in der Festung willkommen heißen würde. Aber kurz vor der römischen Straße bogen wir wieder auf einen Seitenweg ab und fanden im Wald einen guten, geschützten Platz zum Lagern. Dort machten wir ein Feuer und ließen die Pferde grasen.

Die Luft war von einer scharfen Kälte, und es schien feucht im Wald zu sein. Ich erwartete nicht, daß ich gut schlief. Aber ich konnte auch nicht daran denken, in der Nähe auf einem Bauernhof Schutz zu suchen. Etwas von Gawains Vorsicht hatte sich auch mir mitgeteilt, und ich konnte der ganzen Welt nicht mehr trauen. Ich dachte an meine Familie, und plötzlich fühlte ich mich furchtbar einsam. Morgas war besiegt, Gawain lebte noch, und es war alles zuviel für mich gewesen. Diese gewaltigen Konflikte waren zu absolut, zu weit entfernt von dem Stoff, aus dem mein Leben bestand. Ich wollte nach Hause, ich sehnte mich nach den Kuhställen und den Feldern, die von der neuen Saat grün waren, ich sehnte mich nach der Wärme des Herdfeuers und den Stimmen und Gesichtern meiner Familie. Ich war krank vor Heimweh nach ihnen. Als wir dort in dem Wald in Gwynedd saßen, zwischen den riesigen Bergen, die um uns her brüteten, da dachte ich an all das Wohlbekannte und sehnte mich von ganzem Herzen danach, nach Hause zu gehen.

Gawain kam mit den Satteltaschen zum Feuer herüber, und das Heft seines Schwertes fing für einen Augenblick das Licht ein, als ob es wieder von selbst zu brennen anfangen wollte. Was, so fragte ich mich, hatte ich damit zu tun? Da war er, von königlichem Geblüt, Morgas' Sohn, perfekt benutzt sowohl in gefährlichen Schlachten als auch im Kampf der Geister. Er gehörte da hinein. Ich paßte nicht hierher, und ich wollte nach Hause. Einfach gesagt, ich war müde.

Gawain stellte das Gepäck hin und ließ sich neben dem Feuer zu Boden sinken. »Ich habe ein bißchen Käse und Brot da«, bot er mir leise an. »Auch etwas Ale. Ich weiß, du magst es gern.« Er öffnete seinen Packen und reichte mir das Ale.

Einen Augenblick schaute ich die Flasche an, und ich hatte den Drang, entweder zu lachen oder zu schluchzen. »Danke, mein Herr«, sagte ich endlich. Er lächelte und begann, das Brot und den Käse auszupacken.

Es war kein großartiges Mahl. Ich hätte gutes rotes Fleisch essen können, und der Käse war ein trauriges Zeug. Aber ich stellte mir vor, wie Gawain es mit süßen Worten Saidi ap Sugyon in der Küche von Degganwy abgeluchst hatte, und ich war verblüfft darüber, daß

er das Ale überhaupt hatte. Saidi mußte ihn dazu gebracht haben, es zu bezahlen. Wenn ich dabeigewesen wäre – nun, Gawain war Gawain, und ich konnte deswegen nicht böse mit ihm sein. Ich genoß das Mahl. Jedes Essen hätte im Augenblick köstlich geschmeckt.

Trotz meiner bösen Ahnungen schlief ich fest, obwohl ich, als ich aufwachte, feststellte, daß mein Nacken steif war und daß meine Glieder von der Feuchtigkeit schmerzten. Meinen Kopf durchzog hin und wieder ein leiser Schmerz. Nun, dagegen gab es eine besondere Kur: Man mußte sich bewegen. Ich stand auf, und ich fand, daß Gawain gerade die Pferde sattelte. Er schenkte mir ein Lächeln und begrüßte mich, und ich schaffte es, ihm zu antworten, ohne grob zu werden. Die Sonne war eben aufgegangen und zog die kalten, feuchten Nebel aus den Bergen. Ich war froh, als ich wieder auf meinem Pferd saß und hinaus auf die Straße trabte. Die Bewegung wenigstens wärmte mich. Gawain reichte mir Reste von Brot und Käse, und ich hackte mir von beidem ein Stückchen ab. Ich mochte das Essen noch weniger als in der Nacht zuvor, aber ich hatte Hunger. Gawain war offenbar auch hungrig, denn er aß auf, was ich ihm gegeben hatte, und das hatte ich eigentlich nicht erwartet.

Wir erreichten die Hauptstraße sehr schnell und brachten unsere Pferde einen Augenblick zum Stehen. Wir schauten die Straße entlang, wie sie im Nebel verschwand. Die Morgensonne strahlte verschleiert im Osten, und die Luft würde sich wohl in kurzer Zeit klären.

Gawain seufzte und wandte den Blick von der Straße ab. Er schaute mich an. »Rhys«, sagte er, dann hielt er inne.

»Herr?«

»Gestern hast du gesagt, du hättest Elidan gefunden.«

Ja, das hatte ich wohl. Ich hatte es ganz vergessen. »Ja, Herr. Sie lebt in der Abtei St. Elena, dem Schwesternhaus des Klosters Obergely.«

»In einer Abtei?«

»Sie ist Nonne geworden, Herr. Ich habe sie gefunden, weil Eivlin von der Königin verflucht wurde und krank war, und wir sind nicht weit gekommen. Die Abtei St. Elena lag am nächsten und bot uns Schutz.« Ich durfte Gwyn nicht erwähnen, daran erinnerte ich mich selbst.

»Wer ist Eivlin?«

Mir wurde klar, daß er ja gar nicht wissen konnte, daß sie

existierte. Ich suchte ein bißchen nach Worten und versuchte zu erklären, und wir bogen auf die Straße ab und folgten ihr nach Westen, unter meiner Führung. Dann erzählte ich ihm einfach, was alles seit dem Streit mit Rhuawn passiert war, bis zu dem Zeitpunkt, an dem Eivlin zusammengebrochen war. Ich schloß meine Geschichte mit den Worten: »Also setzte ich sie auf das Pony, und wir gingen weiter, bis wir jemanden von St. Elena trafen. Der zeigte uns den Weg zur Abtei. Elidan arbeitet dort im Siechenhaus, zusammen mit einer anderen Schwester. Eivlin schlief noch, als Medraut kam, um mich zurückzuholen, und sie wachte auch nicht auf, was immer die Heilkundigen mit ihr anstellten. Ich hatte vorgehabt, Herr, dir einen Brief zu schicken und dich darum zu bitten, zu kommen und zu versuchen, ob du ihr irgendwie helfen kannst.«

»Natürlich«, sagte Gawain. Er schaute voller Freude nach Westen, und seine Augen strahlten. »Obergely liegt an der See, und du sagst, St. Elena ist in der Nähe?« Er brachte Ceincaled zum Galoppieren. »Elidan! Sie noch einmal wiederzusehen! Hast du mit ihr gesprochen?«

Ich trat mein Tier wild, damit es Schritt hielt, und ich wurde wütend. Elidan, Elidan, aber es war ja Eivlin, die verletzt war. Eivlin, die ihr Leben riskiert hatte. »Ja. Aber kannst du Eivlin helfen?«

Er zuckte die Achseln, bemerkte meinen Blick und ließ Ceincaled wieder gehen. »Ach, es muß dir eine große Sorge sein.«

»Das sollte es auch. Sie hat mir das Leben gerettet, und ich habe vor, sie zu heiraten.«

Sein verblüffter Blick wurde langsam zu einem fröhlichen Lächeln. »Das ist es also. Dann freue ich mich für dich, Vetter.« Er schaute wieder die Straße an. »Wahrscheinlich kann ich dir helfen. Oder viel mehr kann ihr dadurch geholfen werden, daß ich da bin, mit meinem Schwert. Ich weiß es nicht. Ich habe so etwas noch nie getan. Aber du kannst Hoffnung haben, und ich will alles tun, was ich kann. Trotzdem, sieh mir nach, Rhys, daß ich krank danach bin, Elidan zu sehen. Was hat sie zu dir gesagt?«

Er sagte nicht mehr als die Wahrheit, wenn er mir versprach, sein Möglichstes für Eivlin zu tun, das wußte ich. Aber er sehnte sich nach Elidan, und er würde sich um wenig mehr kümmern. Seine Frage war schwer zu beantworten, und eine Weile brütete ich vor mich hin und rieb einen Fleck auf dem Sattel. Schließlich schaute ich

ihn wieder an. Er beobachtete mich wie der Falke seines Namens, der einen Eindringling beobachtet. Es war am besten, seinem Blick offen zu begegnen und nur die Wahrheit zu sagen. »Sie war... zornig, verängstigt, als sie herausfand, daß ich dein Diener bin. Aber sie hat mich nicht für das büßen lassen, was du vor acht Jahren getan hast. Dennoch hat sie dir nicht verziehen, und ich glaube, in ihrer Phantasie denkt sie sich die Dinge noch schlimmer, als sie eigentlich sind. Sie trauert über ihre Ehre, die sie ihrer Meinung nach verloren hat. Sie sagt, sie wird dir nicht vergeben, aber sie will mit dir sprechen.«

»Oh.« Er wandte den Blick ab. Selbst ohne daß ich ihre bitteren Anschuldigungen wiederholte, war es schlimm genug. Nach einer Weile sagte er: »Nun, ich werde sie trotzdem um Verzeihung bitten, und es wird trotzdem süß sein, sie wiederzusehen. Geht es ihr gut? Wirkt sie glücklich?«

»Sie befindet sich in ausgezeichnete Gesundheit, und wenn ich alles richtig verstanden habe, dann wird sie wahrscheinlich die nächste Äbtissin des Klosters. Ich glaube, sie ist mit ihrem Leben zufrieden, und sie wirkt glücklich genug.«

Das freute ihn. »Ich hatte befürchtet, man würde sie ihr ganzes Leben dafür tadeln. Für die Schwester eines Königs ist es etwas Fürchterliches, daß sie bekanntermaßen mit dem Mann geschlafen hat, der ihren Bruder umgebracht hat. Gut. Ich bin froh, daß du sie gefunden hast.« Er wurde still, und er begann über das zu brüten, was ich gesagt hatte.

Zufrieden mit ihrem Leben, dachte ich, während ich ihn anschaute. Ich erinnerte mich an das unterdrückte Lächeln, das sie Gwyn geschenkt hatte, als ich sie kennenlernte. Nun, irgendwie ging es ihr gut, sie hatte es bequem, und ganz deutlich liebte sie ihren Sohn. Ihr Leben war weniger ruiniert als das Gawains, dachte ich. Aber sie gab sich selbst ja auch nicht die Schuld für das, was geschehen war, und er tat es. Ich fragte mich, wie Gawain wohl Gwyn finden würde und welchen Eindruck er bei dem Jungen hinterlassen würde. Einen sehr guten, ohne Zweifel.

Vielleicht änderte Elidan auch ihre Meinung, wenn sie Gawain widersah. Sie hatte ihn ja einmal sehr leidenschaftlich geliebt.

Gawain rieb wieder die Schwerthand an seinem Schenkel, und ich war sicher, daß er alles, was er getan hatte, im Licht dessen betrachtete, was ich ihm gerade erzählt hatte. Ich wußte, er würde bald zusammen mit Elidan zu dem Schluß kommen, daß seine Tat

unverzeihlich war. Gott schütze mich vor solch einem Gewissen. Teilweise, um ihn abzulenken, und teilweise, weil ich es wissen wollte, fragte ich: »Wie kam es eigentlich, daß du mit Morgas zusammen warst, als Medraut mich zurückbrachte, Herr? Hast du meine Botschaft gefunden?«

Er kam wieder zurück in die Gegenwart. Er war bereit, höflich zu sein. »Deine Botschaft? Ach, das Schwert und die Fibel. Ja. Hier.« Er tastete unter dem Kragen seines eigenen Umhangs und zog die gleiche Fibel heraus, die noch immer ein bißchen verbogen war. Ich nahm sie, löste den Knoten, mit dem ich meinen Umhang festgebunden hatte, und sicherte den groben Wollstoff mit der Nadel. Das war viel besser.

»Hast du denn alles verstanden? Komm, Herr, sag mir, was in Degganwy passiert ist.«

Er zuckte die Achseln, tätschelte Ceincaleds Hals und dachte einen Augenblick nach, ehe er zu erzählen begann. »Ich war besorgt an dem Abend, als du verschwunden bist«, sagte er endlich. »Degganwy ist ein übler Ort, und vieles hätte geschehen sein können. Ich fragte Rhuawn, ob er dich gesehen hätte, und der war verärgert und unruhig. ›Er hat sich mir gegenüber unverschämt benommen«, sagte Rhuawn, ›deshalb habe ich ihm einen Schlag versetzt. Wahrscheinlich ist er deswegen weggelaufen«. Und er sagte mir, ich solle dich deswegen verprügeln.« Gawain lächelte traurig. »Ach, dieser Rhuawn. Er ist ein guter Kerl, tapfer und ehrbar und großzügig, aber er ist zu sehr der Clansmann und zu sehr der Krieger, und das verzerrt seine Sicht der Dinge. Ein paar von Maelgwyns Kriegern sagten mir, Rhuawn hätte dich im Streit niedergeschlagen, aber niemand hätte dich seitdem wieder gesehen. Ich habe nicht gedacht, daß du weggelaufen wärst, aber ich konnte nichts tun. Dennoch mißtraute ich Rhuawn. Medraut hatte ihn angelogen, immer wieder und wieder, und ich wußte nicht mehr, was Rhuawn dachte oder fühlte. Medraut hat auch dich angelogen, aber ich glaubte, dir könnte ich weiterhin vertrauen...« Er bemerkte meinen Blick und fügte hinzu: »Nun, du gehörst auch nicht zu denen, die hinter der Hand etwas planen oder sich feingeschliffene Rechtfertigungen von Unwahrheiten anhören. Und vielleicht ist ein Krieger, der oft zu fremden Königen geschickt wird, mit der Zeit in der Lage, ein Gesicht zu zeigen, das nicht ihm gehört. Selbst wenn er an sich ehrlich ist, mißtraut er dann all seinen Kameraden. Also mißtraute ich auch Rhuawn. Früh am nächsten Morgen verließ ich

die Festung, weil ich dachte, du wärest vielleicht auch gegangen. Ich hoffte, du hättest mir eine Botschaft hinterlassen. Und dann fand ich die Nachricht. Das Schwert und die Fibel sprachen eine deutliche Sprache: Medraut hatte dich bedroht. Eine Zeitlang habe ich aber den Weißdorn nicht verstanden. Ich saß auf dem Baum und drehte den Zweig in den Händen und fragte mich, was du damit wohl meinstest. Und dann fiel mir der blühende Weißdorn bei Baddon ein, und der Kriegsschrei und der brechende sächsische Schilderwall, und ich wußte, daß du Rhuawn meinstest.« Er schaute mich an, und ich nickte. Er fuhr fort: »Dadurch verdunkelte sich die Sonne für mich. Ich kenne Rhuawn schon seit sehr vielen Jahren, und ich mag ihn seit dem ersten Tag, an dem ich der Familie beitrug. Obwohl ich ihm mißtraute, habe ich nicht geglaubt, daß er sich mit Medraut zusammentun würde, um dich zu töten oder zu verzaubern...«

»Das hat er auch nicht. Ich wollte nur, daß du dich vor ihm hütetest.«

»Das sagst du jetzt. Aber als ich die Nachricht fand, dachte ich, er schmiedete Pläne gegen uns, zusammen mit Medraut und meiner Mutter. Ich warf den Weißdornzweig weg und stampfte ihn in den Boden, und dann ritt ich im Galopp zurück nach Degganwy und nahm die Brosche und das Schwert mit.

Zuerst ging ich zu Rhuawn. Er war noch immer in unserem Haus. Ich öffnete leise die Tür und stellte fest, daß er auf dem Bett saß und einen Speer schärfte. Er begrüßte mich fröhlich, aber ein bißchen gezwungen. Ich schloß nur die Tür und schaute ihn an, bis er mich fragte, was ich hätte. Dann zeigte ich ihm das Schwert und die Fibel, und ich erzählte ihm, wie ich sie gefunden hatte. Er nahm das Schwert in die Hände, drehte es um, schaute die Brosche an. Ich sagte: »Ein Zweig Weißdorn war um das Schwert gebunden, und ich habe angenommen, daß der für dich stand. Willst du behaupten, daß du nichts davon weißt?« Er legte das Schwert wieder hin, ein bißchen zu schnell. »Ich weiß nichts davon. Wo ist Medraut?« »Ich weiß es nicht«, erwiderte ich, »und es ist mir auch gleich. Wo ist Rhys?« Und dann warf Rhuawn mir vor, daß mir mein Bruder und mein eigener Clan gleichgültig seien. Und ich sagte ihm, daß mein Bruder Schlimmes gegen mich im Schilde führte und daß er, Rhuawn, sich ihm zugesellt hätte und Artus und mich selbst betrog.« Gawain hielt inne. Dann fügte er hinzu: »Dafür muß ich ihn um Verzeihung bitten. Aber ich war sehr wütend. Er wurde auch wütend, aber sein Zorn war mit Angst gemischt. Er sagte: »Du bist wahnsinnig«, und

ich wußte nicht, was er meinte...«

»Das hat Medraut uns eingeredet«, sagte ich. Ich hatte ihm die Einzelheiten des Streits nicht erzählt. Er warf mir einen scharfen Blick zu, und ich meinte: »Medraut sagte, die Sache mit der Finsternis sei eine fixe Idee bei dir. Geboren aus dem gleichen Wahnsinn, der dich in der Schlacht überkommt. Es hörte sich alles sehr plausibel an.«

»Das war es also. Rhuawn weigerte sich, mit mir zu reden. Ich fragte ihn wieder wegen des Weißdorns aus, und wieder sagte er, die ganze Nachricht sei ein zweischneidiger Blödsinn, und es wäre unmöglich, die Nachricht auszulegen. Jeder hätte die Brosche stehlen und dort hinbringen können. Ich glaube nicht, daß er selbst seine Worte glaubte, aber seine Ehre stand auf dem Spiel, weil ich ihn des Verrats beschuldigt hatte. Schließlich sagte ich ihm, ich wollte Medraut aufsuchen. Wütend bestand er darauf, sich mir anzuschließen.

Medraut kam erst am Nachmittag zurück. Ich glaube, meine Mutter muß hart gearbeitet haben, um seinen Kopf zu heilen, und dann ist sie gegangen, solange es noch Nacht war. Sie hielt sich schon in der Festung auf, und er kam allein zurück. Wir erwischten ihn, ehe er sich in sein Haus schleichen konnte, als er sein Pferd in den Stall führte. Ich gab ihm das Schwert und sagte: »Das ist wohl deins.« Er nahm es, starrte es an, und ich glaube, er machte sich Sorgen. Aber dann lächelte er und versuchte charmant zu sein. »Ja, wirklich, es ist meins«, sagte er. »Ich hab' es gestern nachmittag verloren. Ich hab' es gesucht. Wo hast du es denn gefunden?« Ich sagte es ihm, und er schüttelte den Kopf. »Und Rhys war nicht dort?« fragte er mich. »Sehr merkwürdig.« Dann schaute er Rhuawn an und sagte: »Rhys wollte die Festung verlassen und hatte am Tor einen Streit mit ein paar von Maelgwyns Männern. Sie sind ihm gefolgt, um ihn aufzuhalten. Ich hörte davon und ritt hinter ihm her, aber die Männer glaubten, er sei unverschämt zu ihnen gewesen, und sie wollten Rhys nicht herausgeben. Es kam zu einer Schlägerei. Ich wurde auf den Kopf getroffen, und ich weiß nicht, was danach mit Rhys passiert ist. Vielleicht hat einer von Maelgwyns Männern dies hier zurückgelassen«. Rhuawn hörte sich die Geschichte aufmerksam an, und nach einem Augenblick nickte er eifrig. Ich sah, daß er sie akzeptierte. Aber ich fragte Medraut, welche von Maelgwyns Männern dafür verantwortlich waren. Er nannte ohne Zögern Namen, aber er konnte mir dabei nicht in die Augen schauen. Da

wußte ich, daß er log. Aber innerhalb einer Stunde konnte er die Männer, die er mir genannt hatte, dazu bringen, seine Lüge zu bestätigen, und es gab nichts, womit ich ihn aufhalten konnte. Also ließ ich ihm sein Schwert und sagte ihm, ich glaubte seine Geschichte nicht. Ich ging, und ich ließ Rhuawn dort. Degganwy allerdings war jetzt nicht mehr sicher für mich, und im Herzen beschloß ich fortzureiten, sobald ich das tun konnte, ohne Maelgwyn zu beleidigen.

Dann allerdings kam in der Nacht Agravain aus Camlann an, und...«

»Agravain?« fragte ich erstaunt.

Gawain nickte müde. »Agravain wollte schon kommen, als mein Herr Artus zum erstenmal Nachricht von mir erhielt. Er wollte unseren Vater sehen. Artus zögerte zuerst, es ihm zu erlauben, denn er hatte Angst, daß man Agravain dazu bringen könnte, seine Treue zu teilen. Dennoch gab mein Herr schließlich nach, und Agravain ritt von Camlann nach Degganwy, so schnell sein Pferd ihn tragen konnte. Er kam in der Nacht an. In der Festhalle war es sehr laut und ekelhaft, denn Maelgwyns Männer und die Krieger meines Vaters stritten sich, und reichlich Met floß, was den Streit noch unterstützte. Aber als Agravain noch in die Halle stürzte, war es, als ob man in einem dunklen Zimmer eine Lampe anzündet. Agravain war bei Lots Truppe immer beliebt gewesen, und alle murmelten freudig erregt, als er hereinkam. Aber mein Bruder achtete auf niemanden, außer auf Lot. Er ging direkt zu ihm hinüber, und sie umarmten sich, wie Freunde sich nach einer Schlacht umarmen, wenn jeder geglaubt hat, der andere sei tot und von den Wölfen zerrissen. Aber Lot und Agravain haben sich immer nahegestanden. Ihr Leben hat den gleichen Rhythmus, und sie hatten an den gleichen Dingen Freude. Als Artus für den Frieden meines Vaters Agravain als Geisel verlangte, da war das für Lot ein schwerer Kummer, etwas, wodurch die Erde Farbe verlor.« Gawain zögerte. Dann fuhr er fort: »Mein Vater hatte immer vor, Agravain nach seinem Tod zum König über die Inseln zu machen, und der königliche Clan und die Truppe hatten ihn immer geliebt. Er war genau das, was ein Krieger sein sollte. Und jetzt... Ich weiß nicht, was werden soll. Aber nachdem er unseren Vater umarmt hatte, wandte er sich an mich, und dann begrüßte er alle Männer in der Truppe mit großer Freude. Mein Vater ließ ihn zu seiner Rechten sitzen und rief nach einem Harfner. Es war gut, meinen Vater so froh zu sehen. Er wurde wieder mehr,

wie er früher gewesen war. Er begann, Agravain nach Artus zu fragen und dann nach all unseren Schlachten, und dann redeten die beiden über den Krieg und die Jagd und lachten zusammen. Aber Medraut verließ uns, kurz nachdem Agravain angekommen war. Er verbeugte sich vor Lot und sagte, sein Kopf schmerzte von dem Schlag, und er müsse sich hinlegen. Mir gefiel es nicht, daß er ging, und ich war sicher, er wollte Morgas sagen, daß Agravain gekommen war, wenn sie es nicht schon wußte – aber andererseits klang es wahrscheinlich, daß sein Kopf schmerzte, und ich hatte nicht den Wunsch, die Festhalle zu verlassen.

Mein Vater und Agravain verließen die Halle auch früh. Sie wollten reden. Mein Vater hatte die Hand auf die Schulter meines Bruders gelegt. Ihre Fröhlichkeit war so scharf und leuchtend wie eine Schwertklinge, und es war mir eine tiefe Freude, sie anzuschauen. Ich war nie in der Lage gewesen, so zu sein, wie mein Vater mich wünschte, aber Agravain... Ach, es war sehr schön. Also sah ich, wie sie gingen, und ich lächelte dabei, und es war das letztmal, daß ich meinen Vater lebend sah.«

Ich starrte Gawain entsetzt an. Er schaute, ohne sich umzudrehen, die Straße hinunter und tippte sich mit den Fingern seiner schmalen, kräftigen Hand auf die Knie.

»Herr...«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Es ist besser so. Lieber Gott, Lot konnte so nicht weiterleben. Er war ein stolzer, starker Mann, und er wußte, wem er verfallen war. Es war besser für ihn, jetzt zu sterben als in ein paar Jahren. Es war am besten, daß er vor den Ereignissen gestorben ist, die stattgefunden haben.« Ich wandte den Blick von ihm ab. Ob man einem Vater nun nahesteht oder nicht, ob es eine gute Zeit ist oder nicht, wenn ein Vater stirbt, dann fehlt ein Stück von der Welt eines Mannes. Gawain konnte nicht fühlen, was ich gefühlt hätte, wenn es mein Vater gewesen wäre, aber trotzdem fühlte er etwas, und ich glaube nicht, daß er von mir irgendwelche Worte deswegen hören wollte.

Er begann weiterzuerzählen. »Agravain war bei ihm, als es passierte. Mein Bruder sagte, Lot hätte mitten in einem Satz innegehalten, seinen Kopf umklammert und aufgeschrien. Dann sei er gestürzt. Agravain versuchte, ihm zu helfen. Dann rannte er zurück in die Festhalle, um mich zu holen, aber keiner von uns konnte noch etwas tun. Und es war ein Gefühl von Finsternis in diesem Raum, das einem das Herzblut gefrieren ließ, und mein Vater

lag steif und grau an der Feuerstelle. Ich weiß, wie es kam, daß er so schnell gestorben ist.«

»Morgas?« Er schaute mich noch immer nicht an, aber er nickte. Sein Gesicht war starr und ohne Ausdruck. »Aber warum?«

Er zuckte die Achseln. »Ich glaube, sie hat befürchtet, daß Agravain in ihrer Affäre mit Maelgwyn Schwierigkeiten schaffen könnte. Und außerdem war Agravain Medrauts Rivale in dem Spiel um die Loyalität der Truppe und die Nachfolge auf den Thron der Orcades. Aber ich bin genauso sicher, daß sie das Leben meines Vaters ausgelöscht hat, wie ich sicher bin, daß die Sonne aufgeht oder untergeht. Wenn ich schneller gedacht hätte, als Medraut die Halle verließ! Aber er war tot. Wir legten ihn auf eine Bahre, um ihn zu betrauern. Wir sangen den Coronach – das ist eine irische Klage – bei Fackellicht, fast die ganze Nacht. Agravain war wie wahnsinnig: Er warf sich neben der Leiche nieder und schwor... Was ist denn?«

»Nichts«, sagte ich. »Nur ein Traum. Erzähl weiter.«

Er warf mir einen festen, ernsten Blick zu. »Ich weiß, daß auch dein Vater Träume hatte. Ich wäre dir dankbar, wenn du mir deinen Traum erzählen könntest.«

»An dem Tag, nachdem dein Vater gestorben ist, habe ich geträumt, daß ich die Königin sah, wie sie einen Bann aussprach. Und dann sah ich eine Beerdigungsprozession mit einer zugedeckten Leiche auf einer Bahre, und Agravain hat getrauert. Ich dachte, du seist der Tote. Aber erzähl weiter.«

Gawain nickte. Er war jetzt offensichtlich ruhiger als ich. »Agravain schwor, daß derjenige, der bei dem Mord an Lot seine Hand im Spiel hatte, von seinem Schwert sterben sollte, und Lot sei der größte König in ganz Erin und ganz Britannien und auf allen Inseln.«

»Und Artus?«

»Artus ist kein König, er ist Hoher König«, erwiderte mein Herr, und ein sehr schwaches Lächeln berührte seine Lippen. Dann verschwand es wieder. »Nun, wir blieben die ganze Nacht auf. Als die erste Sonne die Welt wieder atmen ließ, nahm Agravain mich beiseite. Das war gestern morgen. Ich hatte das Gefühl, als ob der Tag aus feinem, strahlendem, brüchigem Glas sei und jeden Augenblick zerbrechen könne. An Agravains Blick erkannte ich, daß es ihm gleich war, ob die Sonne aufging oder ob sie für immer von der Erde verschlungen wurde. »Mutter hat das getan«, sagte er. Ich schüttelte den Kopf. »Versuch nicht, es abzustreiten oder

wegzuerklären. Du weißt genauso sicher wie ich, daß sie ihn getötet hat, sie und unser weißhaariger Bastard von einem Halbbruder...«

Ich war ein bißchen schockiert. »Kann Agravain nicht akzeptieren, daß Lot auch Medrauts Vater war?«

Gawain warf mir einen sehr verwunderten Blick zu. »Aber er war es ja nicht. Jeder weiß das.«

Ich fühlte mich dumm und verwirrt. »Ich wußte das nicht. Warum sagst du das?«

»Alle haben es immer gewußt. Medraut ist in Britannien geboren. Mein Vater führte einen kleinen Krieg im Norden, und er ließ meine Mutter am Hof ihres Vaters, des Pendragon Uther, zurück. Mein Vater war nicht da, vom Mai bis zum Dezember, und Medraut ist im nächsten Juni geboren worden. Außerdem...« Er unterbrach sich scharf.

»Weißt du, wer sein Vater ist?« fragte ich noch erstaunter.

Gawain sagte nichts. Er schüttelte den Kopf.

»Aber du weißt es doch«, sagte ich drängend.

»Ja, ich weiß es. Aber laß es auf sich beruhen, Rhys. Ach, nicht, daß ich dir nicht traue. Aber ich darf das Geheimnis nicht preisgeben.«

»Aber wer... Weiß Medrauts Vater es denn?«

»Ja. Aber er kann nichts tun. Morgas hatte immer Pläne für Medraut. Ich glaube nicht, daß Medraut es weiß, und er ist so auch glücklicher. Laß es auf sich beruhen.«

Schweigend ritten wir ein Stückchen weiter. Ich versuchte mich mit der Tatsache vertraut zu machen, daß alle immer gewußt hatten, daß Medraut ein Bastard war. Und dann, aus irgendeinem seltsamen Grunde, dachte ich an den Kaiser Artus. Sein glattes blondes Haar und seine weit auseinanderstehenden grauen Augen fielen mir ein. Aber nein, Artus war Morgas' Halbbruder – es war unmöglich.

»Agravain hat sehr wild gesprochen«, fuhr Gawain fort. »Ich begann, um ihn zu fürchten. Unsere Mutter hat ihn nie gemocht, und er ist hilflos gegen sie, er könnte ihr nichts entgegensetzen. Die anderen aus der Truppe unseres Vaters wußten es. Es ist seltsam: Ich hätte schwören können, daß Medraut die Truppe befehligen konnte, wie er wollte, aber jetzt wurde mir deutlich, daß die meisten Männer Agravain gefolgt wären, hätte es Morgas nicht gegeben. Sie hatten Morgas nie gemocht, sondern nur große Furcht vor ihr gehabt. Genug Männer haben sich ihr entgegengestellt, und anschließend sind sie von der grünen Erde verschwunden. Keiner wagt es mehr,

sich ihr zu widersetzen. Aber sie haben es immer gehaßt, von einer Fremden, einer Hexe, beherrscht zu werden, und Medraut stand ihr zu nah, als daß sie es gern gesehen hätten. Viele der Männer hatten vor Jahren an Agravains Seite gekämpft, und sie wollten loyal sein. Aber sie hätten es nicht gewagt, ihn gegen Morgas zu unterstützen.

Maelgwyn Gwynedd kam auch, um Lots Leiche zu sehen, und er befahl den Leuten in der Festung Degganwy allgemeine Trauer, aus Mitgefühl. Aber es war deutlich zu sehen, daß er sich über den Tod unseres Vaters freute, und er erwartete, die Truppe und den Besitz unseres Vaters zur freien Verfügung zu erhalten. Agravain wollte ihn sofort umbringen. Es ist gut, daß Maelgwyn kein Irisch spricht, oder es hätte auf der Stelle einen Kampf zwischen den Truppen gegeben. So aber konnte ich Agravain beruhigen und ein paar Stunden bei ihm bleiben. Endlich versprach ich ihm, ich würde mit unserer Mutter reden, und ich nahm ihm das Versprechen ab, nicht eher zu handeln, bis ich das getan hatte.

Ich hatte vorgehabt, sie zu besuchen, seit mir klargeworden war, daß Medraut und Rhuawn mir wegen der Geschehnisse mit dir keine Auskunft geben würden. Aber ich suchte sie an einem öffentlichen Ort zu erwischen. Ich wußte, ich mußte jetzt mit ihr privat sprechen. Medraut war verschwunden – ich nehme an, er holte dich gerade. Ich wußte nicht, was ich tun sollte.

Dann, am Spätnachmittag, kam Rhuawn und suchte mich. Ich ließ Agravain eine Weile allein und redete statt dessen mit Rhuawn. Er warf mir einen sehr seltsamen Blick zu und sagte: ›Ein paar aus deiner Familie kümmern dich also doch?‹ Ich erwiderte: ›Sie liegen mir alle am Herzen, soweit das bei jedem einzelnen geht. Aber manche sind meine Feinde. Medraut hat mich gehaßt, seit ich die Inseln verlassen habe, und unsern Herrn Artus haßt er noch länger. Warum hast du auf ihn gehört?‹ Rhuawn wurde wieder kalt. ›Medraut ist weder dein noch mein Feind‹, sagte er. ›Er hat Degganwy verlassen, aus Kummer über den Tod deines Vaters. Aber er schickte eine Botschaft, in der er sagt, daß er Rhys gefunden hat.‹ ›Wo?‹ fragte ich. ›In einer Schäferhütte, oben in den Bergen. Rhys ist verletzt. Medraut sagt, er will, daß du kommst. Ich kann dir heute abend den Weg dorthin zeigen.‹

Ich stimmte fast zu. Ich war müde, und durch den Tod meines Vaters hatte ich den Wunsch, Medraut zu sprechen. Es ist wahr, daß wir einander einmal nahegestanden haben. Wahrscheinlich haßt er mich deswegen jetzt so tief, weil er wirklich das Gefühl hat, ich hätte

ihn betrogen. Und Rhuawn bat mich, mit ihm zu kommen, und ich hatte mich schon entschlossen, mich meiner Mutter zu stellen. Warum also sollte ich Medraut allein fürchten? Aber als ich schon sagen wollte, daß ich mitkäme, hatte ich plötzlich das Gefühl, daß Rhuawn zu still war. Ich erinnerte mich an deine Botschaft. Ich schaute Rhuawns Gesicht an, und es war mir, als ob ich darin ein fremdes Gesicht reflektiert sah, so wie der Boden eines Teiches durch den strahlenden Spiegel des Wassers hindurchschimmert. Anstatt also zuzustimmen, sagte ich: »Vielleicht komme ich mit. Sprich heute abend noch einmal mit mir.« Rhuawn warf mir einen kalten Blick zu und ging ohne ein weiteres Wort, und ich ging wieder zu Agravain. Du hast mir gesagt, daß Rhuawn nicht so schuldig ist, wie ich zuerst gedacht hatte, und jetzt weiß ich nicht, wieviel er begriffen hatte, als er mir den Vorschlag machte. Ich weiß auch nicht, wie weit er Medraut glaubte. Am Tag zuvor hatte ich ihm ein paar sehr bittere Dinge gesagt, und ich weiß nicht, wie weit mein Zorn ihn getrieben hatte. Denn böse ist er nicht.

»Er hätte dich nicht verraten dürfen«, sagte ich. »Er kannte dich seit Jahren, durch dein Leben und deine Taten. Medraut kannte er nur durch seine Worte und nur ein paar Wochen lang. Es kann vorkommen, daß ein Mann von glatten Worten in die Irre geleitet wird, aber, bei allen Heiligen im Himmel, wenn er auch nur einen Funken Verstand hat, dann sollte er nicht so weit gehen, einen vernünftigen Freund des Wahnsinns zu zeihen.«

Gawain schüttelte nur den Kopf. »Rhuawn ist ein guter Mann. Wie auch immer, als er gegangen war, dachte ich einen Moment nach und entschloß mich, selbst zu sehen, was los war. Wie du weißt, bin ich sehr oft umhergeritten, und ich kannte mehrere Schäferhütten, die Rhuawn vielleicht gemeint haben konnte. Früher am Tag hatten sie gesagt, du hättest die Festung verlassen. Das hieß, daß der Platz, an den sie dachten, wahrscheinlich im Norden lag, in der Nähe der Hauptstraße. Ich dachte noch ein wenig darüber nach und erzählte dann Agravain, was ich vorhatte. Ich bereitete mich auf einen langen Ritt vor. Und an der zweiten Schäferhütte, die ich fand, war das Pferd meiner Mutter angebunden. Den Rest kennst du. Aber, Vetter...« Er zügelte Ceincaled plötzlich und packte mich mit der Schwerthand am Unterarm, so daß ich auch anhalten mußte. Er schaute mir sehr ernst in die Augen und sprach langsam und ruhig: »Ich schulde dir sehr viel. Der Schatten meiner Mutter hat über meinem ganzen Leben gelegen, aber jetzt bin ich frei davon.

Dennoch, wenn du mich nicht davon abgehalten hättest, sie zu töten, dann hätte sie mich für immer damit gebunden. Das allein sichert dir meine Dankbarkeit für ein ganzes Leben. Aber du hast den ganzen Kampf aufgenommen, obwohl es nicht dein Kampf war, und du hast gefochten und gelitten und den Glauben behalten, als...«

»Gawain, mein Herr, um Gottes willen, nicht mehr davon! Wenn es darum geht, Menschen zu retten, dann hast du mich soviel öfter gerettet als ich dich. Und wenn der Kampf zwischen Licht und Finsternis nicht mein Kampf ist, wessen Kampf ist es dann? Ich habe noch nie gehört, daß nur Krieger die Erlaubnis haben, Gott zu dienen. Ich habe nicht mehr getan, als ich hätte tun sollen.« Und ich schaute auf den Fleck im Sattelleder hinab, um seinem Blick aus dem Weg zu gehen. Ronan oder Ronans Diener hätte den Sattel eigentlich reinigen sollen.

Gawain drückte leicht meinen Arm und ließ ihn dann los. »Wirklich?« Ich blickte auf, so gleichmütig, wie ich konnte, und er lächelte. Dann gab er plötzlich Ceincealed die Sporen, und das Pferd begann zu galoppieren. Ich trat mein ziemlich mißmutiges Pferd, damit es ihm folgte. Gawain rief zu mir zurück: »Wie weit ist es noch bis zur Abtei? Ronans Tier soll angeblich ein Schlachtroß sein. Wir könnten schneller vorwärts kommen.«

Aber wir kamen gut voran, und kurz nach Mittag erreichten wir St. Elena. Ich hatte fast die Abzweigung verpaßt, aber eine hohe Esche fiel mir wieder ein, und wir ritten den gewundenen Pfad hinab, den Pater Gilla mit seiner Stute immer benutzte.

Wir mußten wiederholt an das hohe hölzerne Tor klopfen, ehe das kleine Fensterchen in den Planken sich öffnete und ein schmales, braunäugiges Gesicht hinausspähte. »Wir haben keinen Platz für Reisende«, sagte die Frau.

»Und wir suchen eure Gastfreundschaft nicht«, meinte ich. »Aber meine Freundin Eivlin ist krank und liegt bei euch, wie ich selbst auch, bis gestern nachmittag...«

»Sancta Maria mater...! Du bist derjenige, den sie gestern hier weggeholt haben, diese schrecklichen Krieger. Wie kommt es, daß du wieder da bist?«

»Mein Herr hier, der hat mich gerettet. Er ist gekommen, um meiner Freundin Hilfe zu bringen. Du kannst Schwester Teleri fragen, wenn du an meinen Worten zweifelst.«

Das Gesicht verschwand, und das Fenster schloß sich. Wir warteten eine Weile, während wir beim Tor standen, und Gawain

beugte sich auf Ceincealed nach vorn und stemmte einen Arm auf die Knie. Schließlich wurde das Fenster wieder aufgeschlagen, und das scharfkantige, dunkle Gesicht von Teleri spähte hinaus.

»Rhys! Du bist es ja wirklich.«

»Ich bin es, heil und ganz. Und ich habe meinen Herrn gebracht.« Teleri schaute zum erstenmal auf den Mann hinter mir, und ihr Blick wurde starr. Gawain sprang vom Pferd, blieb einen Augenblick stehen, um die Balance nicht zu verlieren, und verbeugte sich dann leicht.

Das Tor öffnete sich. »Kommt also herein.« Teleri musterte Gawain mit starkem Interesse, aber sie redete mit mir. »Deiner Eivlin geht's nicht besser. Zu dieser Frage hast du ja gerade den Mund aufgerissen, nehme ich an. Ach, Mann, ich bin froh, dich heil wiederzusehen, und es freut mich, daß du diesen wilden irischen Teufeln entschlüpft bist. Kann dein Herr dem Mädchen helfen?«

Ich zuckte die Achseln. Gawain, der gerade durch das Tor eingetreten war, schaute sich um und antwortete dann für mich. »Es ist möglich, aber nicht sicher. Ich will es versuchen.« Er hielt inne, und dann stellte er ernst seine eigene Frage. »Mein Diener Rhys hat mir gesagt, daß die Herrin Elidan, die Tochter des Caw, eine eurer Schwestern ist.«

»So ist es«, sagte Teleri flach. »Willst du das Mädchen Eivlin jetzt sehen?«

Er nickte. »Ja. Wo kann ich mein Pferd lassen?«

Ceincealed und mein Kriegsroß blieben im Hof stehen, und wir folgten Teleri in ein Gebäude mit einem tief herabgezogenen Dach. Eine ganze Anzahl von Nonnen hatte sich schon um uns versammelt, und sie starrten alle Gawain an. Sein roter Umhang und seine Kriegsausrüstung machten ihn sehr auffällig. Aber er nickte denen, die an ihm vorübergingen, nur höflich zu und übersah die neugierigen Blicke. Wahrscheinlich war er daran gewöhnt.

Man hatte Eivlin in eine der Nonnenzellen gebracht. Sie lag, in Decken gewickelt, auf dem Bett, und sie sah sehr blaß und leblos aus. Nur ihr Haar lag ausgebreitet auf der Matratze, und ein Sonnenstrahl berührte es und verlieh ihm die Farbe reifen Weizens. Es schnitt mir ins Herz, sie so zu sehen, und ich blieb in der Tür stehen, so daß Gawain fast in mich hineinrannte. Ich starrte Eivlin an.

Teleri, die schon am Bett stand, schaute sich ungeduldig um. »Nun hör auf, sie anzustarren wie ein Ochse, und komm herein«,

schnappte sie. »Natürlich nur, wenn du wirklich sehen willst, ob dein Herr ihr helfen kann.« Ich fuhr zusammen und kam herein. Ich stellte mich an die Seite. Gawain trat ans Bett. Er fiel auf ein Knie nieder, nahm Eivlins Handgelenk und legte dann den Rücken der anderen Hand auf ihre Stirn. Er schaute sie angestrengt an.

»Fieber hat sie nicht«, sagte er Teleri.

»Wahrhaftig? Das habe ich sofort herausgefunden.« Teleri stemmte die Hände auf die Hüften. »Nein, man kann nichts bei ihr finden, außer daß sie weder aufwacht noch sich rührt, egal, was wir tun. Rhys sagt, er hat sie getauft, und ich habe gehört, daß die Taufe der Tod der Sünde ist. Wenn das stimmt, dann hat dieser Tod aber sehr gründlich bei ihr stattgefunden.«

»Hast du versucht, ihr heißen Met mit Minze zu geben?« fragte Gawain.

Teleri sah verblüfft aus und ließ die Hände sinken. »Ja, haben wir. Eine ordentliche Schockbehandlung, das weckt gewöhnlich die Schläfer auf. Aber sie kann nicht schlucken, und gerührt hat sie sich auch nicht.«

»Ihr Herz schlägt sehr schwach.«

»Und wird schwächer. Ich glaube, du hast ein paar Kenntnisse in der Heilkunst.«

»Ja, ein wenig. Hauptsächlich über die Behandlung von Wunden.« Gawain nahm seine Hand von Eivlins Handgelenk und schaute ihr ins Gesicht. »Ich habe mit Gruffyd ap Cynan gearbeitet, nach den Schlachten meines Herrn Artus – natürlich nur, wenn ich selbst nicht verwundet war.«

»Tatsächlich?« fragte Teleri. Ein anderer Klang war in ihrer Stimme, einer, der sich gefährlich nach Respekt anhörte. »Nun, das ist ein Arzt, von dem ich schon viel gehört habe.«

»Seine Kunst ist groß.« Gawain schob eine Haarsträhne aus Eivlins Gesicht und drückte ihre Hand an sein Schwert. Er runzelte wieder die Stirn.

Teleri kam einen Schritt näher heran, kniete dann neben ihm nieder und strich sich das Gewand glatt. »Dein Diener Rhys ap Sion glaubt, daß dieser Schlaf das Ergebnis eines Fluches ist. Ich habe keine Ahnung von Flüchen, und als Krankheitsursache mag ich sie absolut nicht. Aber wenn das nicht stimmt, dann weiß ich nicht, warum sie nicht aufwacht.«

»Es ist ein Fluch. Jetzt allerdings ist die Kraft des Fluches vergangen, und nur der Schlaf bleibt noch. Die Finsternis hat sie sehr

hart und tief getroffen, ehe sie verschwand, und das Leben hat sich sehr weit von ihr entfernt. Dennoch...« Er kaute auf der Unterlippe und zog dann sein Schwert. Teleri schaute ihn scharf an. Eine Hand hob sie, um Gawains Schwerthand zu packen. Er lächelte ein wenig, fast entschuldigend. »Ich möchte etwas versuchen. Ich weiß nicht, ob es hilft. Aber dieses Schwert ist keine gewöhnliche Waffe, deshalb könnte es sein.« Teleri senkte die Hand, während sie ihn noch immer mißtrauisch musterte.

Gawain legte die flache Seite des Schwertes auf Eivlins Stirn. Sie rührte sich nicht. Er packte das Schwert am Heft, rückte es zurecht, rieb sich mit der anderen Hand nervös über den Mund. Ich trat noch einen Schritt näher heran, um zu sehen, und ich schaute Eivlins bleiches Gesicht unter dem kalten Stahl an. Gawain neigte den Kopf. Seine Schultern sackten zusammen.

Langsam begann das Schwert zu glühen. Ich hörte Teleri keuchen, es klang laut in dem kleinen Zimmer, aber ich schaute nur Eivlin an. Das flackernde, wäßrige Licht rann am Rand des Stahls entlang und bildete eine sehenschmale Linie auf der Mitte der Klinge. Es zentrierte sich im Heft zu einem tiefen Rosa.

Gawain ließ die freie Hand auf den Schenkel sinken und spannte sich. »Lux«, sagte er klar, fast zu sich selbst, »domine, miserere...« und, während er die Sprache wechselte: »O ard righ mor...« Er streckte die Schultern, und das Licht schoß durch das Schwert und flammte in weißem Glanz. »Erleuchte unsere Finsternis, Herr, wir bitten dich...«

»Amen«, sagte Teleri verwundert. Ich hörte sie kaum, denn in diesem Augenblick holte Eivlin tief Atem. Ich ließ mich hinter den anderen beiden zu Boden sinken und streckte mich zwischen ihnen durch, während ich ihre Hand ergriff. Ihre Finger waren kalt, aber ein Funken durchfuhr mich wie der zuckende Funke, der einen manchmal in kaltem, trockenem Wetter durchfährt. Gawain packte das Heft des Schwertes mit beiden Händen. Schweiß strömte in seinen Bart, und er warf den Kopf zurück, während sein Blick sich auf nichts fixierte. Er sagte etwas auf irisich, ich glaube, es war ein Gedicht. Seine Stimme sang fast. Eivlins Brust hob sich, und ich dachte, die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück.

»Eivlin!« sagte ich, und sie öffnete die Augen. Sie schaute über die Schwertklinge zwischen den anderen beiden hindurch und sah mich.

»Rhys!« antwortete sie und schob das Schwert weg, während sie

sich aufsetzte. Das Licht blitzte auf, und Gawain neigte den Kopf. Er ließ die Klinge zu Boden sinken. Er hielt das Heft schlaff mit beiden Händen.

»Rhys!« wiederholte Eivlin und stieg aus dem Bett. »Was ist denn hier los? Du mit deinem Kopf, du solltest nicht einfach so aufsein. Was hast du mit dem Pony gemacht?«

»Eivlin.« Das war alles, was ich sagen konnte.

»Eivlin, Eivlin«, sagt der Kerl. Aber was ist denn bloß passiert? Wo sind wir? Ich hatte einen Alptraum und einen schönen Traum, und dann weckst du mich aus dem zweiten einfach auf mit deinem ›Eivlin, Eivlin‹, und wir sind mitten in der Wildnis. Ach, wie geht's deinem armen Kopf?«

Teleri lachte, und Eivlin schaute sie zum erstenmal an. Dann ließ sie den Blick zum erstenmal zu Gawain hinübergleiten. Ihre Augen weiteten sich, wirkten sehr blau. Und dann schaute sie wieder mich an. »Es war gar kein Alptraum, was?« sagte sie. Sie begann ein bißchen zu zittern, und ich stand auf und legte die Arme um sie. »Meine Herrin hat einen... einen Dämon... aber ich bin am Leben! Wir leben beide, und der Dämon ist weg! Hast du diesen christlichen Zauber ausgeübt?«

»Ja, hab' ich«, erwiderte ich.

Teleri warf mir einen sehr zweifelnden Blick zu und stand dann energisch auf. »Der Mann sagt, er hat dich getauft. In einer ziemlich ungewöhnlichen Art, wobei ihr beide fast ertrunken seid. Das wird gar nicht verlangt. Und dann hast du zwei Tage lang geschlafen. Du hättest für ewig weiter geschlafen, wenn dieser Herr dich nicht aufgeweckt hätte.«

Eivlin schaute wieder zu Gawain hinüber und wurde purpurrot. »Ich danke dir, Herr Gawain ap Lot.«

Gawain blickte auf. Dann erhob er sich langsam und steckte das Schwert in die Scheide. »Der Dienst, den ich dir erwiesen habe, ist klein im Vergleich mit dem großen Geschenk, das du mir und meinem Diener Rhys gegeben hast. Du hast dein Leben riskiert, um dich der Königin, meiner Mutter, entgegenzustellen.«

Das Rot auf Eivlins Gesicht wurde noch dunkler. »Ich hab' ihn nicht für dich gerettet, sondern für mich.«

»Ich weiß. Er hat mir schon gesagt, daß ihr heiraten wollt.«

Eivlin wirbelte zu mir herum, und ich spürte, wie mein Gesicht heiß wurde. »Ach, wirklich, Rhys ap Sion? Und wann hast du mich gefragt, ob ich dich heiraten will?«

»Ich... na, es ist mir nur so rausgerutscht, als ich mit meinem Herrn geredet habe.«

»Du solltest so etwas nicht sagen, ohne zuerst zu fragen. Ich bin es doch, die du heiraten willst, und nicht dein Herr.«

»Ich, ich... Heißt das, daß du nicht willst?«

»Hab' ich das gesagt?« Sie schaute stolz an die Wand und kreuzte die Arme über der Brust. »Denk doch mal selbst drüber nach, wie es ist, wenn man dir sagt, du sollst heiraten, und du weißt es noch nicht mal. Wirklich!«

»Verzeih mir. Willst du also?« Ich hatte nicht vorgehabt, sie das so grob zu fragen, aber ich mußte es tun, um sie zu besänftigen.

Sie warf mir einen sehr strahlenden Blick zu. »Mag sein.« Und dann warf sie die Arme um mich und sagte: »Ach Rhys, Rhys, mein Lieber, ich bin am Leben!« Sie begann zu weinen. Ich strich ihr über das Haar und vermied es sorgfältig, weder Teleri noch Gawain anzuschauen.

Teleri hüstelte. »Das Mädchen sollte was zu essen kriegen.« Eivlin machte keine Bewegung. Ich wollte das auch nicht. Teleri seufzte. »Na gut, dann suche ich Elidan, und wir bringen ihr etwas.«

»Elidan«, sagte Gawain. Ohne aufzublicken spürte ich, wie seine Augen Teleri anschauten.

»Ja, deine Herrin Elidan«, sagte Teleri. Und dann fügte sie ziemlich traurig hinzu: »Du darfst mit ihr sprechen, aber ich glaube nicht, daß sie lange mit dir reden will.«

»Wenn sie mir nur kurze Zeit widmet, das ist genug.«

Teleris leichte Schritte verzögerten sich in der Tür, und ich wußte, daß sie nickte. Dann klangen sie im Korridor und entfernten sich. Ich blickte auf. Gawain war zur Tür hinübergewandert und lehnte dort, während er hinauschaute. Ich konnte meine Aufmerksamkeit wieder Eivlin widmen.

Eivlin hatte aufgehört zu weinen und wollte jetzt wissen, wo wir waren und was passiert war. Ich kam bis zu der Geschichte mit Medraut, als Gawain erstarrte und zur Seite trat. Teleri war mit einem Tablett voller Essen zurückgekehrt. Hinter ihr betrat langsam Elidan das Zimmer.

Teleri stellte das Essen am Bett ab. Elidan stand nur ruhig und hoch aufgerichtet da und schaute Gawain an.

Der ließ sich mit einer fließenden Bewegung auf ein Knie sinken. »Herrin.«

Sie schaute ihn an, und ihre Augen wurden ein wenig schmaler.

»Herr Gawain.« Sie warf einen Blick zu uns hinüber. »Ich bin froh, daß du dieses Mädchen heilen konntest.«

»Es ist Grund genug zur Freude. Aber, Herrin, nach dir habe ich in ganz Britannien gesucht. Gewähre mir die Gunst, das auszusprechen, was ich dir schon vor langer Zeit sagen wollte.«

Ihr Gesichtsausdruck änderte sich nicht. »Du willst mich um Verzeihung bitten – oder das sagt wenigstens dein Diener.«

»Ja.« Er neigte den Kopf, und seine Hand umklammerte den Schwertgriff.

Eivlin starrte erstaunt hin, warf mir dann einen schnellen Blick zu. Ich schüttelte den Kopf. Ich wollte mich nicht rühren; wir hatten damit nichts zu tun, und ich glaube, wir alle spürten es.

»Herrin«, begann Gawain, als Elidans Schweigen zu schwer zu ertragen wurde, »ich weiß, daß ich dir unrecht getan habe. Ich habe deine Liebe, die ohne Preis war, wie etwas „Wertloses“ behandelt. Ich habe Unehre über dich gebracht, vor deiner Familie und deinem Königreich. Ich habe dir einen Eid geschworen und ihn gebrochen, und ich habe deinen Bruder getötet, indem ich mich über deinen Befehl und den Befehl meines Herrn hinwegsetzte. All dies ist wahr, und ich habe es nötig, sie zu bereuen. All das hat mir Kummer bereitet, seit mir zum erstenmal klar wurde, was ich getan hatte. Es hat mich bitterer geschmerzt als irgendeine Wunde. Und weil du es nicht wußtest, deshalb hatte ich das Gefühl, ich müsse es dir sagen. Ich müsse dir sagen, daß ich wußte, wie übel ich an dir gehandelt hatte, und daß ich...« Er hielt inne.

»Was wolltest du sagen?« fragte Elidan.

»Daß ich dich damals liebte, und daß ich dich jetzt liebe. Ich bitte dich, daß du aus eigenem Edelmut das Unrecht verzeihst.«

»So etwas ist kein Edelmut«, sagte Elidan. Ihre Stimme klang gleichmäßig, aber rauh vor Anspannung. Sie ballte die Hände, entspannte sie wieder, holte tief Atem. »Ich hätte nicht geglaubt, daß ich dich wiedersehen würde, nachdem du Caer Ebrauc verlassen hattest. Ich hätte nie geglaubt, daß du dein Verbrechen bereust. Ich glaube dir jetzt, daß du es bereust, und... es hilft mir. Dennoch...« Sie wandte sich von ihm ab, lehnte sich an die Wand. »Als ich erfuhr, daß du mich betrogen hattest, da dachte ich, ich sollte zu meinen Bruder Hueil gehen und ihn um Rache bitten. Aber ich wußte, daß diese Bitte ihn vernichten würde, wie der Wunsch nach Rache Bran vernichtet hatte. Deshalb konnte ich es nicht tun. Gegen meinen eigenen Wunsch habe ich das Unrecht ertragen, ohne

zurückzuschlagen. Ich habe die Unehre auf mich genommen und Caer Ebrauc verlassen. Langsam habe ich dazu gefunden, die Schande als meine eigene Buße auf mich zu nehmen, weil ich mit dem Mörder meines Bruders geschlafen hatte. Ich habe mich daran gewöhnt, hilflos zu sein. Du mußt dich auch daran gewöhnen.«

»Herrin...«

»Nein!« Sie wandte sich ihm wieder zu, und Tränen waren jetzt auf ihrem Gesicht. »Nein! Ich habe einmal gesagt, ich würde mich eher umbringen, ehe ich dich wieder in meine Nähe lasse. Und obwohl ich den Eid nicht so ernst genommen habe, weil ich jetzt mit dir rede, so habe ich ihn doch nicht gebrochen und werde ihn auch nicht brechen, ich bin nicht deine Herrin. Ich bin Elidan aus der Abtei St. Elena, und ich habe nichts mit dir zu tun.«

Da blickte er zu ihr auf, und in ihrem Gesicht regte sich nichts. Sie biß sich auf die Lippen, als ob sie Schmerzen hätte, sie hob die Hände, als ob sie sie vor das Gesicht legen wollte, und zwang sich dann, sie wieder zu senken. »Nein«, wiederholte sie, diesmal flüsternd, »dich zu sehen, das ist wie ein Messer in meinem Herzen, und es zwingt mich dazu, mich an Dinge zu erinnern, die ich lieber vergessen will. Liebe, zu viel Liebe, und Verrat und bittere Ironie und Mord und Unehre. Geh!«

»Ich weiß, daß dies alles wahr ist«, erwiderte Gawain mit leiser Stimme. »Ich werde gehen, wenn du es wünschst. Aber kannst du nicht gnädig sein?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht schwach sein. Ich werde dir nicht noch einmal glauben, ich werde dich nicht noch einmal annehmen. Einmal habe ich dir vertraut, und ich wurde betrogen. Ein zweites Mal soll man mich nicht zum Narren halten. Es ist eine Lüge. Die Welt ist eine Lüge, ihre Schönheit ist Verrat. Ich habe ihr einmal getraut, und ich werde es nicht noch einmal tun. Die Ehre, die ich noch habe, will ich behalten. Laß alles andere untergehen, so elend und übel es ist. Ich muß stark sein. Ich bin die Schwester eines Königs, die Tochter von Königen...« Sie stieß einen langen Schluchzer aus und schaute ihn verzweifelt an. »Um Gottes willen, geh!«

Gawain neigte noch einmal den Kopf. »Wie du willst.« Er stand auf und sagte ruhig: »Rhys, ich warte bei den Pferden auf dich. Wenn du mit Eivlin verabredet hast, wann ihr abreisen wollt, dann komm heraus und sag es mir, und wir bereiten alles vor. Elidan...« Er hob eine Hand und ließ sie dann wieder sinken. »Ich wünsche dir

Freude.« Er verneigte sich, und mit dem Gruß waren alle im Raum gemeint. Dann ging er. Die Stille war schwerer als ein Grabstein.

Elidan setzte sich auf das Bett und vergrub das Gesicht in den Händen. Ihre Schultern zitterten wieder.

»Du bist eine Närrin«, sagte Teleri.

Die andere schüttelte den Kopf.

»Kind, du liebst ihn ja noch, und er liebt dich bis zur Abgötterei. Was willst du denn, daß du dich weigerst, ihm zu verzeihen?«

»Ich liebe ihn«, sagte Elidan mit erstickter Stimme. »Ich hatte nicht geglaubt, daß das noch so wäre. Ich dachte, alles in mir sei tot, aber... Gott, lieber Gott, wie kann man der Welt vertrauen? Und was würde mein Clan sagen?«

»Dein Clan!« Ein Unterton der Verachtung lag in Teleris Stimme. »Was spielt das für eine Rolle?«

Elidan blickte auf. Ihr Gesicht war naß, aber ihre Augen blickten schrecklich entschlossen. »Man kann mit der Welt nicht Frieden machen.«

»Wenn man Übles nicht vergeben kann, wie soll man dann leben?«

»Ich muß stark sein«, sagte Elidan zu sich selbst und überhörte Teleri. »Gott sei Dank bin ich stark... Die Bosheit der Welt ist die Wahrheit der Welt. Laß sie zurückfallen in die Nacht, woher sie gekommen ist!«

Ihre Worte erinnerten mich plötzlich an eine andere Stimme, eine dünne, kalte, unmenschliche Stimme, die sagte: »Alles muß in die Finsternis zurückfallen... Licht ist Illusion, die Dunkelheit allein ist wahr und stark.« Die Erinnerung ließ mich zittern. »Herrin«, sagte ich langsam, »es ist nicht sehr christlich, so etwas zu sagen.«

Sie stand auf. Ihre Augen blickten eiskalt, obwohl sie noch naß von Tränen waren. »Sei still«, sagte sie, und ihre Stimme klang so wie die Stimme einer Königstochter. »Laß mich in Ruhe!« Und dann floh sie aus dem Zimmer. Sie knallte die Tür hinter sich zu.

Teleri schaute die geschlossene Tür an. Ihr Gesicht wirkte müde und alt und sehr traurig. »Und vor was hast du dich wohl in Ehre verborgen, das frage ich mich«, flüsterte sie zu sich selbst. »Du weißt es, armes Kind, aber du willst trotzdem nicht nachgeben. Du willst alles von dir fernhalten, aber du hast dich nur selbst eingesperrt. Kind, wirst du jemals wieder herauskommen?« Sie schüttelte den Kopf. Dann wandte sie sich an Eivlin. Ein Schatten der Energie, die sie gewöhnlich ausstrahlte, war wieder da. »Komm.

Ich habe dir ein paar Würstchen gebracht und Haferkuchen mit Honig. Du mußt sie alle essen, denn du brauchst dringend Essen und Trinken.«

Eivlin schüttelte den Kopf. Sie starrte noch immer die geschlossene Tür an.

»Iß deine Haferkuchen und trink von der Milch«, befahl Teleri.
»Es hat keinen Zweck, mir zu widersprechen.«

Die Milch wurde getrunken, und die Haferkuchen wurden schweigend verzehrt. Nachdem Eivlin zu essen begonnen hatte, entdeckte sie, daß sie hungrig war. Teleri bemerkte, daß ich das Essen betrachtete. Sie seufzte und ging, und dann kam sie mit mehr zurück. Sie hatte auch ein kleines Päckchen bei sich. »Für deinen Herrn«, sagte sie und reichte es mir. Ich dankte ihr, und ich wollte ihr mehr sagen, als mir im Augenblick einfiel. Ich begann zu essen. Trotz all der starken Gefühle und hohen Verpflichtungen auf der Erde muß man trotzdem essen, und es war schon lange her, daß ich bei Tagesanbruch Brot und Käse gegessen hatte.

Als Eivlin den letzten Rest Honig mit einem Stückchen Haferkuchen vom Teller wischte, fragte ich sie endlich, wann sie abreisen wolle.

»Sofort.« Sie steckte sich den Krümel in den Mund und wischte sich die Hände ab.

»Ach, sei nicht albern«, sagte Teleri. »Noch vor einer Stunde bist du dem Tod nah gewesen.«

»In der Tat. Vielleicht war ich das. Aber jetzt geht es mir wieder gut, durch deinen Gott und Rhys' Herrn Gawain. Deshalb bin ich bereit.«

Teleri schüttelte den Kopf. »Auf der Straße würdest du bloß ohnmächtig werden.«

»Aber nein. Ich habe eben gegessen, und ich werde ja auf einem Pferd reiten. Mir fehlt nichts mehr, weil der Fluch überwunden ist. Ich fühle mich besser als je zuvor, und Rhys will ja auch jetzt weg.«

»Ich habe nichts gesagt«, wandte ich ein.

»Und warum solltest du das wohl, wo du doch die Tür anglotzt wie eine Kuh, die nach ihrem Kalb brüllen will? Du hast doch keine Lust, mit mir hierzubleiben und zuzuschauen, wie dein Herr alleine wegretet.«

»Ich mach' mir Sorgen um ihn«, gab ich zu. »Er hatte Besseres verdient.«

Eivlin schaute mich einen Augenblick ernst an. Dann zuckte sie

die Achseln. »Das glaube ich auch. Er muß ein guter Mann sein.«

Ich biß mir auf die Lippen und stand auf. »Eivlin, es dauert nur eine Weile. Wenn du willst, dann können wir in einem Monat oder so zum Hof meines Clans zurückkehren und uns dort ansiedeln. Du wirst dort meine ganze Familie um dich haben und den schönsten Hof in der Nähe des Mor Hafren, und alles, alles wird gut werden.«

Ihre Augen leuchteten auf. »Es ist herrlich, wenn man einen Clan hat. Es ist wunderbar, keine Ausgestoßene zu sein und keinen Fluch tragen zu müssen. Aber jetzt hör mir zu. Mit Sicherheit weiß ich noch nicht alles, was passiert ist. Du sagst, es ist tagelang her, du sagst, er hat dich von Medraut befreit und meine Herrin besiegt – das war eine große Leistung –, und jetzt will er auf unbekanntem Wegen davonreiten. Aber ich kenne dich gut genug, um zu wissen, daß du ihm folgen wirst, um so mehr, weil man ihn verletzt hat. Und ich lasse es nicht zu, daß du mich hier zurückläßt. Wenn ich mir ein Pferd stehlen und heimlich hinter dir herreiten muß, dann werde ich das tun. Wenn du in ein feindliches Land reiten willst, ohne die Sicherheit, daß du lebendig und unverseht zurückkommst, dann schwöre ich bei der Sonne und dem Wind – nein, ich schwöre bei Christus –, daß ich mit dir komme. Wir reisen sofort ab.«

Teleri schüttelte den Kopf. »Keiner von euch sollte abreisen. Rhys ap Sion, ich habe nicht vergessen, daß du eine Kopfverletzung hast. Du brauchst Ruhe genauso dringend wie sie.«

»Und Gawain?« fragte ich. »Wenn ich hierbleibe, was muß ich dann zu Elidan sagen?«

Teleri runzelte die Stirn. »Das wäre auch noch zu bedenken.«

»Ich glaube nicht, daß ich ihr gegenüber besonders taktvoll sein kann. Ich glaube, sie handelt sehr unüberlegt.«

»Ich glaube auch nicht, daß der Takt deine starke Seite ist«, stimmte Teleri trocken zu. »Aber was ist mit diesem Mädchen?«

»Ich komme mit. Mich wird man nicht so leicht los.«

Teleri kreuzte die Arme über der Brust und schaute Eivlin finster an. Eivlin starrte unverschämt zurück und kreuzte die Arme mit der gleichen Bewegung. Teleris Lippen zitterten, und einen Augenblick lang versuchte sie sich zu beherrschen. Aber endlich gab sie nach und lachte. Sie setzte sich auf das Bett neben Eivlin und tätschelte ihr den Arm. »Du bist viel weniger krank als starrköpfig, Mädchen. Aber ich, ich war in deinem Alter genauso stur. Ich hab' mich den Schwestern angeschlossen, obwohl meine ganze Familie ›nein!‹ geschrien hat. Es schadet nichts, wenn man am rechten Ort

starrsinnig ist. Geht also, und wenn du deinen Mann hier geheiratet hast, dann sorg dafür, daß ihr beiden nicht gleichzeitig stur seid. Denn ich glaube, ihr wärd in der Lage, euch so zu benehmen, daß die Nordsee im Februar wie ein ruhiger See dagegen wirkt. Rhys, geh, sag deinem Herrn, daß wir herauskommen, sobald ich ein paar Sachen für Eivlin zusammengesucht habe.« Als ich den Mund aufriß, schnaufte sie und fuhr mich an: »Na los.«

Ich ging. Ich wunderte mich. Wenn ich Teleri so angeschaut hätte wie Eivlin, dann hätte ich sie von gar nichts überzeugen können, da war ich ganz sicher. Aber Eivlin starrte sie nur unverschämt an, und alles ging glatt. Wie die Nordsee im Februar, was?

Gawain wartete, wie er versprochen hatte, bei den Pferden. Er stand da, gegen die Mauer der Abtei gelehnt, und streichelte müßig Ceincaleds Hals, während der Hengst an Gawains Haar knabberte. Als Gawain mich kommen sah, richtete er sich auf, gab dem Pferd einen Klaps auf den Widerrist und humpelte auf mich zu.

»Wir können jetzt alle zusammen wegreiten – oder sobald Eivlin mit Teleri herauskommt«, sagte ich ihm.

»Aber sie war ja dem Tod nah. Sie kann einfach noch nicht reisebereit sein.«

»Aber sie sagt, sie will jetzt weg, und wenn sie ein Pferd dafür stehlen müßte. Ich glaube, es geht ihr gut genug. Die Schwäche kam von Hunger und Müdigkeit, und der Hunger sollte sich eigentlich sehr gebessert haben. Da wir aber von Hunger sprechen, Teleri hat mir das hier für dich gegeben.« Ich hielt ihm das Päckchen hin.

Er blinzelte es an und machte keine Bewegung, um es zu nehmen. »Aber ihr solltet hier noch ein paar Tage bleiben. Ich kann allein zurück nach Degganwy reiten, und ihr könnt später nachkommen.«

»Nach Degganwy?« Ich starrte ihn an. »Ich dachte, das wäre zu gefährlich.«

»So wäre es auch gewesen, wenn wir gleich nach Ronans Freunden angekommen wären. Politische Rücksichten kümmern die Truppen wenig, wenn einige aus ihren Reihen gerade erst gefallen sind. Aber jetzt sollte alles wieder ruhiger sein. Maelgwyn hat wohl weniger Gründe, meinen Tod zu wünschen, denn meine Mutter ist besiegt, und Agravain ist da, um die Krieger zu beruhigen. Ich muß zurück, um mich um Agravain zu kümmern. Er wußte, daß ich vielleicht ein paar Tage wegbleibe, aber er wird keine Ruhe haben, bis ich wieder zurück bin. Ich habe Angst, er könnte Maelgwyn

vielleicht etwas Falsches sagen.«

Das klang vernünftig. Und Degganwy war wohl auch sicher genug. Nun... »Also gut, dann gehen wir alle nach Degganwy«, sagte ich. Gawain schaute zweifelnd drein.

»Herr, es ist nicht weit, und Eivlin kann mit mir reiten. Wenn dein älterer Bruder in Degganwy Gefolgsleute hat, dann ist es dort sicherer als hier in Sankt Elena. Medraut kennt diesen Ort, und wenn er noch lebt, dann verfolgt er uns vielleicht hierher.«

Gawain schüttelte den Kopf. »Das würde er wohl nicht tun. Ich bezweifle, daß er sich lange auf irgend etwas konzentrieren kann. Das Bildnis seines Gottes ist zerbrochen, zusammen mit der Macht meiner Mutter.«

»Wie du meinst. Aber wir reiten mit, trotz allem. Eivlin und Teleri kommen in einer Minute heraus.«

Gawain schüttelte müde den Kopf, versuchte wieder etwas einzuwenden, lächelte dann plötzlich ein leichtes, fast bedauerndes Lächeln und hob die Hände. Er gab mir nach. Ich hatte den Drang, seine Schultern zu umfassen und mit ihm zu reden, wie ich mit meinem Bruder oder meinen Vettern geredet hätte. Ich hatte den Drang, ihn seinen Schmerz aussprechen zu lassen. Aber ich wußte, er würde es nicht tun. Er würde sich nur hinter seiner aufmerksamen Höflichkeit verstecken. Also nickte ich und steckte Teleris Päckchen voller Haferkuchen in die Satteltaschen von Ronans schlechtgelauntem Kriegspferd.

Teleri und Eivlin nahmen sich Zeit. Ich hatte das ungemütliche Gefühl, daß Teleri eine Ausrüstung an Kleidern für alle Wetterbedingungen und für alle Straßenverhältnisse zusammensuchte, und ich konnte mir vorstellen, wie Eivlin fröhlich alles einpackte. Nun, Gawain würde sicher nicht mehr sehr lange in Degganwy bleiben wollen, und wenn wir mit ihm reisten, dann brauchten wir alles, was Teleri zum Schenken einfiel. Schließlich tauchten die beiden Frauen aus dem Gebäude auf, und sie trugen, wie ich erwartet hatte, einen riesigen Packen. Mit einiger Mühe schaffte es Gawain, das Bündel so auf Ceinceleds Rücken festzuschnallen, daß es für ihn nicht unmöglich wurde, seine Speere noch herauszuziehen.

Teleri sah, wie Gawain die Speere untersuchte, schnippte dann mit dem Finger und wandte sich an mich. »Wir haben noch immer den Speer, den du damals mitgebracht hast, als du herkamst«, sagte sie. »Willst du ihn jetzt zurückhaben?«

Ich schaute sie verständnislos an.

»Komm, du weißt doch, den Speer, den du Gwyn hast tragen lassen!«

»Ach so! Das ist sein Speer. Gwyn wollte nicht, daß die anderen erfuhren, daß er einen Speer besaß. Und deshalb habe ich gesagt, es wäre meiner. Vielleicht könntest du ihn Gwyn zurückgeben – heimlich.«

Teleri preßte die Lippen zusammen, aber ihre Augen blitzten, und sie nickte. Ich erklärte Gawain vorsichtig und beiläufig: »Gwyn ist der Junge, der mir den Pfad hierher gezeigt hat. Er ist einer von den Kindern, die in der Abtei aus Mildtätigkeit großgezogen werden. Er soll Priester werden, deshalb wollen wir natürlich nicht, daß er mit Speeren spielt.«

Gawain nickte und prüfte noch einmal die Befestigung des Gepäcks. Teleri schoß mir einen schrägen Blick zu, sagte aber nichts. Sie verstand, was ich tat und warum.

Nachdem alles festgebunden war, wandte sich Gawain an Teleri und verbeugte sich. »Schwester Teleri, ich glaube, wir drei schulden dir viel.«

Sie schnaufte. »Dafür, daß ich dieses Mädchen und ihren Ochsen von einem Mann geheilt habe? Was soll eine Frau, die sich als heilkundig bezeichnet, denn sonst tun? Aber ich glaube, du hattest vor, mir dafür zu danken.«

Er lächelte. »Ich habe es wirklich vor, wenn du erlaubst. Die meisten Menschen in dieser Abtei würden sich überlegen, wem wir Treue geschworen haben, und dann wären sie automatisch unsere Feinde. Außerdem habe ich eine deiner Freundinnen verletzt. Die Schuld, die auf uns lastet, ist deshalb um so größer. Ich kann nicht von Bezahlung reden, aber...« Er zog die goldenen Armreifen von seinem Handgelenk und bot sie ihr an. »Wenn du diese nehmen willst, als Zeichen meiner Dankbarkeit, dann wäre ich geehrt.«

Teleris Augenbrauen schossen hoch, und sie starrte die Armreifen an; das war wohlbegründet, denn sie waren schwer und eine ganze Menge wert. Sie streckte langsam die Hand aus und nahm einen. »Den will ich behalten«, sagte sie, und während sie noch einen nahm: »Und diesen gebe ich den Schwestern für die Dinge, die ich euch gegeben habe. Die anderen behalte, Herr. Möglicherweise wirst du Geld brauchen. So. Jetzt geht, und Gottes Segen sei mit euch. Ich wünsche euch eine gute Reise.«

Gawain ließ den letzten Armreifen wieder über sein Handgelenk

gleiten und verbeugte sich noch einmal und saß auf. Ich ergriff Teleris Arme, sagte ihr meinen Dank, küßte sie – was sie überraschte – und kletterte auf Ronans Pferd. Teleri umarmte Eivlin und half ihr vor mir in den Sattel. Dann öffneten sie das Tor, und wir ritten hinaus.

Wir hatten noch nicht die Hauptstraße erreicht, als wir uns noch einmal verabschieden mußten. Gwyn stürzte aus dem Wald. Er hatte ein Schwert bei sich, das aus zwei Stöcken bestand, und brüllte entzückt: »Rhys! Du bist in Sicherheit!«

Gawain zügelte Ceincaled hastig, denn das Pferd scheute bei der Bewegung. »Ist das der Junge, der dich nach Sankt Elena geführt hat?« fragte er mich.

»Ja, Herr«, sagte ich und schaute ihn nicht an. Wenn nur Gwyn seine Mutter nicht erwähnte.

»Bist du geflüchtet?« fragte Gwyn begeistert. »Habt ihr gekämpft?«

Gawain saß hochgewachsen und elegant auf seinem herrlichen Hengst, und er lächelte den schmutzigen, leidenschaftlichen Jungen an. »Ja, es hat einen Kampf gegeben«, sagte er. »Und Rhys und ich sind entkommen. Dein Name ist Gwyn, glaube ich.«

Der Junge schaute Gawain zum erstenmal voll ins Gesicht, und seine dunklen Augen weiteten sich. Ich konnte sehen, daß er, wie ich damals, das Gefühl hatte, ein Lied sei lebendig geworden. Der Junge machte eine tiefe und außerordentlich ungeschickte Verbeugung. »Jjj-ja, großer Fürst. Bist du Rhys' Herr, ein großer Krieger, aus der Familie?«

»Ich bin Rhys' Herr, ich bin Gawain ap Lot. Ich glaube, ich muß dir dafür danken, daß du meinem Diener den Weg gezeigt hast.«

Gwyns Gesicht strahlte auf wie eine Fackel. »Das war überhaupt nichts, Herr Gawain.« Und fast flüsternd fügte er hinzu: »Rhys, du hast mir aber nicht gesagt, daß du ihm dienst.« Er drückte sich näher an mich heran und blickte dann zu Eivlin auf. »Und deiner Freundin geht es auch besser, und alles ist also gutgegangen!« Er packte meinen Fuß und strahlte mich an. »Rhys, hat dein Herr dich gerettet, und hat er die bösen Krieger getötet wie in den Liedern? Mit seinem feurigen Schwert?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht alle. Nur ein paar.«

Dieser Gedanke entzückte ihn. »Ich wünschte, ich wäre dabeigewesen. Ich kann auch Speere werfen. Ich hätte schon gegen sie gekämpft, als sie gekommen waren, aber...« Sein Gesicht wurde lang. Mir fiel ein, wie Elidan unter Medrauts Schlag mit der Fläche

des Schwertes niederstürzte.

»Vielleicht, wenn du älter bist«, sagte ich.

»Ich hätte gegen sie gekämpft«, sagte Gwyn leidenschaftlich. »Ich wünschte, sie hätten mich gelassen. In der vergangenen Nacht hatte ich Alpträume. Ich hab' geträumt, sie hätten schreckliche Sachen mit dir gemacht und mit Mama.«

»Das tut mir leid«, sagte ich verlegen.

Er lächelte wieder. »Es war nicht so schlimm. Ich habe geschrien, so daß alle aufgewacht sind, und Mama hat mir warme Milch gegeben und mir vorgesungen, bis ich wieder eingeschlafen bin. Das hat sie nicht mehr getan, seit ich ganz klein war.«

Gawain lachte, und Gwyn schaute ihn an und wurde wieder verlegen. »Ich bin froh, daß du ihn gerettet hast, Herr Gawain.«

»Du kannst auch froh sein, daß er mich gerettet hat, denn das hat er wirklich.« Gwyn warf mir einen höchst beeindruckten Blick zu, und dann heftete er seine schwarzen Augen wieder auf Gawain. Mein Herr beugte sich nach vorn, stützte einen Arm auf die Knie. »Ich glaube, du hast einen Speer verloren, als du Rhys geholfen hast.«

Gwyn nickte bedauernd. »Es war ein guter. Hywel hat ihn mir gegeben. Ich kann zwar noch andere machen, aber ich weiß nicht, wie man die Spitzen richtig schneidet.«

»Vielleicht bekommst du den alten zurück, wenn du nach Hause gehst.« Gawain zog einen seiner Wurfspeere aus der Halterung und hielt ihn Gwyn hin. »Aber falls du ihn nicht wiederbekommst, nimm einfach diesen.«

Gwyn nahm ihn ganz langsam. Er wagte es kaum, zu atmen. Er umklammerte den Schaft ganz fest. »Danke, Herr Gawain.« Er machte noch einen weiteren Verbeugungsversuch.

»Geh gut mit ihm um«, sagte ich. Meine Stimme klang zu rau; na, es war besser, als wenn sie gezittert hätte. »Übe damit. Werde ein guter Krieger, und dann komm nach Camlann. Der Kaiser Artus selbst war auch ein Bastard und ist in einem Kloster aufgewachsen. Du siehst, es geht doch.«

Gawain warf mir einen überraschten Blick zu. »Lerne auch gut«, riet er Gwyn. »Priester zu werden, das ist etwas Edles, und ich habe gehört, du sollst einer werden.«

Gwyn zuckte bei dem Gedanken die Achseln und streichelte den Speer. »Ich werde Krieger. Glaubst du wirklich, es kann sein?« fragte er mich ernst.

»Ja«, sagte ich fest. »Aber nur, wenn du daran arbeitest.«

Gawain lächelte und nahm die Zügel. »Nun, dann wünsche ich dir alles Glück der Welt, und du sollst willkommen sein in Camlann, wenn du dort hinkommst. Noch einmal meinen Dank.« Er berührte Ceincaleds Flanken, und das Pferd trabte davon. Ich folgte ihm. Ich ritt an Gwyn vorüber, der uns mit strahlendem Gesicht beobachtete und seinen Speer umklammerte. Als wir den Pfad ein Stückchen hinaufgeritten waren, hörte ich hinter uns ein triumphierendes Geheul, und als ich mich umdrehte, sah ich, wie Gwyn den Pfad hinunterrannte.

Gawain lächelte noch immer. »Das ist ein tapferer, mutiger kleiner Kerl. Aber du kannst doch nicht wirklich glauben, Rhys, daß er eines Tages nach Camlann kommt.«

»Vielleicht doch.« Ich schaute meinen Herrn nicht an. Aber ich spürte seinen neugierigen Blick, deshalb fügte ich hinzu: »Ich mag den Jungen, nach dem, was ich von ihm gesehen habe. Ich glaube, wenn er in Sankt Elena bleibt, verschwendet er seine Zeit. Es macht mich wütend.«

Gawain nickte noch einmal. Nach der Art, wie sein Lächeln verschwand, während wir weiterritten, konnte ich beurteilen, daß er wieder an Elidan dachte. Verbittert dachte ich daran, daß er sein Leben lang diese Bürde tragen würde, und noch bitterer war der Gedanke an Gwyn. Aber darauf gab es keine Antwort. Die Welt ist ein Durcheinander, und irgend etwas geht immer schief. Und im ganzen, wenn ich es recht bedachte, dann wäre ich lieber Gawain als Elidan. Ich glaubte nicht, daß sie jetzt noch vergessen konnte, und wie Teleri gesagt hatte, sie sperrte sich ein, um die Welt auszusperren, und ihr Geist war zu frei, um mit diesem engen Raum zufrieden zu sein.

13

Das zweite Mal, das wir in Degganwy einritten, war genauso wie das erste Mal. Es war wieder dunkel, als wir ankamen, und Maelgwyns Wachen ließen uns wieder am Tor warten. Eivlin machte eine spöttische Bemerkung und grinste denjenigen an, der zu Maelgwyn geschickt wurde, und das brachte den Mann dazu, nicht schneller, aber steifer wegzugehen. Ich legte ihr den Arm fester um die Taille. Er hatte eigentlich keinen Grund, erst mit Maelgwyn zu reden. Vielleicht taten die Männer das nur, um uns zu ärgern. Eivlin lehnte sich ein bißchen in meinen Armen zurück und lächelte zufrieden. Sie wenigstens schien durch die Reise nicht ermüdet zu sein. Nachdem ich es geschafft hatte, Gawain dazu zu bringen, etwas von Teleris Haferkuchen zu essen, hatte ich Eivlin den Rest gegeben, so daß sie keinen Grund hatte, vor Hunger schwach zu werden.

Maelgwyns Wache kehrte zurück, und noch ein Krieger war bei ihm. Der Posten nickte, und man erlaubte uns, durch das Tor einzureiten. Aber der andere Krieger packte Ceincaleds Zügel, sobald wir drinnen waren. Er redete Gawain auf irisch an.

»Was sagt er?« fragte ich flüsternd in Eivlins Ohr.

Sie legte den Kopf zurück und schaute mich an. »Er bittet darum, daß dein Herr sofort mitkommt, um mit dem Herrn Agravain zu reden... Er sagt, Agravain hätte sich vergangene Nacht in seinem Zimmer eingeschlossen und seitdem mit niemandem mehr gesprochen.«

Gawain fragte den anderen aus, und der antwortete. Eivlin fuhr fort zu übersetzen: »Dein Herr sagt, er kommt sofort mit, aber er fragt, ob meine Herrin oder sein anderer Bruder auch dort sind. Brenainn – so heißt der Krieger – sagt, daß Medraut da ist, aber auch der hat sich seit der vergangenen Nacht in sein Zimmer eingeschlossen. Meine Herrin ist noch nicht zurück. Brenainn hat Angst. Er sagt, er mißtraut Maelgwyn.«

Ich mochte das alles nicht. Agravain, sowenig ich ihn auch mochte, bot uns noch immer eine gewisse Sicherheit, wenn er die Beherrschung behielt. Aber es sah nicht so aus, als ob es mit seiner Beherrschung im Augenblick weit her wäre. Ich hatte geglaubt, Morgas sei gründlich besiegt, aber was war, wenn sie sich erholt hatte? Ich mochte es auch nicht, daß Medraut sich ins Zimmer

eingeschlossen hatte und dort Gott weiß was tat. Und dieser Fuchs Maelgwyn Gwynedd hielt noch immer Degganwy und alle Ländereien fest in der Hand, und all seine Männer haßten noch immer Artus und die Familie. Es war vielleicht besser, Vorsicht walten zu lassen und uns zu versichern, ehe wir die Festung betreten.

Gawain allerdings dankte dem Krieger und ließ Ceincaled den Hügel hinauftraben. Das Tier hielt den Kopf hoch. Ich seufzte und folgte.

Agravain hatte offenbar eins der Vorzimmer zur Festhalle bekommen, eine ehrbarere Behausung als unsere Hütte, wenn sie wahrscheinlich auch weniger bequem war. Wir mußten durch die Halle, um das Zimmer zu erreichen. In dieser Nacht war kein Fest, sondern Maelgwyn und ein paar von seinen Kriegern saßen trübsinnig am Hohen Tisch herum und tranken. Gawain hielt an, ritt dann die Halle hinauf und begrüßte den König.

Maelgwyn lächelte unangenehm. »So, du bist also zurück, genau wie mein Posten berichtete. Und auch noch mit deinem Diener. Ja, ja, ein paar an diesem Tisch werden Geld verlieren.« Jemand kicherte, und Maelgwyn beäugte seine Krieger böseartig. »Ich selbst auch. Man hat hoch gewettet, daß du nicht zurückkehren würdest. Wo ist die Herrin, deine Mutter, die Königin?«

Gawain schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht. Zuletzt habe ich sie gestern gesehen. Frag meinen Bruder Medraut.«

Maelgwyn schmunzelte. Mir wurde klar, daß er betrunken war. »Genau das hätte ich auch getan, aber niemand kann deinen Bruder Medraut irgend etwas fragen, genausowenig wie deinen Bruder Agravain – oder deinen Vater Lot. Obwohl der vielleicht von einer anderen Sorte ist. Eine sehr stille Familie. Geht eure Sache gut?... Sag mir, ist es wahr, daß du ein Zauberer bist?«

»Es ist nicht wahr«, Gawain fuhr ihn fast an.

»So. Weißt du, ich hatte mich das schon gefragt. Du und deine Mutter, zerstritten und beide... Du solltest eigentlich doch ein Zauberer sein. Du siehst ihr so ähnlich, und ich glaube, deine ganze Familie ist verhext. Aber wenn du deine Mutter siehst, dann sag ihr, ich warte. Ja? Aber jetzt willst du ja mit deinem Bruder reden, mit deinem älteren Bruder, weil du mit dem jüngeren sowieso nicht redest. Tu das.«

Gawain verbeugte sich mit eiskalter Höflichkeit und schritt davon, um Agravain zu suchen.

Die Tür an der Seite der Festhalle war allerdings verschlossen.

Mein Herr klopfte, klopfte noch einmal. Keine Antwort. Er rief: »Agravain?« Schweigen. Ich trat auf den Füßen hin und her, ich wollte gerade vorschlagen, daß ich mit Eivlin anderswo hinginge, als mir wieder einfiel, daß wir in Degganwy nicht sicher waren. Schade. Ich hatte keine Lust, Agravain entgegenzutreten, wenn er wieder einmal schlechte Laune hatte.

Gawain rief noch einmal. Nach einem Augenblick kam ein Geräusch, und dann ein kalter, kurzer Befehl auf irisch.

»Geh weg«, übersetzte Eivlin. Ich nickte. Ich hatte es erraten.

»Agravain. Ich bin's. Was ist denn los?«

»Gawain?« kam es durch die Tür.

»Wer sonst?«

Ein Fluch, Schritte, die Tür wurde aufgeworfen, und Agravain stand da und starrte uns an. Er bot keinen angenehmen Anblick. Über einer sehr zerknitterten Tunika trug er ein Kettenhemd, und in der Hand hielt er ein nacktes Schwert. Sein leuchtendes Haar und sein Bart waren verfilzt und schmutzig, seine Augen waren blutunterlaufen und trugen dunkle Ringe. Er hatte sich die Unterlippe zerbitzen, und das Blut war auf Kinn und Wangen verschmiert. Er starrte Gawain an, als ob er ihn nicht erkannte.

»Agravain!« Mein Herr trat ins Zimmer und packte seinen Bruder an den Armen. »Gott im Himmel, was ist denn passiert?«

»Ich hab' sie umgebracht«, sagte Agravain mit rauher, flacher Stimme. »Ich hab' sie umgebracht, Gawain. Aber sie hat's verdient. Sie... sie... o Gott, wo bist du gewesen?«

»Das ist egal, Mann, setz dich doch. Rhys, such uns etwas Met.«

Gawain führte seinen Bruder ins Zimmer. Ich stand noch einen Augenblick vor der Tür, dann rannte ich, um den Met zu holen. Eivlin schaute die beiden an, dann mich. Und dann hob sie die Röcke und folgte mir. Sie rief: »Rhys! Warte!« Ich blieb stehen und wartete, bis sie mich eingeholt hatte, und dann gingen wir zusammen. Wir sagten nichts.

Saidi ap Sugyon in der Küche war nicht sehr erfreut, uns beide wiederzusehen. Aber er hatte es gelernt, besser nicht mit uns zu streiten. Er gab uns den Met und auch etwas Brot und Schinken, den ich forderte. Wenn Agravain sich seit der vergangenen Nacht eingeschlossen hatte, dann mußte er hungrig sein. Aber in meinem Gehirn wiederholten sich immer wieder die Worte: »Ich hab' sie umgebracht.« Niemand mußte mir sagen, wen er meinte, aber... Ich schaute Eivlin an, die die Stirn gerunzelt hatte und das Brot trug. Ihr

Vater war verflucht gewesen, weil er seinen Bruder getötet hatte, aber dies hier, das war noch schlimmer.

Als wir wieder im Zimmer waren, hatte Gawain seinen Bruder dazu überredet, sich hinzusetzen und das Schwert wegzulegen. Er selbst saß neben ihm. Er redete ruhig und freundlich auf irisch mit ihm. Agravain antwortete in ein paar unzusammenhängenden Worten auf britisch. Mein Herr blickte auf und nickte, als ich hereinkam, also suchte ich ein paar Becher und schenkte den Met ein. Agravain leerte seinen Becher sofort, während Gawain seinen unberührt hinstellte. Ich hielt das, was Agravain tat, für besser.

Agravain starrte mich wild an. Dann warf er einen Blick auf das Schwert. Gawain fiel ihm in den Arm und schüttelte ihn wieder. Er sagte: »Alles in Ordnung. Rhys ist unser Diener. Er hat nichts Übles vor.«

Agravain schauderte und legte den Kopf in die Hände. Ich drückte mich an ihn heran, schnappte seinen leeren Becher und füllte ihn wieder. Als ich ihn Agravain reichte, leerte er ihn genauso schnell wie den ersten. Dann starrte er auf den Boden, während er das leere Gefäß mit beiden Händen umklammerte. Ich hatte Angst, ihn zu stören. Gawain machte mir ein Zeichen, also reichte ich ihm die Flasche Met, und er schenkte seinem Bruder noch mehr ein.

Agravain nahm aus dem dritten Becher nur zwei Schlucke, ehe er wieder zu Gawain aufschaute. »Warum hast du so lange gebraucht?«

»Ich mußte etwas erledigen, was mir wichtig war. Und ich hatte ja Ronan getötet, weißt du. Ich konnte nicht sofort zurückkommen. Aber du mußt mir erzählen, was geschehen ist.«

Agravain begann wieder zu zittern. »Ich hab's doch gesagt. Ich hab' sie umgebracht.«

»Du hast unsere Mutter getötet.« Gawains Stimme war klar und ruhig, als er die Tat aussprach.

»Ja. Ja. Sie... ich... Sie hat Vater ermordet. Du weißt, daß das stimmt. Sie hat mit diesem fuchshaarigen Bastard Maelgwyn die Hure gespielt, und deshalb hat sie Vater ermordet.«

»Agravain.« Gawains Hand umklammerte das Handgelenk seines Bruders. Er wirkte beruhigend, aber seine Stimme war rauh vor Schmerz. »Du hattest mir versprochen, daß du warten würdest, daß du erst handeln würdest, nachdem ich mit ihr geredet hatte.«

»Nun, du bist doch gegangen, um mit ihr zu reden.«

»Aber du wolltest warten, bis ich zurück war, bis du Bescheid wußtest! Es war nicht nötig. Was hast du getan?«

»Ich hab' sie getötet. Sie hat es verdient.«

»Du hast dich selbst vernichtet. Nein, nein, sei still. Trink noch etwas Met.«

»Ich bin hiergewesen und hab' darauf gewartet, daß du zurückkommst. Zuerst hatte ich vor, mich umzubringen, aber dann sagte ich mir: Nein, warte auf Gawain. Glaubst du, sie werden mich aus der Familie ausstoßen?«

Gawain schüttelte den Kopf. »Das... ach so. Nein, ich glaube nicht. Möglicherweise machen sie dich sogar trotzdem zum König und sagen, daß Morgas nicht zum Clan gehörte. Du hättest dann also nicht eine von deinem eigenen Blut getötet. O, mo brather...«

»Sprich britisch! Wenn ich versuche, darüber auf irisch zu sprechen, dann werde ich wahnsinnig. Ganz bestimmt. Es ist noch nicht lange genug her, als daß man darüber auf irisch nachdenken könnte.« Er nahm einen großen Schluck Met und schaute seinen Bruder an. Sein Gesichtsausdruck war jetzt ruhiger. »Ich habe den Fluch auf mich geladen, nicht wahr? Sie sagen, es ist fürchterlich, die eigene Mutter zu töten. Aber sie hat es verdient.«

»Aber du hattest es nicht verdient, Agravain. Warum hast du gehandelt?«

Er warf den fast leeren Becher Met durch den Raum. »Du bist ausgeritten, um sie zu suchen. Und ich sagte mir: ›Da bin ich, zu feige, um zu wagen, was mein Bruder wagt, zu ängstlich, um auch nur an sie zu denken.‹ Und dann wurde mir klar: ›Ja, jahrelang habe ich Angst gehabt, an sie zu denken, ich hatte sogar Angst, sie anzuschauen, ganz zu schweigen davon, sie zu bekämpfen. Aber sie hat meinen eigenen Vater ermordet, sie hat ihn aufgebraucht und ihn weggeworfen, und dann hat sie ihn ermordet.‹ Also stieg ich auf mein Pferd und ritt aus. Ich fand eure Spur, die die Hauptstraße verließ. Als es dunkel war, fand ich die Schäferhütte, und sie war dort. Zusammen mit Medraut, aber der schlief. Sie sah sehr seltsam aus, als ob das Alter sie berührt hätte oder als ob ihre Zauberei sie verließ. Sie schrie und bettelte und weinte und heulte. Und ich hab' sie umgebracht. Medraut war schon fast wach, ehe ich... das Schwert führen konnte. Also mußte ich es tun, oder er hätte mich aufgehalten. Ich hab' sie getötet und rannte nach draußen, und dann bin ich hierhergekommen, um auf dich zu warten, aber sie hat es verdient.«

Gawain sagte nichts; er umarmte nur seinen Bruder. Agravain legte den Kopf auf Gawains Schulter und umklammerte seine Arme.

Seine Schultern zuckten, während er zu weinen begann. Ich wußte, daß dieser Raum kein Ort für Eivlin oder mich war, ob es nun gefährlich für uns war, in Degganwy umherzulaufen, oder nicht. Ich berührte sie am Arm, und wir schlüpfen hinaus. Wir schlossen die Tür hinter uns.

Als mir endlich klar wurde, daß ich gar nicht wußte, wohin ich gehen sollte, hatte mich die Gewohnheit zu der Hütte geführt, die Maelgwyn uns gegeben hatte. Na, der Ort war so gut wie jeder andere. Ich öffnete die Tür. Rhuawn war nicht da, und der Raum brauchte eine gründliche Reinigung. Ich ging hinüber zum Kamin und zündete das Feuer an, während Eivlin sich auf das Bett setzte und den halben Laib Brot in Scheiben schnitt, den sie aus der Küche mitgenommen hatte. Der Tag war eigentlich zu warm, als daß man hätte heizen müssen. Aber die Flammen und die leisen, knisternden Geräusche des Feuers wirkten beruhigend. Als es gut brannte, setzte ich mich neben Eivlin und legte den Arm um sie. Zusammen sahen wir zu, wie der Rauch aufstieg. Ich versuchte, nicht an Agravains Gesicht zu denken. »Was für ein Mann war eigentlich dieser Agravain?« fragte Eivlin nach kurzer Zeit.

Ich nahm ein Stück Brot und dachte darüber nach. »Ein wahrer Krieger von der Art, die du so haßt. Wild, launenhaft, hitzig, aber fröhlich und großzügig denen gegenüber, die ihm gleichgestellt sind. Ein wilder Kämpfer, ein wilder Säufer und ein Mensch, der felsenfest daran glaubt, daß man Diener verprügeln muß, damit sie nicht zu hochnäsiger werden. Gott verzeih mir, aber ich hab' ihn nie gemocht.«

»Und jetzt hat er meine Herrin umgebracht, seine eigene Mutter. Und der Gedanke an diese Tat wird sich in sein Herz einfressen, wie der Brand sich in eine Wunde einfrisst.«

Ich nickte. »Mein Herr hatte recht. Agravain hat sich selbst vernichtet. Eivlin, mein Herz, es ist bitter, daran zu denken. Er hat es wirklich nicht verdient. Genug Edles war in ihm: Mut, Ehrlichkeit, große Treue zu denen, die er liebte. Du kennst den königlichen Clan und die Truppe von den Inseln. Glaubst du auch, daß man ihn aus seiner Familie ausstoßen wird?«

»Ach nein. Die Krieger haben Agravain immer zurück gewollt, und sie sprachen von ihm, wann immer sie Angst vor Morgas hatten. Und der königliche Clan hat Morgas immer gehaßt, obwohl sie von allen noch mehr gefürchtet als gehaßt wurde. Man wird schnell mit Entschuldigungen bei der Hand sein für diesen Herrn, jetzt, wo

meine Herrin tot ist.«

Gut. Dann konnte er nach Hause gehen und bei seinem Clan sein. Die Truppe würde ihn ehren, und vielleicht würde er in ein paar Jahren sogar König werden. Aber ich hatte in seinen Augen eine wahnsinnige, elende Qual gesehen. Ich war sicher, daß es nicht mehr als ein paar Jahre dauern würde. Ein Fluch? Nein, dachte ich, wenigstens nicht im Sinne irgendeines schwarzen Zauberspruches, der Eivlin fast getötet hatte. Aber die Frau, Morgas, war seine Mutter gewesen, und er hatte sich nie mit ihr verstanden. Und jetzt hatte er sie ermordet und konnte sich nie wieder mit ihr verständigen. Morgas war tot. Ich erinnerte mich an ihre schrecklichen Augen und ihre sanfte Stimme. Selbst im Tod konnten diese Augen noch immer das Leben einsaugen. Die Finsternis war noch anwesend, und sie war nicht weniger wild und drohend, weil Morgas von den Orcades tot war.

Die Tür der Hütte wurde aufgerissen, und ich fuhr aus meinen brütenden Gedanken auf. Ich sah Rhuawn. Er starrte erstaunt zurück, und dann grinste er. »Rhys! Du bist also in Sicherheit. Das freut mich. Und du bist die Dienerin der Königin, Eivlin...«

Ich stand auf. Ich putzte mir die Brotkrumen von der Tunika. Eivlin stand auch auf und beäugte Rhuawn mißtrauisch. »Viel Gesundheit, Rhuawn«, sagte ich.

Er nickte energisch. »Aber was ist mit dir passiert? Wie bist du zurückgekommen? Ich sage dir, Rhys, in den letzten paar Tagen war alles so wirr wie in einem Alptraum. Ich habe gehört, daß auch Gawain wieder da ist. Ich sagte es Medraut durch die Tür – er hat sich ins Zimmer der Königin eingeschlossen und will mit niemandem reden. Vor ein paar Tagen hat er gesagt, du hättest Ärger mit Maelgwyns Männern gehabt...«

»Rhuawn...« unterbrach ich ihn.

Er runzelte die Stirn. »Komm. Ich weiß, ich hab' dir einen Schlag versetzt und ein paar harte Worte an den Kopf geworfen, als du unverschämt geworden warst. Aber trag mir das nicht mehr nach.« Er ließ sich auf das andere Bett fallen und winkte locker mit der Hand, damit wir uns auch wieder setzten. Während er sich nach vorn beugte und die Hände zwischen die Knie klemmte, fuhr er fort: »Du warst unverschämt, aber, weiß Gott, du hast aus Treue so gesprochen. Du hast nicht die Schuld daran, daß du die Situation mißverstanden hast, und mir ist der Kragen geplatzt, und ich bin weiter gegangen, als ich vorhatte. Ist alles wieder gut?« Er streckte

die Hand aus und lächelte ein wenig. Nach einem Augenblick des Zögerns schlug ich ein. Ob er nun in Medrauts süße Reden eingesponnen war oder nicht, Rhuawns Entschuldigung war ehrlich gemeint.

»Es ist alles gut, wenn es dir gutgeht, Herr. Obwohl ich glaube, daß ich die Situation wohl verstanden habe.«

Sein Lächeln verschwand, aber er zuckte die Achseln. »Wie du meinst. Aber komm, erzähl mir, was passiert ist. Ich weiß nicht, ob ich auf der festen Erde stehe oder auf dem Meer. Medraut sagte, er hätte ein paar von Maelgwyns Männern abgewehrt, die ein bißchen zu hastig waren in dem Versuch, dich am Verschwinden zu hindern. Bist du ihnen entkommen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Es gab keine Möglichkeit, ihnen zu entfliehen, denn sie waren gar nicht da. Ich bin allerdings entkommen, aber ich bin Medraut entkommen und der Königin Morgas und einem Krieger, den sie als Wachposten bei den Pferden stehen hatten. Das war Eivlin zu verdanken.«

Rhuawn runzelte die Stirn und begann mit der Schwerthand auf sein Knie zu klopfen. »Bist du wegen Medraut noch immer so unvernünftig?« fragte er.

»Herr, ich sage nichts anderes als die Wahrheit. Medraut ist ein Zauberer und ein Lügner. Er hat dich bezaubert und fast auch mich, er hat mich glauben gemacht, daß er es ehrlich meint. Er und die Königin hatten einen Plan gegen deinen Herrn, den Kaiser, und deshalb mußte mein Herr Gawain zuerst aus dem Weg geräumt werden. Deshalb hat Medraut uns ausgewählt, um uns seine Lügen zu erzählen...«

Aber Rhuawn schüttelte den Kopf. »Das ist Unsinn. Ich mag Medraut ap Lot. Und seit Jahren weiß ich, daß Gawain eine Art Wahnsinn hat.«

»Du hast aber auch gewußt, daß Morgas eine Hexe ist.«

»So sagt man. Aber es ist viel vernünftiger zu glauben, daß dieser üble Ruf nur von neidischen Gerüchten stammt.«

»Herr, das kannst du nicht glauben! Denk nur einen Augenblick an sie.«

Er hielt inne. Er wurde unsicher. Dann schüttelte er wieder den Kopf. »Das ist Unsinn. Warum sollte ich auf einen weggelaufenen Diener hören?«

»Weil ich die Wahrheit sage. Und ich schwöre dir jeden Eid darauf, den du mir vorsagst.«

Er musterte mich, dann schaute er Eivlin an. Sie nickte zum Zeichen, daß sie mich unterstützte. Rhuawn stand abrupt auf und ging zum Feuer. Kein dummer Kerl, dachte ich, sondern im Grunde ein guter Mensch. Gefangen in seiner eigenen Verwirrung.

»Wenn ich dir glaube, dann ist Medraut ein subtiler, verräterischer, gefährlicher Intrigant.« Er hatte einen Stock gefunden und stocherte damit wild im Feuer herum. »Und ich, ich bin ein Narr.«

Ich wollte ihm schon zustimmen, aber es war besser, ihn das nicht hören zu lassen. Er sollte seine Stellung behalten, die sorgfältig eroberte Stellung eines wichtigen Kriegers. »Kein Narr, Herr. Nur ein Mensch, der ehrlich genug ist, um auch andere für ehrlich zu halten, und erfahren genug, um von Hofintrigen zu wissen und die Worte und Pläne der Männer zu bedenken, anstelle ihrer Taten und ihres Charakters. Das ist keine Unehre.«

»Aber in anderen Worten, Rhys, bin ich doch ein Narr.« Sein Stock hatte Feuer gefangen, und er nahm die Spitze aus den Flammen und sah zu, wie sie brannte. »Aber es gibt gute, vertretbare Gründe dafür, beiden Seiten zu glauben.«

»Du kennst Gawain seit Jahren. Denk an seine Taten und seine Persönlichkeit anstatt an Gründe.«

Rhuawn schüttelte den Kopf. »Aber ich mag Medraut. Er ist viel, viel weniger anderweltlich als Gawain, er achtet mehr auf seinen Clan und seine Stellung. Oder so sah es wenigstens aus. Du bist mir eigentlich nie wie ein Lügner vorgekommen, Rhys, aber... du könntest dich irren. Gawain... ja, er ist genauso großzügig, so nobel und höflich wie jeder andere, den ich kennengelernt habe, und dennoch...«

»Gawain hat unsere Mutter ermordet.« Die Stimme sauste auf uns nieder wie ein Schwertstreich, und wir wirbelten alle herum. Medraut stand in der Tür und beobachtete uns. Wir hatten ihn nicht kommen hören.

Nichts war wild an ihm, nichts erinnerte an Agravains Erscheinung. Er war fast zu ruhig, er war gut gekleidet, in einen Mantel mit Purpurstreifen, und das goldbesetzte Schwertgehänge trug er genau im richtigen, eleganten Winkel. Aber seine Augen strahlten zu sehr, und sie waren sehr, sehr kalt. »Na?« fragte er und redete niemanden besonders damit an. »Ein schöner Wahnsinn, nicht, Rhuawn? Das Schwert auf den Hals deiner eigenen Mutter niedersausen zu lassen und es dann wieder in die Scheide zu stecken,

ganz blutig von der Quelle deines eigenen Lebens.«

»Was sagst du da?« fragte Rhuawn, entsetzt über die Worte.

Medraut lächelte, strahlend, voller Spott. »Ich dachte, ich hätte mich deutlich ausgedrückt.« Er ließ die Hand vom Türrahmen sinken und schlenderte ins Zimmer. »Gawain und Agravain haben gemeinsam Morgas von den Orcades umgebracht, die Tochter des Pendragon Uther, ihre Mutter und meine. Sie haben sie getötet, weil sie dachten, sie hätte ein Verhältnis mit Maelgwyn.«

»Agravain hat sie getötet«, sagte ich. Rhuawn starrte mich schockiert an. Medrauts klare graue Augen fixierten mich, und wenn man ihn anschaute, fror man genauso sehr, als wenn man Morgas anschaute. »Agravain hat sie getötet, weil sie Lot durch Zauberei ermordet hat.«

Medraut lachte. »Agravain! Ein wimmerndes Hündchen, ein Feigling, den man schon nach seiner Geburt hätte ertränken sollen! Wenn sie bei Sinnen gewesen wäre, dann hätte sie ihn mit einem Fingerschnippen von der Erde auslöschen können. Oh, er hat vielleicht das Schwert gehalten, aber das Herz, das die Tat geschmiedet hat, und das Gehirn, das sie geplant hat, die gehören Gawain. Mögen die Hunde von Iffern sein Herz und Hirn verschlingen, in alle Ewigkeiten, von denen wir träumen können, schlafend oder wachend. Er hat sie umgebracht.«

Rhuawn schüttelte verwundert den Kopf. »Rhys.« Und ruhig fuhr er fort: »Rhys, ist das wahr?«

»Agravain hat die Königin getötet«, bestätigte ich. »Er hat es getan, um seinen Vater zu rächen. Gawain war da, ehe Agravain ankam, aber er hat nur mit Morgas geredet und ist wieder gegangen. Ich war dabei, und ich ritt mit Gawain weg. Auch Medraut war da. Mein Herr hat sie nicht umgebracht, obwohl es leicht und wünschenswert für ihn gewesen wäre, das zu tun.«

»Nein.« Medraut legte eine Hand flach an die Wand und schaute mich starr und strahlend an. »Nein. Er hat meine Mutter nur zerbrochen, sie beiseite geschleudert. Und dann ist er gegangen. Er hat ein paar Männer aus der Truppe meines Vaters getötet, seine Vettern. Dann ist er weggeritten, mit dir. Warum sollte ich mich mit dir streiten? Ich bin gekommen, um dich zu fragen, wo er ist.«

»Er redet mit Agravain.«

»Und zusammen waschen sie die Hände in ihrem Blut und freuen sich. Sie sagen, wie wohlgetan das alles war und daß jetzt die Erde frei ist von einer großen Zauberin. Rhuawn!« Medraut wirbelte zu

ihm herum, sein Gesicht war bleich, aber seine Augen strahlten noch mehr. »Ich habe dir gesagt, er wäre wahnsinnig. Siehst du, was passiert ist, nachdem wir ihn nicht unschädlich gemacht haben? Mord, Mord an seiner Familie, Mord an seiner eigenen Mutter, meiner Mutter, neben deren Schönheit die ganze Welt blaß und unbedeutend aussah. Meine Mutter, die befahl, und dann verneigten sich die Sterne am Himmel! Sie ist tot. Oh, bei der Sonne, dem Blut und dem Schwert, und... Aber so ist es besser. Er hätte sonst noch Schlimmeres getan. Sie hat mit ihm geredet, und er hätte noch Schlimmeres mit ihr gemacht, aber...« Seine Worte erstarben in einem Schmerzensschrei und er stand bewegungslos da und kniff die Augen zusammen. Er spielte den Schmerz für Rhuawn. Es sah wirklich genug aus und viel überzeugender, als er je geschauspielert hatte. Rhuawn ging zu ihm hinüber, nahm ihn am Arm.

»Komm, setz dich«, sagte Rhuawn. »Es ist fürchterlich, ich weiß, wenn man innerhalb von drei Tagen beide Eltern verliert. Dennoch, Vetter, man muß weiterleben. Rhys, besorg ihm etwas zu trinken.« Als ich mich nicht bewegte, riß Rhuawn den Kopf hoch und starrte mich an. »Glaubst du jetzt noch immer Gawain?«

»Ich war dabei«, sagte ich. »Gawain hat sie nicht getötet. Und ich bin sicher, sie hätte ihn getötet oder Medraut, wenn sie gedacht hätte, es könne ihr helfen.«

»Du lügst!« Medraut sprang wieder auf. »Mich hätte sie nie umgebracht. Sie hat es mir gesagt. Mich nicht! Sie, sie... Gott, aber ich werde dich töten und Gawain und Artus. Besonders Artus...«

»Still. Mein Herr Artus hat nichts damit zu tun.« Rhuawn war verwirrt. »Rhys, hol ihm etwas zu trinken. Medraut, mein Herr Artus ist nicht dein Feind.«

Medraut schaute ihn an und begann zu lachen. Ich ging, um Met zu holen, und Eivlin kam mit.

Saidi ap Sugyon war diesmal noch weniger erfreut, als er uns sah, aber er gab uns eine weitere Flasche Met. Ich nahm die Flasche und zwei weitere Becher und ging zurück zur Hütte, aber Eivlin sagte ich, sie solle Gawain suchen und ihm sagen, was passiert sei. Agravain mußte jetzt eigentlich ruhig genug sein, um schlafen zu können, wenn er nicht total betrunken war. Und bei Medraut war ich nicht sicher. Dem war alles zuzutrauen.

Außer dem Zischen des Feuers war in der Hütte nichts zu hören, als ich zurückkam. Medraut hatte offenbar nicht den Wunsch, sich trösten zu lassen. Rhuawn hockte wieder vor dem Feuer und

stocherte mit seinem Stock darin herum, während Medraut auf dem Bett saß und wieder entspannt und beherrscht aussah. Den Blick hatte er auf den Boden geheftet, und die Finger krallten sich lose um das Heft seines Schwertes. Als ich hereinkam, warf Rhuawn seinen Stock ins Feuer, nahm mir die Flasche Met ab und schenkte sich und Medraut einen Becher ein. Medraut warf einen Blick auf den angebotenen Trunk, also stellte Rhuawn den Becher vor ihn hin und ging wieder zum Feuer.

Gawain kam nur ein paar Minuten später. Eivlin drückte sich hinter ihm herein. Er blieb in der Tür stehen und wartete.

Medraut stand langsam auf. Seine Hand lag noch immer am Schwert, und sein Blick war unerschüttert. Gawain begegnete ihm gleichmütig, obwohl auch seine Hand zum Schwertgriff glitt. »Medraut.« Er sprach den Namen sehr sanft aus. »Du wolltest mich sehen.«

»Rhuawn.« Medraut wandte den Blick noch nicht ab. »Ich will mit meinem Bruder unter vier Augen sprechen.«

»Natürlich.« Rhuawn ging zur Tür, blieb dann stehen. »Vetter, wenn du mit uns nach Camlann kommen willst, mein Herr Artus bietet jedem reiche Gastfreundschaft. Dort wäre ein Platz für dich. Und Freunde, ich selbst darunter. Es wäre für dich vielleicht gut, einmal ein anderes Land zu sehen und die Vergangenheit zu vergessen... Ich warte unten am Hügel. Ruf, wenn du Hilfe brauchst.«

Medraut nickte, aber er schaute ihn nicht an, und Rhuawn drückte sich an Gawain vorbei nach draußen.

Eivlin schaute mich an. Ihr Gesicht war bleich. Als ich nickte, folgte sie ihm nach draußen und schloß die Tür hinter sich. Ich blieb. Vielleicht gab es nur wenig, was ich tun konnte, aber unten am Hügel zu warten, die Entfernung schien mir einfach zu groß.

Gawain warf einen Blick auf mich und runzelte ein wenig die Stirn. »Es ist nicht nötig, Rhys.« Ich kreuzte die Arme über der Brust und lehnte mich beim Feuer an die Wand. »Dann laß also deinen Hund bleiben und dich bewachen«, sagte Medraut. »Es ist unwichtig, ob er oder irgendein anderer hört, was wir sagen.« Er holte tief Atem, und das Gold glitzerte auf seinem Schwertgehänge und seinem Halsreif. »Ich wollte nur sehen, was du zu der Wahrheit, der einfachen Wahrheit zu sagen hast. Du hast Mutter umgebracht.«

»Ich?«

»Ja, du. Oh, ich weiß, Agravain hat das Schwert geführt. Aber

wenn du sie nicht mit dem anderen Schwert gebrochen hättest, mit deinem Schwert, dann wäre sie noch am Leben. War es süß für dich, das Herrlichste zu vernichten, was die Welt je getragen hat?«

»Medraut. Es war nicht süß, sondern sehr bitter- und dennoch, ich habe sie nicht getötet.«

»Tod und Niederlage, das ist das gleiche, besonders für sie. Und die Schuld hast du auf dich geladen, ob du ihr nun ausweichst oder nicht. Ich weiß es. Das ist es, was ich dir sagen wollte.« Er war unendlich kalt und von ruhiger Eleganz.

Gawain trat langsam an ihn heran. Er blieb stehen, als er nur noch einen Fuß von ihm entfernt war. Auch er war völlig ruhig, aber es war die Ruhe, die über einen Kranken kommt, wenn der Schmerz so groß und so ermüdend ist, daß er aufhört, dagegen anzukämpfen. Seine Stimme war ganz fest. »Vor Gott schwöre ich dir, daß mein Herz, als ich euch verließ, keine Böswilligkeit gegen euch empfand. Früher hätte ich sie vielleicht getötet, aber du selbst hast gesehen, was daraus wurde. Medraut, sie ist tot. Und du hast gesehen, noch ehe wir am Ende gegen sie kämpften, wie wenig du ihr bedeutetest. Laß sie. Es war ein langer, dunkler Traum, Bruder, aber jetzt ist er zu Ende. Wenn du aufwachen willst, ist die Nacht vorbei.«

»Die Nacht ist wirklich, und dein Tag ist nur eine Täuschung. Was ich Rhuawn sagte, das ist wahr. Du bist wahnsinnig, Bruder, du jagst einer Illusion nach und vernichtest die Wirklichkeit. Eines Tages werde ich dein Camlann einnehmen, ich werde deinen Herrn Artus und deine geliebte Familie besiegen und alles in Stücke schlagen, und dann bekommt die Nacht, was ihr zusteht.«

»Dann wirst du das Schönste und Leuchtendste in diesem dunklen Westen zerbrechen. Vergiß die Finsternis, Medraut. Einmal hat dein Herz an anderen Dingen gehangen. Ich weiß, du hast einmal anderes geliebt als die Macht und Morgas. Medraut, ich habe an dich gedacht. Seit ich gegangen bin, habe ich immer und immer wieder an dich gedacht und mich gefragt, was sie wohl mit dir machte. Ich habe gebetet, daß du dich befreien könntest. Kannst du jetzt nicht aufwachen?«

»Ich bin aufgewacht. Sie ist tot. Und was die Liebe angeht, Bruder, ich habe dich einmal geliebt. Deshalb hasse ich dich jetzt um so mehr.« Medrauts Mund verzog sich wieder zu diesem spöttischen Lächeln, und seine Augen glitzerten. Sein Haar leuchtete im Lampenlicht. Neben ihm wirkte Gawain wie ein Schatten. »Aber vielleicht sollte ich gehen und deinen süßen Traum vom Licht

anschauen, Bruder. Ich glaube, das werde ich wohl. Ich will Rhuawns Angebot akzeptieren. Ich will nach Camlann gehen, um meinen Vater zu besuchen.«

Gawains Augen weiteten sich nur ein bißchen, aber ein Edelstein blitzte an seinem Halsreif, als er zu schnell Luft holte. Medraut bemerkte es und lachte.

»Ja, meinen Vater. Ich weiß es jetzt, wie du siehst. Mutter hat es mir erzählt. Nachdem Agravain sein Schwert benutzt hatte.« Er schlug hart auf das Heft seines eigenen Schwertes, hart genug, um sich weh zu tun, aber kein Schmerz zeigte sich in seinem Gesicht. Nur ein intensiver Blick, der fast verzweifelt wirkte. »Agravain hatte Angst, weißt du, und er machte seine Sache schlecht. Und dann bekam er noch mehr Angst und rannte hinaus. Ich war gerade aufgewacht aus dem Scheintod, in den deine Zaubereien mich geschickt hatten, aber ich kam zu ihr. Er hatte fest zugeschlagen, von der Basis ihres Halses durch das Schlüsselbein, fast bis zum Herzen. Aber sie lebte noch. Und sie sprach mit mir. Sie sagte, sie hätte mich immer geliebt, nur mich, und niemanden außer mir. Das hat sie gesagt, hörst du!« Gawain schüttelte traurig verneinend den Kopf. »Sie hat es gesagt. Und dann sagte sie noch: ›Und jetzt erfülle unsere Pläne, wenn du mich liebst. Geh zu deinem Vater.‹ Und ich sagte: ›Der Mann, den sie meinen Vater nennen, ist tot. Wen also meinst du?‹ Und sie lächelte.« Zum erstenmal verließ Medrauts Blick das Gesicht seines Bruders, und er starrte zur Tür, in die Nacht. »Sie hat dieses Lächeln gelächelt, bei dem einem das Herz stehenbleibt, dieses Lächeln, das niemand mehr sehen wird. Aber als sie sprach, da sprudelte ihre Stimme vom Blut. Sie sagte: ›Zu deinem wirklichen Vater, der dich in Britannien zeugte, in jenem Sommer, als Uther Pendragon war. Geh zu meinem Bruder Artus nach Camlann. Geh zu deinem Vater.‹ Zuerst wußte ich nicht, was sie meinte. Aber dann verstand ich, und sie wußte, daß ich verstanden hatte. Sie starb lächelnd. Und dann... dann habe ich Holz um die Hütte gelegt und es angezündet und zugesehen, wie es brannte, bis nur noch Asche da war. Sie ist tot, meine Mutter. Soll ich jetzt zu meinem Vater gehen?« Er lächelte wieder, aber das Lächeln wurde zu einer Grimasse des Schmerzes. Seine Schultern zuckten, seine Hände waren geballt, aber die ruhigen, kalten Augen waren wieder auf Gawain geheftet. Mir war übel.

»Medraut!« Gawain hob in hilflosem Mitleid eine Hand.

»Tod euch allen!« flüsterte Medraut, und dann erhob er die

Stimme zu einem Schrei der Qual und Wut. »Tod und Untergang euch allen, ihr Verräter, ihr mörderischen, raubenden, ehrabschneiderischen...« Der Schrei wurde zu einem wahnsinnigen Kreischen, und dann drehte er sich um und stürzte aus dem Zimmer in die Nacht. Die Tür knallte hinter ihm zu.

Gawain schaute die Tür an, seine Hand war noch immer erhoben. »Medraut«, flüsterte er, und dann senkte er langsam die Hand. Seine Finger schlossen sich, streckten sich wieder. »Medraut.« Ich konnte mich nicht bewegen. Das Feuer zischte laut in der Stille, und die Schatten flackerten um den Herd.

Nach einer Minute setzte sich Gawain auf das Bett. Er sah mich an. Nach einem weiteren Augenblick sagte er: »Es ist wahr«, und seine Stimme war sehr ruhig.

»Artus ist sein Vater?«

»Ja.«

»Inzest? Wo Artus ihr größter Feind war wie auch ihr Bruder?«

»Ja.« Gawain nickte müde und rieb sich mit einer Hand über den Schenkel. Er schaute ins Feuer. »Mein Herr wußte damals nicht, daß er Uthers Sohn ist. Erst etwa einen Monat später, als er für den Pendragon irgendeinen kleinen Feldzug führte und seine Sache gut machte, zog er Uthers Aufmerksamkeit auf sich. Als Uther ihn in seiner Truppe suchte, entdeckte man, daß mein Herr Uthers Sohn war. Meine Mutter wußte es schon vorher. Das war der Grund, warum sie ihn verführte.« Er schaute mich wieder an und sagte einfach und ruhig: »Du wirst niemandem etwas davon erzählen. Es würde meinem Herrn schaden.«

»Sie werden es erraten, wenn er nach Camlann geht. Er sieht wie Artus aus.«

»Wenn sie nur raten, dann schadet es nicht. Gerüchte kann man ignorieren.«

»Aber wird Medraut nach Camlann gehen? Kann er das? Du weißt es, und du kannst Artus sagen, daß er uns alle vernichten will.«

»Der Hohe König muß jedem Edlen, der anklopft, seine Gastfreundschaft bieten. Er kann sie mit Sicherheit nicht seinem Sohn verweigern oder dem Bruder des Königs von den Orcades. Artus wollte mich nach Hause schicken, als ich am Anfang zu ihm kam, aber er konnte es nicht. Medraut wird nach Camlann gehen. Und er wird viele Freunde dort finden, obwohl er in sich selbst ohne Freund bleiben wird.« Gawain stützte die Ellbogen auf die Knie und rieb sich mit den Händen über die Stirn. »Maelgwyn wird uns jetzt

ziehen lassen, aber er wird weiterhin seine eigenen Pläne schmieden. Agravain geht nach Hause, nach Dun Fionn auf den Orcades. Wir waren einer Meinung, daß dies das beste wäre. Die Truppe ruft ihn wahrscheinlich während der nächsten paar Tage zum König aus, und die anderen aus dem Clan bestätigen ihn ohne Zweifel, wenn er heimkommt. Zuerst werden wir natürlich Artus besuchen, und Agravain will ihm die Treue schwören. Aber er wird sterben, Rhys. Was er getan hat, wird ihn umbringen. Und...« Er preßte die Hände auf die Augen. »Und...« Seine Schultern begannen zu zucken, als ob irgend etwas in ihm brach, und er stieß ein leises, gequältes Schluchzen aus.

Ich stand noch an der Wand und schaute ihn an. »Wir können nach Hause gehen, zu meinem Clan«, hatte ich Eivlin gesagt. Und wenn ich ihn verließ, in seinem Kummer, dann konnten wir das auch tun. Er war vorher ohne mich ausgekommen, und ohne Zweifel konnte er das auch wieder.

Aber es ist die Tat eines Feiglings, von einem Leidenden wegzugehen. Ich ergriff seinen Arm. »Mein Herr.«

Er blickte auf. Sein Mund war schmal vor Schmerz, und seine Augen sahen dunkel und erschöpft aus.

»Mein Herr«, wiederholte ich und ergriff seine Schulter. Er nahm mein Handgelenk, wandte den Blick auf und begann zu weinen; es waren stille, hoffnungslose, herzerreißende Schluchzer, die halb erstickt klangen, als ob er Angst hätte, seinen Schmerz hören zu lassen. Ich hielt seine Schulter umfaßt. Es gab nichts, was ich sagen konnte.

Am Ende konnte ich nicht viel mehr tun, als ihn davon zu überzeugen, daß er noch etwas von dem Met trinken und dann schlafen sollte. Er konnte nicht über seinen Schmerz reden, und er konnte auch nicht laut weinen oder viele Tränen vergießen. Ich wußte, am nächsten Tag wäre er wieder höflich und ziemlich kühl, aufmerksam Agravain gegenüber, bereit, mit Maelgwyn Wortduelle auszufechten wegen der Reise nach Camlann und dem Tribut, der dem Kaiser zustand.

Als er schlief, nahm ich den Met und ging hinaus, um Eivlin zu suchen.

Sie wartete noch immer unten am Hügel, obwohl Rhuawn weg war. Sie saß da, die Knie angezogen, und schaute den Mond an. Ich trat hinter ihr heran, blieb stehen und betrachtete das Mondlicht in ihrem Haar.

»Eivlin?« sagte ich.

Sie drehte sich um. Das Licht glitt über ihr Gesicht und schimmerte in ihren Augen, und ein Lächeln verlieh ihr wunderbare Schönheit. »Rhys.« Sie klopfte auf das Gras neben sich, und ich trat heran und setzte mich.

»Ist das Mondlicht nicht wunderschön, da drüben auf den Bergen?« fragte sie. »Aber auf der See, da sieht es noch schöner aus. In Dun Fionn, da kann man von den Klippen aufs Meer schauen, und man sieht die Wellen ganz aus Silber und mit Schaumkronen, und die Wellentäler sind schwarz und bewegen sich.« Sie starrte hinauf zum Mond, einem wachsenden Mond in einem tiefblauen Himmel. »Wie weit es doch von uns entfernt ist, das Juwel der Nacht. Ich frage mich, ob der Mond uns wohl sehen kann.«

Ich schüttelte den Kopf. »Hättest du gern etwas Met?«

Sie lächelte und warf den Kopf zurück. »Ach, alle haben ja etwas getrunken, ja.«

Ich schenkte ein, und wir tranken zusammen, während wir wieder den Mond anschauten. »Eivlin«, sagte ich, als die Becher leer waren.

Sie schaute mich an; ihre Lippen standen ein wenig offen, und ihr Blick war sanft. »Du willst mir sagen, daß du nicht zurückkannst zu deiner Familie und deinem Hof«, bemerkte sie ruhig.

Ich zwinkerte. »Ja... nein. Ich kann jetzt nicht dorthin zurück.«

»Weil du ihn gern hast?«

»Das auch. Aber mehr, weil er mich jetzt braucht.« Ich zog mir einen Grashalm aus der Erde und musterte ihn beim Mondlicht. Ich konnte die Falte in der Mitte sehen, und all die zarten kleinen Linien seines Wachstums. »Weißt du, er hatte früher nie einen Diener, bis ich kam und ihn darum bat, mich nach Camlann mitzunehmen. Er hat eine verdammt stolze Demut, die ihn dazu bringt, daß er immer jemandem zu Diensten ist. Entweder Artus oder Agravain oder Elidan oder sonst jemandem. Immer konnte man sich auf ihn verlassen, aber er, er konnte sich auf keinen verlassen. Also habe ich angefangen, Dinge für ihn zu erledigen, ohne darauf zu warten, daß er mich darum bittet, und weil er höflich und freundlich ist, machte er Raum für mich. Und jetzt, jetzt ist es soweit, daß er sich auf mich verläßt. Jetzt braucht er mich. Jetzt ganz besonders. Lieber Gott, er hat genug durchgemacht, und jeder andere wäre gebrochen. Ich kann nicht weg. Ich habe mich ihm angeschlossen, mich kümmert das, was in Camlann passiert, ich stecke zu tief drin, als daß ich mich jetzt noch zurückziehen könnte. Recht oder Unrecht, jetzt kann ich

nur noch für das Licht leben und Gott bitten, daß Camlann Medraut übersteht und das, was vor uns liegt. Ob wir Erfolg haben oder nicht, ob wir tatsächlich das Licht am Brennen halten, ich habe nicht die Wahl. Ich muß dabeibleiben.« Ich ließ den Grashalm fallen und dachte darüber nach, an was ich mich da gebunden hatte. Ich mußte auch an Morgas' Worte denken.

Eivlin nahm meine Hand. Sie hielt sie in ihren beiden Händen. »Wenn das die einzige Wahl ist, mein Herz, dann ist es wenigstens eine gute. Und er ist ein guter Herr.«

Ich nahm ihre Hände und umfing sie ganz fest, während ich mich ihr zuwandte. Jetzt kam das Schlimmste an der Sache. »Ich will trotzdem, daß du mitkommst. Vielleicht ist das nicht die Welt, in die man hineinheiraten sollte und in der man Kinder großzieht, aber wenn du es könntest...«

»Wenn ich es könnte! Hör dir den Kerl mal an! Glaubst du, du kannst mich so einfach wegschieben, Rhys? Laß deinen Clan das ganze Land auf beiden Seiten des Mor Hafren bebauen, und sollen sie da Wurzeln schlagen. Ich komme mit dir. Und zwar immer. Ohne mich zu fragen, hast du einfach gesagt, du würdest mich heiraten. Und jetzt sage ich dir, ohne daß du mich fragst, ich will dich heiraten. In alle Ewigkeit.« Sie hielt inne und fügte dann energisch hinzu: »Aber du mußt dafür sorgen, daß wir in Camlann unser eigenes Haus kriegen, und sorg auch dafür, daß es ein gutes ist. Dein Herr sollte in der Lage sein, das zu schaffen, und es ist das mindeste. Ich will Herrin meines eigenen Hauses sein, wenigstens wäre das eine ganz tolle Sache.«

»Ja«, sagte ich und grinste sie an. »Ja. Das wäre wirklich eine ganz tolle Sache.«